Charles Sealsfield im Schweizer Exil 1831-1864

SealsfieldBibliothek

Wiener Studien und Texte

Herausgegeben von Alexander Ritter

Band 6

Charles Sealsfield im Schweizer Exil 1831-1864

Republikanisches Refugium und internationale Literatenkarriere

Herausgegeben von
Alexander Ritter

Praesens Verlag
Literaturwissenschaft | Sprachwissenschaft | Musikwissenschaft | Kulturwissenschaft
Wien

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-7069-0512-1

Gedruckt mit Förderung des Bundesministeriums
für Wissenschaft und Forschung in Wien
BM.W_F[a]

Satz und Layout: Michael Meyer

© Praesens Verlag
http://www.praesens.at
Wien 2008
Alle Rechte vorbehalten. Rechtsinhaber, die nicht ermittelt werden
konnten, werden gebeten, sich an den Verlag zu wenden.

Inhaltsverzeichnis

Geleitwort 7

Alexander Ritter: Statt einer Vorbemerkung. Charles Sealsfields Schweizer Exil, das Schweizbild im Roman *Die deutsch-amerikanischen Wahlverwandtschaften* und *Flirtations in America* 9

Ernst Grabovszki „Was doch die Hoffnung der Freiheit nicht alles ertragen macht!". Die Schweiz als Ausgangspunkt eines *rite de passage* in den *Deutsch-amerikanischen Wahlverwandtschaften* (1839/40) 25

Gabriela Scherer: Charles Sealsfield: polyphon und polyglott. Zur Funktion der Sprachvielfalt im Roman *Die deutsch-amerikanischen Wahlverwandtschaften* (1839/40) aus deutschschweizerischer Sicht 47

Wynfrid Kriegleder: Von *Tokeah* (Philadelphia 1829) zum *Legitimen* (Zürich 1833) oder die unvollständige Metamorphose von einem amerikanischen zu einem europäischen Roman 59

Alexander Ritter: Charles Sealsfields Geschäftsbeziehungen zu den Verlagen Brockhaus (Leipzig), Julius Baedeker (Elberfeld), Orell, Füßli & Cie. und Friedrich Schultheß (Zürich). Inhaltliche Buchmarktferne, verlagsgeschäftliche Absprachefehler und limitierte Buchzirkulation 81

Christian von Zimmermann: Jeremias Gotthelf und Charles Sealsfield. Literarische und diskursive Sichtung einer Zeitgenossenschaft 127

Walter Grünzweig: Charles Sealsfield, Karl Maria Kertbeny und der frühe europäische Homosexualitätsdiskurs 145

Ruedi Graf: Sealsfield und Solothurn: Ein mißlungener Dialog unter Autoren. Zu Alfred Hartmanns Erzählung *Dursli, der Auswanderer* (1853) und der regionalen Amerika-Rezeption 163

Wynfrid Kriegleder: Charles Sealsfield schreibt aus Schaffhausen an Ida Baronin Reinsberg-Düringsfeld in Konstanz oder: Warum trotz Eduard Castle eine neue Sealsfield-Briefedition notwendig ist. 181

Jeffrey L. Sammons: Ein bislang unbekannter Brief Charles Sealsfields vom 26. September 1860 (Solothurn/Schweiz) an Karl Maria Kertbeny 199

Kenji Hara: Name des Vaters. Eine Analyse der Machtverhältnisse in Charles Sealsfields Roman *Süden und Norden* (1842f.) 205

Monika Ritzer: Irdische Gespenster. Charles Sealsfields Nachlaßerzählung *Die Grabesschuld* (1873) im Kontext der Restaurationszeit 227

Werner A. Gallusser: Facetten zu Leben und Werk von Charles Sealsfield. Eine humangeographische Nachlese 239

Alf Schneditz: der postillon von siegelfeld oder am bahnhof von solothurn. für peter bichsel am 22. september 2006 251

Primus-Heinz Kucher: Die Schweizer Austriaca-Schriften des österreichischen (Re)Migranten Franz E. Pipitz 259

Claudia Schweizer: „Segen über Dich, mein Böhmen, reichen Segen über Dich!" Böhmische Vormärzliteratur nach Carl Anton Postl (Charles Sealsfield) 271

Mira Miladinović Zalaznik: Anastasius Grün (Anton Alexander Graf Auersperg (1806–1876) und sein Krainer Zeitgenosse Leopold Kordesch (1808–1879) 295

Alexander Ritter: Sealsfield-Bibliographie 2007-2008 313

Bildnachweis 317

Autoren 318

Internationale Charles-Sealsfield-Gesellschaft (Wien) 325

Geleitwort

Der vorliegende Band dokumentiert im wesentlichen die Vorträge eines Symposions, das am 22. und 23. September 2006 in Solothurn (Schweiz) durchgeführt wurde und unter dem Titel stand: *Charles Sealsfield im Schweizer Exil. Der Schriftsteller, Reisende und respektable ‚amerikanische' Besucher in Aarau und Solothurn*. Veranstalter der Tagung waren die *Zentralbibliothek Solothurn*, die *Internationale Charles Sealsfield-Gesellschaft* (Wien) und das *Österreichische Kulturforum Bern*. Diese Tagung ist bereits die dritte in einer von der *Internationalen Charles Sealsfield-Gesellschaft* (Wien) veranstalteten Konferenzreihe. Wie schon bisher werden auch diesmal die Ergebnisse im Rahmen der *SealsfieldBibliothek* (hrsg. v. Alexander Ritter. Wien: Präsens Verlag) präsentiert.

Charles Sealsfield kam 1793 als Carl Anton Postl in Poppitz bei Znaim als Untertan der Habsburger zur Welt und schuf sich nach seiner Flucht aus Prag 1823 als US-amerikanischer Staatsbürger eine neue Identität. Er verbrachte bis zu seinem Tod 1864 fast 30 Jahre seines Lebens in der Schweiz, mithin den größten Teil seiner bewußt erlebten Existenz. Als deutsch-amerikanischer Autor ist er in die Literaturgeschichte eingegangen.

Die Konferenz, zu der sich Wissenschaftler aus Deutschland, Italien, Österreich, der Schweiz und den USA trafen, widmete sich dem vernachlässigten Schweizer Aspekt seines Lebens und seines literarischen Werkes. Die *Zentralbibliothek Solothurn*, das wichtigste Archiv für die Sealsfieldforschung, war diesmal der Gastgeber. Getagt wurde außerdem im *Kantonalen Zentrum für Kultur und Begegnung Schloß Waldegg* (Feldbrunnen/Solothurn). Das Zustandekommen der Veranstaltung war vor allem der Initiative der Co-Direktorin der Zentralbibliothek Solothurn, Verena Bider, zu verdanken. Ideelle und finanzielle Unterstützung boten auch das *Österreichische Kulturforum* (Bern), der *Lotteriefonds des Kantons Solothurn* sowie die Einwohnergemeinde der Stadt Solothurn.

In ihrem Grußwort verwies Verena Bider auf die fortdauernde „Erinnerung" an die „freundschaftlichen Beziehungen zwischen Charles Sealsfield und den literarisch und kulturhistorisch interessierten Solothurnern des 19. Jahrhunderts" in „Familien und Institutionen". Beispielhaft dafür sei Sealsfields Beziehung zu dem Solothurner Schriftsteller Alfred Hartmann (1814-1897) und seiner Familie. Bemerkenswert erscheine aber vor allem das institutionelle Interesse der vormaligen Kantons- und heutigen Zentralbibliothek und ihrer Leiter an Leben und Werk des Schriftstellers. So habe der Kantonsbibliothekar Martin Gisi zu Beginn des 20. Jahrhunderts eine Arbeit über Charles Sealsfield geplant. Sein frühes Engagement sei dann unter den späteren Bibliotheksdirektoren Dr. Hans Sigrist und Prof. Dr. Rolf Max Kully

fortgesetzt worden. Zu deren wichtigen Entscheidungen gehöre der Ankauf der *Sealsfield-Sammlung Kresse*, die Organisation des Bestandes und dessen Erfassung über ein publiziertes Verzeichnis. Zwei grössere Ausstellungen zu Charles Sealsfield in den Jahren 1964 und 1988 dienten dazu, den Archivalienbestand einer breiteren Öffentlichkeit vorzustellen.

Die unterstützenden Institutionen waren durch maßgebliche Persönlichkeiten bei der Konferenz vertreten. Einführende Worte sprachen Gesandter Rudolf Novak für das Kulturforum, Regierungsrat Klaus Fischer als Vertreter des Kantons Solothurn und Stadtpräsident Nationalrat Kurt Fluri als Vertreter der Einwohnergemeinde Solothurn. Dabei bezeichnete Rudolf Novak den sich zwischen den Kulturen bewegenden Charles Sealsfield als Vorläufer des modernen globalisierten Menschen. Klaus Fischer und Kurt Fluri verwiesen auf die Solothurner Verankerung des aus Mähren stammenden Amerikaners. Als Jeffrey Sammons von der Yale-Universität der Zentralbibliothek einen neu entdeckten Brief Sealsfields großzügig als Geschenk überreichte, fand die transatlantische Zusammenarbeit der an Sealsfield Interessierten auch ein nach außen sichtbares Zeichen.

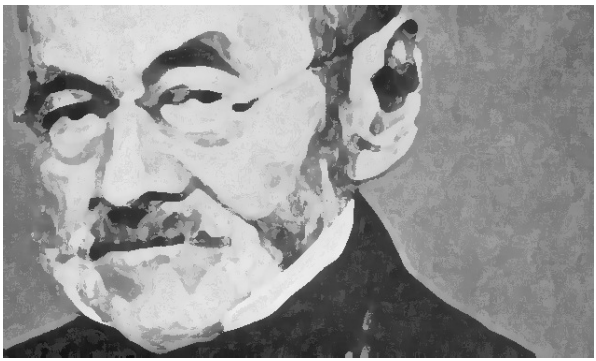
Neben den Solothurner Referaten bietet der Band einige weitere Aufsätze, die sich biographischen Aspekten zuwenden und zur editorischen Situation Stellung nehmen. Ein literarischer Beitrag von Alf Schneditz rundet ihn ab.

Die *Internationale Charles Sealsfield-Gesellschaft* ist noch lange nicht am Ziel ihrer Arbeit angelangt. Im Oktober 2008 wird in Wien eine Tagung unter dem Titel *Amerikaerleben und fiktionale Lebenswelten im europäischen Roman um 1850* stattfinden, in der erneut nach dem Platz des Autors im internationalen literarischen Kontext gefragt werden wird.

Helga Löber
Präsidentin

Wynfrid Kriegleder
Vizepräsident

Internationale Charles Sealsfield-Gesellschaft
(Wien)



Alexander Ritter: Statt einer Vorbemerkung. Charles Sealsfields Schweizer Exil, das Schweizbild im Roman *Die deutsch-amerikanischen Wahlverwandtschaften* und *Flirtations in America*

I. Einleitende Hinweise

Zwischen 1823 und 1831 reist Carl Anton Postl, der sich später Charles Sealsfield nennt, ruhelos durch die westliche Welt. Beiderseits des Atlantiks sucht der flüchtige Priester und Mönch aus dem Kloster der *Kreuzherren mit dem roten Stern* (*Ordo militaris Crucigerorum cum rubea stella*, Prag) nach einer neuen Existenz. Von 1823 an bis 1826 etikettiert er sich mit den fortlaufend veränderten Namensvarianten Carl Moritz Zeilfels, C. [Carl/Charles] Sidons und Charles Sealsfield, sich als amerikanischen Staatsangehörigen ausgebend.[1]

---

[1] Alexander Ritter: *Grenzübertritt und Schattentausch: Der österreichische Priester Carl Postl und seine vage staatsbürgerliche Identität als amerikanischer Literat Charles Sealsfield. Eine Dokumentation*. In: *Freiburger Universitätsblätter* 38 (1999), H. 143, S. 39-71. Wieder in: *Sealsfield-Studien* 2. Hrsg. von Alexander Ritter. München: Charles Sealsfield-Gesellschaft, 2000, S. 81-112. (*Schriftenreihe der Charles Sealsfield-Gesellschaft*; 11); ders.: *Fluchtpunkt Kittanning,*

In der Zeit von 1831 bis Ende Mai 1837, dem Termin einer überhasteten Abreise in die USA, etabliert sich der Schriftsteller in der Schweiz. Er betreibt seine Sozialisation im bildungsbürgerlichen Milieu durch Reisen, den Aufbau eines Bekanntenkreises und die Zusammenarbeit mit den Verlagen Orell, Füßli & Cie. (1833-1835) und Friedrich Schultheß (1835-1841).

Beide liberal-demokratischen Staaten, die USA und der eidgenössische Staatenbund der Schweiz, begreift er von nun an als seine politische und private Heimat. Er habe darum, so schreibt er dem amerikanischen Kriegsminister Joel R. Poinsett am 8. Oktober 1837, „an estate in Switzerland, and another in the United States" erworben.[2] Und 1839, an seine deutschen Leser gerichtet, läßt er im Roman *Die deutsch-amerikanischen Wahlverwandtschaften* den jungen Baron Wilhelm von Schochstein konstatieren, in der Schweiz lebe man „in einem Freistaate, einem demokratischen Freistaate, wo es keinen Despotismus geben kann".[3] Die Identitätssuche ist abgeschlossen.

Nach der Veröffentlichung von zwei Reiseberichten und mehreren Romanen innerhalb eines Dezenniums arbeitet Sealsfield an einem weiteren Roman. Der umfangreiche, fragmentarisch gebliebene Text erscheint 1839/40 bei Friedrich Schultheß (Zürich) unter dem Titel *Die deutsch-amerikanischen Wahlverwandtschaften*.[4]

Diesen Roman kennzeichnet ein auffälliger Umstand. Im Unterschied zu den vorangegangenen Publikationen wird Europa nicht nur thematisiert. Der Autor ver-

---

Pennsylvania (USA) oder: Die inszenierte ‚Geburt' des Amerikaners Carl Moritz Zeilfels alias Charles Sealsfield. Eine Dokumentation. In: *Charles Sealsfield. Lehrjahre eines Romanciers 1808-1839. Vom spätjosefinischen Prag ins demokratische Amerika*. Hrsg. von Alexander Ritter. Wien: Praesens, 2007 (*SealsfieldBibliothek*; 5), S. 207-285, hier S. 225-231.

2 Sealsfield an Joel Roberts Poinsett vom 8. Oktober 1837. In: Eduard Castle: *Der große Unbekannte. Das Leben von Charles Sealsfield (Karl Postl). Briefe und Aktenstücke*. Wien: Karl Werner, [1955; Sigle: *BA*], S. 160. – Bei dem „estate" in den USA kann es sich nur um den bislang nicht verifizierten Besitz im Staate Louisiana handeln.

3 [Charles Sealsfield]: *Die deutsch-amerikanischen Wahlverwandtschaften*. Vom Verfasser des Legitimen, des Virey, der Lebensbilder aus beiden Hemisphären, etc. Zürich: Friedrich Schultheß, 1839 (*Neue Land- und Seebilder*). Textgrundlage: Erster Theil, S. 1-156 [Sigle: *DAW*]. Das Romanskript ist vermutlich während der kurzfristigen Reise 1837 in die USA entstanden. Verlagsvertrag: *Rambleton* (16. Februar 1838), Vertragsergänzung nebst Titeländerung in *Neue Land- und Seebilder* (4. Oktober 1838). In: *BA* (Anm. 2), S. 182f. Das Buch erscheint in zwei Publikationsschritten: 1839 – drei Teile (dritter Teil in zwei Bänden) unter dem Titel *Neue Land- und Seebilder* mit dem Nebentitel *Die deutsch-amerikanischen Wahlverwandtschaften*, 1840 – vierter Teil in drei Bänden. – *DAW* 42.

4 Anm. 3.

legt den Schauplatz für rund ein Fünftel des Textes in die zeitgenössische Schweiz.[5] Unabhängig davon, ob die Reihenfolge der Romanteile in ihrer Sortierung handlungslogisch überzeugt, stellt die vom Autor genehmigte Edition die Schweizpassagen an den Beginn. Sie markieren den Erzählauftakt. Die Schweiz ist Sealsfield so wichtig, daß er – sozusagen faktisch und fiktiv von ihrem Territorium aus – mit den ersten vier Kapiteln zu einer erzählerisch veranschaulichten Belehrung des Lesers ansetzt. Es geht darin um die historisch-politischen und mentalitätsgeschichtlichen Unterschiede in der Schweizer, der deutschen und amerikanischen Geschichte und Gegenwart der 1830er Jahre.

Die Titelei, Goethes Roman *Die Wahlverwandtschaften* (1809) konnotierend, ist eine programmatisch dezidierte Feststellung, mit der er dem Leser mitteilt, daß ihn Ausführungen zur besonderen Qualität der transatlantischen Bindungen zwischen Alter und Neuer Welt erwarten. Das epische Geschehen folgt der dem Begriff der *Wahlverwandtschaft* immanenten Duplizität, im Roman angewendet auf Personen, Handlungen und Schauplätze.

Stoffundus für sein faktenreiches Schweizbild sind ein Surrogat aus Selbsterlebtem (Autobiographie) und Angelesenem (Landeskunde/Geschichte). Seine eigene verdoppelte Blickrichtung auf Europa und Amerika verordnet der Autor seinem epischen Berichterstatter und dessen Intention, den europäischen Leser mit Hilfe der Auftakthandlung an die vom Autor ausgewählten Probleme der staatlichen wie gesellschaftlichen Entwicklung auf beiden Kontinenten heranzuführen.

Das geschieht an Hand einer gemäßigt satirisch-kritischen Beispielhandlung zweier sozial herausgehobener Familien des deutschen Adels und des amerikanischen Bürger-‚Adels' im Genre der *romance*. Was der Autor mit seinen unterhaltsamen Amerikaromanen und ihren belehrenden historisch-politischen Analysen verfolgt, die liberal-demokratischen USA mit ihrer europäischen Vergangenheit als Zukunft Europas zu propagieren, gilt prinzipiell auch für diesen Text. Er konzipiert den epischen Vorgang im Sinne des angenommenen dialektischen Prozesses für eine entsprechende Schauplatzabfolge, ohne jedoch zum Ende einer Handlungssynthese zu gelangen.

Die Schweizepisode stellt nicht nur alles das an Motivmaterial bereit, was für die komplexe Folgehandlung erforderlich ist.[6] Sie ist auch eine signifikante Textpas-

---

[5] Der Gesamtumfang beträgt 890 Seiten. Davon sind 156 Seiten der Schweizepisode gewidmet (18%).

[6] Ernst Grabovszki: „*Was doch die Hoffnung der Freiheit nicht alles ertragen macht!" Die Schweiz als Ausgangspunkt eines ‚rite de passage' in den ‚Deutsch-amerikanischen Wahlverwandtschaften' (1839/40)*. In: *Sealsfield im Schweizer Exil 1831-1864. Republikanisches Refugium und internationale Literatenkarriere*. Hrsg. von Alexander Ritter. Wien: Praesens, 2008 (*SealsfieldBibliothek*; 6), S. 25-45.

sage dafür, wie der Autor faktische in fiktive Wirklichkeit transformiert. Sealsfield, der sensible Beobachter mit dem politischen Gespür für historische Situationen offenkundigen wie latenten Konfliktpotentials, wählt aus der Zeitgeschichte drei brisante Komplexe: die ordnungspolitische Fehlentwicklung während der europäischen Restauration, die sozio-ökonomische Fehlentwicklung der amerikanischen Gesellschaft und die weltwirtschaftliche Depression. Deren Präsentation ordnet er seiner optimistischen Ansicht eines demokratisch orientierten weltgeschichtlichen Prozesses zu, vorgestellt im Miteinander von Vertretern eines geschichtsträchtigen, aber evolutionär stagnierenden Europa (Schweiz) und Amerika (USA). Die nachstehenden Ausführungen folgen diesen Voraussetzungen und erläutern drei Aspekte: die Schweiz als geschichtsträchtiger Schauplatz, der freie Schriftsteller als Börsenspekulant sowie die Textrezeption in den USA.

II. Die Reisenden und der Schauplatz

Indem sich der Autor für die Schweiz als Handlungsraum entscheidet, vermittelt er die Nachricht, daß es eines republikanischen Staates für freies Sprechen in Europa bedarf, um seine politische Leserbelehrung zu veröffentlichen.

Sealsfield wählt einen begrenzten, für die Landeshistorie geschichtsgesättigten Schauplatz am Zürichsee, besetzt ihn mit reisenden Figuren dreier Herkunftsländer, denen drei landeskundlich bestimmte Perspektiven übertragen werden. Über den Erzählerbericht und die Vorträge der Rollensprecher komponiert er ein Schweizbild, das den stereotypen Vorstellungen der Zeit folgt: die Natur als Hochgebirgslandschaft (prototouristisches Reiseziel/beseelte Natur) und der Staat als republikanisch organisierte Gesellschaft (politisches Reiseziel/geschichtsphilosophisches Vorbild). Mit der Leserbelehrung folgt Sealsfield, der spätaufklärerisch geschulte katholische Priester, seiner intellektuellen Disposition, die eigene Weltsicht der Öffentlichkeit in didaktisch aufbereiteten Exkursen im Sinne von *prodesse et delectare* zu vermitteln.

Für eine erzählerisch glaubwürdige Umsetzung seiner Intention organisiert der Autor eine entsprechende Erzählsituation. Er legt die Handlung auf einen Tag während der ersten „Hälfte des Maimonats 183-“[7] fest und markiert den Schauplatz durch topographische Angaben vom „Zürcher See oberhalb Pfäffikon“ auf der Höhe von Rapperswil.[8] Vor diesem räumlichen Hintergrund halten die handelnden Personen aus der Schweiz, Deutschland und den USA ihre *privatissima*. Es sind im Prinzip drei Exkurse – kontrolliert und kommentiert vom Erzähler – , mit denen

7 *DAW* 7.

8 *DAW* 2.

sich die Rollensprecher selbst charakterisieren, sich gegenseitig informieren und dem Leser landeskundliches Grundwissen über die Schweiz, die deutschen Länder und die USA vermitteln.

Den Auftakt bildet der Vortrag eines biederen Berner Fremdenführers, der dem amerikanischen Bildungstouristen Rambleton[9] über das revolutionäre Aufbegehren Schweizer Bürger informiert.[10] Mit seinem Monolog preist er die nationalen politischen Errungenschaften von Bürgermacht, Republikanismus und Unabhängigkeit. Er erläutert diese an Hand der spätmittelalterlichen Entstehung der Eidgenossenschaft, in einer Zeit der wirtschaftlich-politischen Krisen, adligen Territorialpolitik und republikanischen Bündnissuche. Detailliert schildert er den politischen Befreiungsprozeß an Beispielen des komplizierten Konfliktes zwischen dem Adel in Rapperswil, den Bürgern in Zürich, den Bauern des Zürcher Umlandes im 13. Jahrhundert („Zürcher Mordnacht", 1350) und an den Siegen des Zürcher Bürgermeister und Heerführers der Eidgenossenschaft Hans Waldmann (1435-1489) über den Burgunderherzog Karl der Kühne im 15. Jahrhundert sowie an damit verbundenen innen- und außenpolitischen Ereignissen.

Der zweite Belehrungsteil fällt in der Erzählzeit identisch aus.[11] In ihm geht es um die Aufklärung über die aktuelle politische und literarkulturelle Situation in Deutschland, genauer in den Königreichen Preußen und Sachsen. Dazu erweitert der Erzähler die personelle Konstellation um den Baron von Schochstein samt Töchtern, Sohn, Schwiegersohn und Gesellschafterin. In ihrem Disput über die deutschen Verhältnisse spiegelt sich die zeitgenössische Konfliktlage, vorgestellt an der Debatte der liberalen Intellektuellen über die konträren Positionen von Restauration und Republikanismus, Kleinstaaterei und nationalem Einheitsverlangen während der 1830er Jahren in Deutschland.

Dazu läßt der Erzähler, vor dem Hintergrund europäischer Geschichte, die republikanischen Schweizer Verhältnisse in „einem demokratischem Freistaate"[12] mit der deutschen ständestaatlichen Ordnung und Untertanenmentalität, der fehlenden politischen Aufgeklärtheit, dem mangelnden Nationalbewußtsein als wech-

---

9 Rambleton verkörpert den zeitgenössischen Typus des frühen amerikanischen großbürgerlich-wohlhabenden Bildungstouristen, der mit der *sentimental journey* Europa als Herkunftsraum aufsucht und der Besichtigung der Alpenregion dem aufklärerisch-romantischen Naturverständnis folgt. Er vertritt die Vorform des individuell Reisenden (Prototourismus), die dann den in den 1840er Jahren einsetzenden organisierten Tourismus auslöst (1827: Karl Baedeker, erster Reisehandbuchverlag; 1841: Thomas Cook, erste Gruppenreise und 1845 erstes Reisebüro).

10 *DAW* 9-25.

11 *DAW* 42-56.

12 *DAW* 42.

selnde „Gallo=„ und „Anglomanen“[13] und der Skepsis gegenüber revolutionären Veränderungen erläutern. Ergänzt wird die politische Analyse durch deren Wiederholung in einem Disput über die desolate Lage der deutschen Literatur. Bei diesem kulturpolitischen Dissens zwischen den „Verfechter[n] der letzten Schule“, der nachklassischen, und den anderen einer „so eben ins Leben tretenden neuen Schule“[14] geht es um die deutschen Bildungsdefizite, ein „knechtisches Nachäffen“[15] ausländischer Literatur mit ihren sozialen Zerrbildern, die inflationäre Rezeption englischer und französischer Trivialtexte, das erwartete „Heil der neuen Literatur vom jungen Deutschland“ und den Vormärzliteraten.[16]

Um für den Leser das, was in der dialogisierten Analyse zur Situation in den deutschen Ländern eventuell nicht deutlich genug geworden ist, in einem zusammenfassenden Urteil zuzuschärfen, bemüht der Erzähler den Amerikaner Rambleton mit seiner Außenperspektive. Er sehe die Deutschen als „curiose, abgeschmackte Menschen“. Diese „curiose Nation mit ihren Widersprüchen“, mit ihren „dreißig oder viertzig Monarchen muß […] ein wahres Paradies sein! Revolution wenigstens […] haben sie keine zu befürchten“.[17]

Die vorgesehene Trias der Informationsteile vervollständigen die kritischen Äußerungen des Amerikaners Rambleton über die USA. Für eine möglichst glaubwürdigen Kennzeichnung der kritischen politischen Lage und damit der Gefährdung der Demokratie in den fernen USA verdreifacht der ‚amerikanische’ Autor seine Nachweise. Dazu dienen Zitate aus amerikanischen Zeitungen, die Reaktion des Amerikaners Rambleton darauf und ihre zusätzliche Kommentierung durch den ‚amerikanischen’ Erzähler.[18] Die Kritik richtet sich auf den schlecht beleumundeten demokratischen Präsidenten Martin van Buren (1836-1841), den gescheiterten zweiten Seminolen-Krieg (1832-1845) in Florida, die Caroline/McLeod-Affäre (Unabhängigkeitsbestrebungen Kanadas, 1837-40) und den Konflikt mit England, auf die wachsende Macht der nationalistisch-konservativen Whigs (gegr. 1832) als Gegner der Demokraten, die Wirtschaftskrise 1837 und die angeblich dubiosen Machenschaften von George Washington als Gouverneur Virginias. Diese politischen Informationen vervollständigt Rambleton zu einer Art landeskundlichem Gesamtbild,

13 *DAW* 45.

14 *DAW* 54.

15 *DAW* 45.

16 *DAW* 51.

17 *DAW* 75f.

18 *DAW* 91-101, 112-114.

indem er über die klimatischen und meteorologischen Bedingungen der USA und vor allem New Yorks referiert.[19]

Die Schweizer Romanepisode ist signifikant für Sealsfields politisches Schreiben. Es ist der republikanische Staat, den er retrospektiv als politisch glaubwürdigen Schauplatz dafür wählt. Von ihm aus sucht er seine geschichtsphilosophische Perspektive *ex cathedra helvetiae* ins öffentliche Bewußtsein zu rücken und im Kollektivgedächtnis als Maßgabe zukünftiger Entwicklung zu verankern. Die Fiktionalisierung erfolgt über eine dafür organisierte Handlung, in der des Autors *eine* Perspektive auf mehrere Personen als sich im Disput ergänzende Rollensprecher aufgeteilt wird. Auf diese Weise legt er den ideologischen Rahmen des Romans fest, präjudiziert die Intention der Folgehandlung und beeinflußt die Rezeptionshaltung des Lesers.

III. Der freie Schriftsteller und seine wirtschaftliche Existenz

Weil für Sealsfields Lebensgang wie Identität die Reiseerfahrung von Räumen mit ihren Durchgangsstationen immer auch die Suche nach Heimat ist, haben die autobiographischen Erlebnisse einen nachhaltigen Einfluß auf die Wahl und Ausgestaltung von Schauplätzen und Handlung in der erzählten Wirklichkeit seiner Romane.

Um die Romanhandlung im Anschluß an die Schweizepisode voranzutreiben und ihr die gewünschte topographische und damit auch inhaltliche Richtung westwärts von Europa nach Amerika zu geben, setzt Sealsfield die dramatischen Mittel vom reitenden Boten ein. Dessen unerhörte Meldung stört schlagartig die idyllische Handlung am Zürichsee. Sie bricht ab, und der epische Vorgang geht in den zweiten Teil des Romans über

Diesem Erzählereingriff liegt eine für den Autor existentiell bedrohliche Erfahrung zu Grunde. Sealsfield, gleichfalls infiziert von der hysterisch gewordenen Renditejagd beiderseits des Atlantiks, hat wie tausende von anderen Investoren sich zu Beginn der 1830er Jahre mit erheblichem Kapital an der Hausse beteiligt und sein Barvermögen offenbar zu großen Teilen in amerikanischen Eisenbahnaktien angelegt. Aufgeschreckt durch die am 10. Mai 1837 in New York einsetzenden Börsenturbulenzen,[20] reist er umgehend über Le Havre in die USA, um die Wirtschafts-

---

[19] *DAW* 119-121.

[20] Die internationale Wirtschaftskrise von 1836/38, als Depression bis Anfang der 1840er Jahre andauernd, beginnt in den USA am 10. Mai 1837 in der Finanzmetropole New York. Die Banken stellen die Konvertibilität von Papiergeld in Gold und Silber ein und verlieren innerhalb von zwei Monaten 100 Mill. $. Auslöser ist die unkontrollierte Kreditvergabe an Bankkunden, die ohne angemessene Bonität sich mit Wertpapierkäufen an

lage vor Ort einzuschätzen und sein Vermögen zu sichern. Er kommt glimpflich davon. Und so kehrt er am 9. Oktober 1837 nach nur vier Monaten Aufenthalt mit der *Charlemagne* aus den USA zurück. In seinem Gepäck befinden sich Manuskriptteile für eine neue Publikation, die er im Laufe des Jahres zu einem Roman ergänzt. Er bietet den Text seinem neuen Verleger Friedrich Schultheß in Zürich an, den dieser dann 1839/40 unter dem Titel *Die deutsch-amerikanischen Wahlverwandtschaften* veröffentlicht.[21]

Was geschieht, korrespondierend mit dieser autobiographischen Episode, auf der Handlungsebene des Romans? Sealsfield übernimmt deren Umstände. Dem Protagonisten Rambleton, amerikanischer Staatsbürger, bestürzt über die Börsennachrichten aus New York, die ihn in der ersten „Hälfte des Maimonats 183-"[22] über die Presse und einen Basler Bankemissär erreichen,[23] ist ebenso wie seinem deutschen Gesprächspartner Baron von Schochstein klar, daß dieser Börsencrash mit „Armuth oder Reichthum" zu tun habe.[24] Beide folgen den Empfehlungen des herbeigeeilten Bankangestellten, umgehend „das nächste Packetschiff[25] nach Havre"[26] und New York zu erreichen.

In die stabile Handlungskonstellation, durch die Schiffs-, Ufer- und Reisemotivik zum Bild des Unterwegsseins metaphorisiert, bricht plötzlich die politische Wirklichkeit über die Figuren herein, löst den abrupten Handlungswechsel vom statischen Zusammensein in der Schweiz zum dynamischen Aufbruch in die USA aus.

Die Einbindung der börsengeschichtlichen Erfahrung erfüllt als Initialereignis eine mehrfache Funktion im epischen Vorgang. Sie markiert den zeitgeschichtlichen Anspruch des Textes als Zeitroman, spricht das wirtschaftspolitische Vorwissen der Leser an und pocht auf Authentizität, demonstriert die transatlantische Ver-

---

einen extrem haussierenden Aktienmarkt (Eisenbahnaktien) beteiligen. Die wirtschaftspolitische Ursache wird den beiden Präsidenten Andrew Jackson und Martin van Buren angelastet, die den Banken staatliche Gelder entziehen und keine Entlastung gewähren.

21 Anm. 3.

22 *DAW* 7.

23 D*AW* 145-156.

24 „Aber was hat die Newyorker Zeitung mit unserer Armuth oder Reichthum gemein?" (*DAW* 148).

25 *packet ship*, engl. Bezeichnung für hochseegängige, schnell segelnde Schiffe, die ursprünglich die Postverbindung zwischen den britischen Kolonien und dem Mutterland aufrecht erhalten und auch Fracht sowie Passagiere befördert haben. 1830 übernehmen Dampfschiffe mit regelmäßigem Fahrplan den Service, ab 1840 gibt die Kriegsmarine diese Dienste an private Reedereien ab. Hauptausgangshäfen für den Nordatlantikverkehr sind im 19. Jahrhundert Southampton, Liverpool und Plymouth.

26 Vgl. Hinweise auf die Fahrt nach Le Havre: *DAW* 107, 110, 111, 113, 150.

flechtung bei wachsender wirtschaftlicher Dominanz der USA, kritisiert die globale industriekapitalistische Entwicklung vor allem im Hinblick auf Amerika, die damit verbundenen Konflikte einer Weltwirtschaftskrise als Gesellschaftskrise allerdings aussparend. Der hastige Aufbruch der deutsch-amerikanischen Gruppe bedeutet für den Erzähler auf der Handlungsebene die Sorge der Figuren um ihre wirtschaftliche Zukunft, auf der Metaebene die Sorge des Autors um die Beständigkeit der ihm vorbildlichen amerikanischen Demokratie für die weltgeschichtliche Zukunft.

Mit Hilfe des fiktionalisierten Börsencrashs von 1836 setzt Sealsfield, gemäß seinem dialektischen Erzählkonzept, innerhalb der Romanhandlung die erste Zäsur. Die Schweiz und ihre tatsächliche Geschichte, in Vertretung für Europa, sind abgehandelt, werden von den belehrten Figuren als Vergangenheit zurückgelassen. Es folgt das Intermezzo der Atlantiküberquerung.[27] Auf dem amerikanischen Segler konditionieren die Raumenge und ein *leader*, der Kapitän, die sozial-ethnisch heterogene Passagiergruppe zum überlebenswichtigen Miteinander in der multikulturellen amerikanischen Gesellschaft. Mit dieser allegorisierten, mikrokosmischen *world in transition*, zwischen Abreise und Ankunft unterwegs von einem zum nächsten Ufer, führt der Autor die mobile Gesellschaft an Hand ausgewählter Personen vor, die – so seine geschichtsphilosophische Annahme von unentwegten Fortschrittsprozeß – die Zukunft der Menschheit vorbereiten werden.

Als symptomatisch für diese Auffassung exponiert der Erzähler die von ihren finanziellen Interessen getriebenen Protagonisten, den zurückreisenden Rambleton und die hinreisende Familie von Schochstein. Die Figuren sind sowohl komplementär als auch identisch angelegt. Sie ergänzen einander in staatsbürgerlicher, sozialer und territorialer Zuordnung, sie stimmen überein im standesgemäßen Führungsanspruch und der liberalen Einstellung. Sie figurieren beispielhaft für des Autors Projektion einer familiären Verbindung auf der Handlungsebene, einer transatlantischen Verbindung von Alter und Neuer Welt auf der Metaebene der Romanbotschaft. Diese Funktion sichert der Autor zusätzlich ab, indem er die Anthroponyme *Rambleton* und *Schochstein* semantisch im Sinne seiner Intention auffüllt. In beider namensetymologischer Ausrichtung wiederholt er personalisiert und somit programmatisch sein Verlangen nach Mobilität und gleichzeitiger Beständigkeit in der Lebensführung.[28]

---

[27] Alexander Ritter: *Wechselwirkung von inszenierter Autorindentität und inszeniertem Amerikabild. Momente einer „großen Lebenstour" des österreichischen Ordensbruders Karl Postl und des ‚amerikanischen' Literaten Sealsfield am Beispiel der Romane ‚Die deutsch-amerikanischen Wahlverwandtschaften' und ‚ Das Kajütenbuch'.* In: *Charles Sealsfield. Perspektiven neuerer Forschung.* Hrsg. von Alexander Ritter. Wien: Edition Präsens, 2004 (*SealsfieldBibliothek*; 1), S. 65-107.

[28] Rambleton: *Ramble-*, Grundwort von engl. *to ramble*, umherstreifen, wandern + *-ton*, Suffix sächs. Ursprungs in der Bedeutung von *farmyard*, *estate*, *small settlement*; ein seit dem

IV. Der Roman und die amerikanische Rezeption

Aufschlußreich für das zeitgenössische Verständnis von Sealsfields Texten in den USA sind die rezeptionsgeschichtlichen Folgen, die sich an den paratextuellen wie peritextuellen Bedingungen der amerikanischen Editionen des Romans *Die deutsch-amerikanischen Wahlverwandtschaften* ablesen lassen. „With the growth of the middle-class reading public" zwischen 1830 und 1844 „the book business has become big business" mit einem Umsatz von 12,5 Mill. $ (1850).[29] Der Publikumsgeschmack hat sich geändert. Man verlangt nach unterhaltsamen Romanen, weitgehend unbelastet von politischen Themen, sozialkritischen Fragestellungen und religiösen, ethischen Problemen.

Dem Autor sind diese Umstände der Verlags- und Lesererwartung wahrscheinlich geläufig. Das kann aus der auffälligen Glättung des übernommenen zeitgeschichtlichen Konfliktpotentials abgeleitet werden, mit der er dem Zeitgeschmack breiter Leserschichten entgegenkommt und z. B. die öffentliche Verdrängung von sozioökonomischen Verwerfungen im Zuge der wirtschaftlichen Depression seit Mitte der 1830er Jahre nicht problematisiert. Darüber hinaus eignet sich dieser Roman auf Grund seines inkohärenten und fragmentarischen Handlungsganges, des *romance*-Charakters und der generell abgeschwächten Gesellschaftskritik, der stereotypisierten Figurenentwürfe aus der deutschen wie amerikanischen *high society* für eine Übersetzung ins Englische.

Erschienen anonym in Zürich 1839/40, erlebt der Text in den USA zwei übersetzte Ausgaben durch die Verlage Jonas Winchester und William Taylor, beide New York.[30] Winchester gründet 1840 zusammen mit Park Benjamin und Rufus Wilnot Grisworld die Zeitung *New World* und den danach benannten Verlag. Man publiziert unerlaubt Nachdrucke britischer Romane als Fortsetzungsserie, deren Teile in der *quarto edition* auch gebunden werden können. Ab 1841 werden zusätzlich vollständige Bücher für 50 Cents angeboten, später um die Hälfte verbilligte Paperbackausgaben als halbmonatliche Beigabe der Zeitung, vertrieben durch *newsboys* und die Post. Die Produktion ist billig, denn Copyrightgebühren und Honorare

16. Jahrhundert belegter britischer Familienname (International Genealogical Index). – Schochstein: *Schoch-*, Grundwort u. a. in der Bedeutung einer früheren Schiffsform (16. Jh., *Grimms Wörterbuch*) + *-stein*, Suffix in der Bedeutung von *Beständigkeit*.

[29] James D. Hart: *The Popular Book. A History of America's Literary Taste*. Berkeley/Los Angeles/London: University of California Press, 1950, S. 90.

[30] *American Literary Publishing Houses, 1638-1899*. No. 2: N-Z. Hrsg. von Peter Dzwonkoski. Detroit, Michigan: A Brussoli Clark Book/Gale Research Company, 1986, S. 457, 494; Trish Loughran: *The republic in print: print culture in the age of U.S. nation building, 1770-1870*. New York [u. a.]: Columbia Univ. Press, 2007.

für ausländische Autoren entfallen, es sei denn, man kann die Druckfahnen vor Erscheinen der Bücher in Europa erwerben.

Die erzählerische Mischung aus den Motiven der republikanischen Schweiz als modischem Touristenziel eines Hochgebirgserlebnisses für amerikanische Bildungsreisende, der sentimentalen Rückerinnerung an Europa als Vergangenheit der USA, des Seeabenteuers der Atlantiküberquerung, des retrospektiven Erlebens einer überwundenen Depression und die unterhaltsamen Genrebilder von Mesalliance, *high society* und Amerikaambiente versprechen gute Verkaufschancen. Sealsfield bietet seinen Lesern die Gelegenheit, sich in Verhältnisse hineinzuträumen, die sie sich nicht leisten können und denen sie nicht zugehören: in eine Atlantiküberquerung und in das ferne Europa mit der Schweizer Alpenregion, in die deutsche wie amerikanische höhere Gesellschaft.

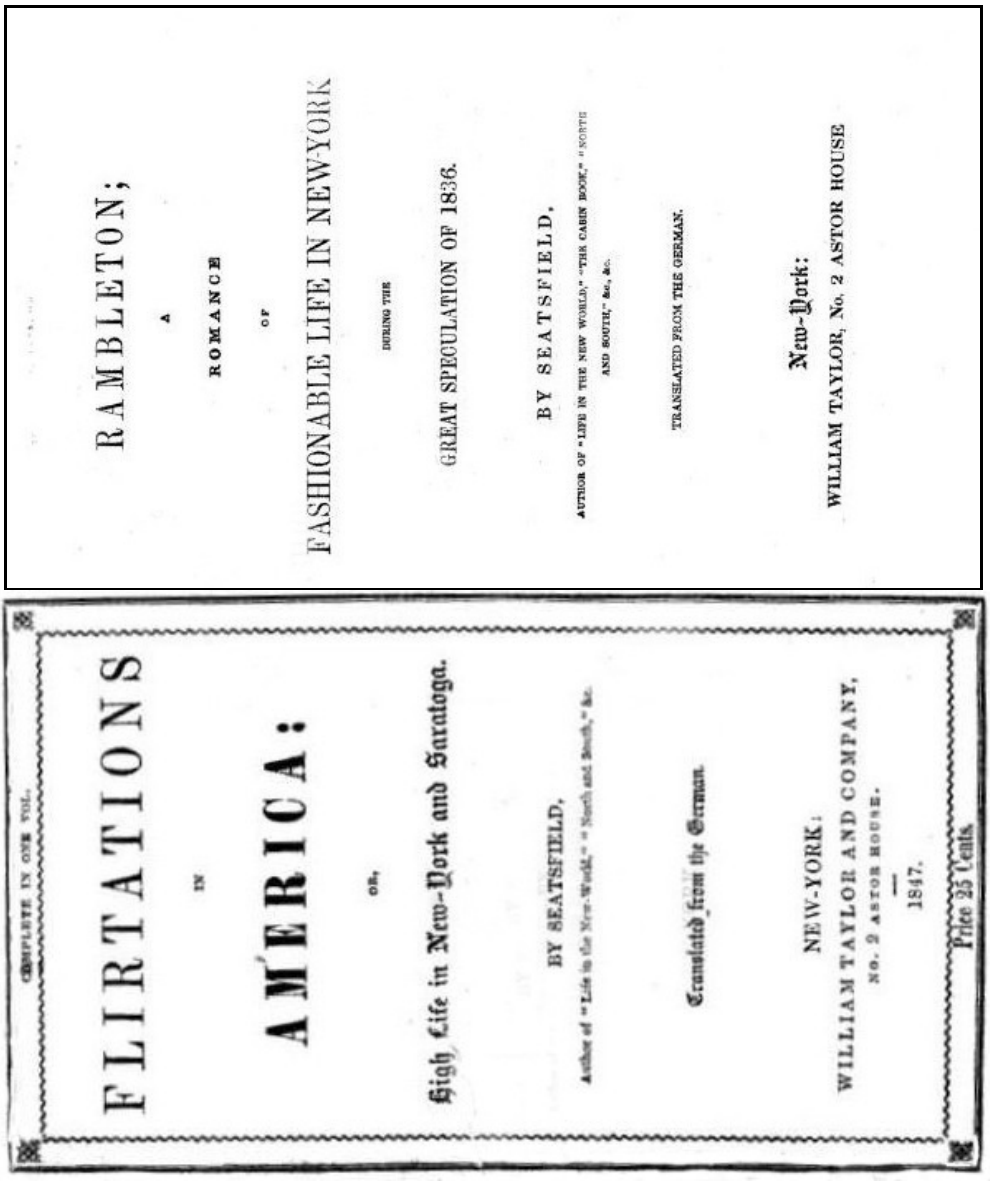
Das Buch fügt sich in sein Verlagsprogramm der populären historischen, geographischen Darstellungen und unterhaltsamen Belletristik ein.[31] Winchester sorgt für eine marktorientierte Übersetzung und Präsentation des Romans. Er läßt aber lediglich Teile übertragen und wählt für die Titelei drei Informationen, die dem Zeitgeschmack entgegenkommen: den amerikanischen Helden von gesellschaftlichem Rang *Rambleton* in Begleitung einer deutschen Adelsfamilie, Bildungsreisender in Europa,[32] verstrickt in eine *love affair* innerhalb der gehobenen Gesellschaft, in Zeiten einer wirtschaftlichen Krise, die für die Leser ein Jahre zurückliegendes, nicht mehr bedrückendes, aber immer noch bewegendes Ereignis ist: *Rambleton; a romance of fashionale life in New York during the great speculation of 1836. By Charles Sealsfield. Transl. from the German. New York: Winchester, 1844*. Das Buch ist nur ein Jahr lang im Angebot, dann stellt der Verlag 1845 seinen Betrieb ein.[33]

---

[31] Romane: Bulwer, Dickens, Scott, Eugène Sue: *Les mystère de Paris*. 1844; Sachbücher: G. R. Gliddon: *Ancient Egypt* […], 1843; Archibald Alison: *History of Europe from the Commencement of the French Revolution in 1789* […], 1843; Henry Brown: *The History of Illinois* […], 1844; Brantz Mayer: *Mexico as it was and as it is*. 1844; William W. Campbell: *A Memoir of Mrs. J. S. Grant: Late Missionary to Persia*, 1844. Abenteuerliteratur: Emilie Flygare-Carlen: *The Smugglers of the Swedish Coast*, 1844; Dramen: James Sheridan Knowles: *John of Procida, or The Bridals of Messina*, 1840.

[32] James Fenimore Cooper: Europaaufenthalt 1826-1833, erkundet von Bern aus die Schweiz im Juli/Oktober 1828. Literarischer Niederschlag: *Gleanings in Europe* (1836-38); Washington Irving: Europaaufenthalte 1804-1806, 1815-1832, 1842-1846.

[33] Weil das *United Post Office* 1843 auf dem gesonderten Versand von *New World* und *supplements* besteht, verkauft Winchester den Verlag 1844 an seinen Sohn Ebenezer und an J. W. Judd, die beide im Mai 1845 das Unternehmen aufgeben.



RAMBLETON;

A

ROMANCE

OF

FASHIONABLE LIFE IN NEW-YORK

DURING THE

GREAT SPECULATION OF 1836.

BY SEATSFIELD,

AUTHOR OF "LIFE IN THE NEW WORLD," "THE CABIN BOOK," "NORTH AND SOUTH," &c. &c.

TRANSLATED FROM THE GERMAN.

New-York:

WILLIAM TAYLOR, No. 2 ASTOR HOUSE

COMPLETE IN ONE VOL.

FLIRTATIONS

IN

AMERICA:

OR,

High Life in New-York and Saratoga.

BY SEATSFIELD,

Author of "Life in the New-World," "North and South," &c.

Translated from the German.

NEW-YORK:

WILLIAM TAYLOR AND COMPANY,

No. 2 ASTOR HOUSE.

1847.

Price 25 Cents.

Flirtations in America (1847)

Der anzunehmende Verkaufserfolg und günstige Pressereaktionen führen dazu,[34] daß der New Yorker Verleger William Taylor 1847 einen für ihn kostengünstigen Reprint des Textes ediert. Die Druckvorlagen dazu hat er dem Winchester-Verlag abgekauft, als dieser seine Aktivitäten einstellt. Um den Absatz weiter zu erhöhen und die aktuelle Popularität des Autors *Seatsfield* [sic!] zu nutzen, verstärkt er die Informationsanreize in der Titelei: *Rambleton; a romance of fashionable life in New York during the great speculation of 1836. Seatsfield. Author of „Life in the New World", „The Cabin Book", „South and North" &c. &c.* Und er fügt ein gesondertes Deckblatt hinzu, um zum einen die Eigenständigkeit der Edition deutlich zu machen und zum andern nur noch das herauszustellen, was offensichtlich beim Publikum besonders wirksam ist, nämlich intime Einblicke in eine *love affair* in der *high society*: *Flirtations in America: or, High Life in New-York and Saratoga. By Seatsfield, Author of „Life in the New World," „North and South" &c. Translated from the German. New-York: William Taylor & Company, No. 2 Astor House. 1847*. Wie groß die Popularität des Autors ist, zeigt sich daran, daß Taylor, lediglich die Druckkosten kalkulierend, damit bereits einen zweiten Band von Sealsfield neben *Life in the Newe World; or Sketches of American Society*[35] in sein Programm *Popular and Useful Reading* der unterhaltsamen Belletristik vor allem amerikanischer, deutscher und französischer Autoren aufnimmt und dort für 25 Cents anbietet.[36]

Es ist davon auszugehen, daß Sealsfields Text bei Taylor vermutlich sieben Jahre im Angebot ist, denn 1854 scheint er die Verlagsarbeit eingestellt zu haben. Diese Hinweise zu der auszugsweisen Übersetzung und der zweimaligen Publikation haben aber rezeptionsgeschichtlich lediglich einen begrenzten Aussagewert. Es fehlen weiterhin die aufschlußreichen Informationen zur gedruckten und verteilten Buchmenge beider Editionen sowie der Nachweis zu deren Verbreitung u. a. in den

---

[34] Überdies haben einschlägige Zeitschriften, darunter *The Foreign Quarterly Review*, den Autor, einen gewissen *Seatsfield*, der eigentlich Charles Sealsfield heiße, ausdrücklich als bemerkenswerten Schilderer der amerikanischen Gesellschaft gepriesen: *The Writings of Charles Sealsfield* (*The Foreign Quarterly Review* 37 (1846), Nr. 74, S. 416-448). In: *Charles Sealsfield: Dokumente zur Rezeptionsgeschichte*. Teil 1: *Die zeitgenössische Rezeption in Europa*. Hrsg. von Primus-Heinz Kucher. Charles Sealsfield: *Sämtliche Werke. Supplementreihe: Materialien und Dokumente*. Hrsg. von Alexander Ritter. Bd. 7. Hildesheim [u. a.]: Olms, 2002, S. 380-408.

[35] *LIFE IN THE NEW WORLD; or Sketches of American Society*. By Charles Sealsfield, (better known as Seatsfield). 350 pp. Cloth, Price, $ 1. Werbetext: "A late number of the „Foreign Quarterly Review" pronounces the works of this Author the best and the most truthful deliniation of American character ever written."

[36] Karl J. R. Arndts Ausführungen zu den beiden amerikanischen Editionen sind insofern irreführend, weil es keine zweite Textausgabe gegeben hat, sondern lediglich einen Nachdruck mit dem unveränderten Titel, ergänzt durch ein zusätzliches Umschlagblatt.

institutionalisierten Einrichtungen von Buchhandel, Bibliotheken, Lesegesellschaften und Periodika.

V. Fazit und philologischer Ausblick

Entkleidet man die Schweizepisode ihrer streckenweise trivialromantischen Handlung und idyllisierenden Landschaftsbeschreibungen, dann zeigt sich, daß es ist die didaktische Absicht des Autors ist, dem deutschen Leser zeitgeschichtliche und gesellschaftspolitische Aufklärung zu vermitteln. Dazu stilisiert er die Schweiz zum Referenzland für die nach seiner Ansicht geschichtsphilosophisch orientierungslosen Bewohner der deutschen Länder und der innenpolitisch konfliktreichen USA.

Eine Reihe von eingeflochtenen Informationen, die mit Details der Autorvita auffällig übereinstimmen, signalisiert dem Leser, daß es bei der Aufteilung zeitgeschichtlicher Einschätzungen auf drei Personengruppierungen und drei Perspektiven um die erzählpraktische Diversifizierung der einen Welteinschätzung des Texturhebers handelt. Darüber hinaus arbeitet er in die Figur des Amerikaners Rambleton – konzipiert als *alter ego* – eine Reihe eigener Erfahrungen ein. Er überträgt ihm die Führungsrolle innerhalb der Handlung, indem er, der vorgebliche amerikanische Staatsbürger, über ihn, den tatsächlichen amerikanischen Staatsbürger, den Bezug zum Zielland der handelnden Personen herstellt und – in der metaphorisch verstandenen Rolle als erfahrener Steuermann zweier Boote in fremden Gewässern – wie sein Urheber *leadership* im Handeln und Beurteilen von Gegenwart und Geschichte beansprucht.

Aus diesen Sachverhalten ergeben sich die folgenden Fragestellungen für den weiteren philologischen Diskurs:

> Die Interdependenz von ereignisgesättigtem Werk und ereignisgesättigtem Leben des Autors Charles Sealsfields verlangt danach, was Hans Ulrich Gumbrecht in einem Beitrag zur Funktion der Autorbiographie als philologischen Bedarf artikuliert hat, nämlich „die verschiedenen Werke einzelner Autoren in der einen lebendigen Präsenz ihrer Biographie [zu] kondensieren."[37]
>
> Ein auffälliger Umstand in Sealsfields Romanwerk sind die Motivverbindungen von Geld, Grundbesitz und Macht. Sie korrespondieren mit des Autors ausgeprägtem Interesse an kapitalwirtschaftlichen Entwicklungen, finanzieller Eigenabsicherung und Vermögensbildung, die wiederum unabdingbare Voraussetzung für seine Existenz als Reisender und freier Schriftsteller sind. Es ist im Einzelnen noch weitgehend ungeklärt, wie Sealsfield anfänglich mit gar keinem, dann mit geringem, später unregelmäßigem Einkommen seine Flucht, die frühen Reisen so-

[37] Hans Ulrich Gumbrecht: *Die Rückkehr des totgesagten Objekts* [zur Autorbiographie]. In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* vom 7. Mai 2008.

wie die Kumulierung eines erheblichen Kapitalbesitzes in Form von Wertpapieren und Grundvermögen ermöglicht hat.[38]

Der Literat Sealsfield glaubt an die öffentlichen Einfluß nehmende Macht der Sprache. Mit den Berichten und Dialogen zur Entwicklung von Geschichte und Gesellschaftspolitik beweist er auch in diesem Roman *Die deutsch-amerikanischen Wahlverwandtschaften* seine Fähigkeit zu kritischer politischer Analyse. Warum er jedoch diese Einschätzungen nicht konsequent erzählerisch umsetzt, eher ausweichend agiert und den Text, orientiert am Zeitgeschmack, als *romance* angelegt, tangiert seine Glaubwürdigkeit und macht ihn, den gesellschaftspolitisch engagierten Anwalt, zu einer eher tragischen Figur seiner Zeit von Restauration und nationalistischer Europazentrierung.

Solch widersprüchliches Agieren wiederholt sich innerhalb der Zusammensetzung seiner Weltsicht als freier Schriftsteller. Der Roman führt es am Beispiel seiner Kritik am Industriekapitalismus und dem damit weltweit ausgelösten Spekulationswesen vor. Im Gegensatz dazu agiert er, der genaue Rechner, unnachgiebige Geschäftspartner und lebenslange Freund von Geld und Wohlhabenheit, privat als Börsenspekulant, der über weltwirtschaftliche Entwicklungen und Wertpapierkurse vor allem der New Yorker Börse ein Portfolio von Anleihen und Aktien pflegt. Die hypertroph sich entwickelnde industriekapitalistischen Strukturen und hochspekulative Wertpapierentwicklung nutzt er konsequent für den eigenen finanziellen Vorteil.

Ein zentrales Problem der Sealsfield-Philologie ist die unsichere Handhabung rezeptionsästhetischer und wirkungsgeschichtlicher Fragestellungen.[39] Primus-Heinz Kucher hat in einer fundierten Übersicht auf dieses Dilemma hingewiesen.[40] Die Kenntnis der zeitgenössischen Wirkungsgeschichte beruht im wesentlichen auf den zufriedenstellend dokumentierten Rezensionen, den sich selbst überhöhenden Einschätzungen des Autors in Vorworten und Briefen, den Auflagenprojektionen von Verlagsverträgen und kritischen Einlassungen einiger Verleger. Diese diffuse

---

[38] Zur frühen Finanzlage Sealsfields und seinen dubiosen Aktionen der privaten Geldbeschaffung vgl. Ritter: *Fluchtpunkt Kittanning* (Anm. 1), S. 272-277. Ein Beitrag zu Sealsfield als kapitalistischem Börsenspekulanten ist in Vorbereitung (2009): Alexander Ritter: *„The whistle of the locomotive": Gesellschaftliche Bedrohung und kapitalistische Attraktion. Charles Sealsfields Plutophilie, Börsenspekulationen und das Bankhaus Passavant & Cie. (Basel).*

[39] Unklar sind auch die produktionsgeschichtlichen Umstände, die als Schreibimpetus den Autor zum Publizieren motivieren und Einfluß auf Intention, Themen- wie Stoffwahl und die Romankonzeption nehmen. Die Faktoren von Sealsfields Veröffentlichungs- und Verwertungsorganisation changieren zwischen dem Schreibzwang des Künstlers, dem seiner amerikanischen Identität dienenden zweckmäßigen Publizieren, einem Anspruch der gesellschaftspolitischen Öffentlichkeitswirkung, der Sucht nach Renommee eines Erfolgsautors und des Gelderwerbs.

[40] Kucher: *Rezeptionsgeschichte* (Anm. 34), S. 380-408.

> Gemengelage und die fehlende weitergehende Materialsicherung der Rezeption aber sind das Problem der Wirkungsforschung, die eine differenzierte Analyse von Leserklientel und Zirkulation nicht zulassen. Dafür fehlen die folgenden Unterlagen: 1. die verlagsinternen Kalkulation der tatsächlich gedruckten Auflagen, die Menge der an den Handel ausgelieferten Bücher, der Remittenden und makulierten Exemplare, die Soll/Haben-Bilanzierung des Verlages; 2. die Edition von Billigausgaben; 3. die Werbung durch Verlagsprogramme und Annoncen in Büchern, Periodika und Meßkatalogen; 4. die Menge und Angebotsdauer des Bestandes in öffentlichen Bibliotheken und den Buchofferten von Lesegesellschaften; 5. eine Übersicht zu Nachdrucken, Übersetzungen, Textausschnitten und deren Zirkulation.

„Die Kunst ist wirksam und hat Aufgaben". Einer so apodiktischen Aussage in dieser lapidaren Formulierung Alfred Döblins, geäußert über ein hundert Jahre später, würde Charles Sealsfield zweifellos beipflichten.[41] Beide Schriftsteller beschäftigt die Autonomie der Kunst und die davon bestimmte Konsequenz ihres Urhebers, sich auf die „Kontroverse […] Kunst und Politik" einzulassen. Sealsfield hat sich nur bedingt eingelassen. Die Ursachen dafür sind in dem Kompromiß, den er meinte eingehen zu müssen, zu finden, und zwar zwischen einem politischen *Reformkonzept* gesellschaftlicher Veränderung, der *autobiographischen Rücksichtnahme* auf seine fragile Identität, der *zeitgeschichtlichen Verhältnisse* der Restauration und dem diskrepanten *Lesergeschmack* der liberalen Intellektuellen und einer breiten unpolitischen Leserschaft.

Kunst, auch die literarische, als „*ars militans*": Charles Sealsfield war davon im Prinzip überzeugt. Die uneingeschränkte „Ellenbogenfreiheit" aber, dafür erforderlich, hat er sich selbst begrenzt.[42]

---

41 Alfred Döblin: *Kunst ist nicht frei, sondern wirksam: Ars militans* [1929]. In: Alfred Döblin: *Schriften zu Ästhetik, Poetik und Literatur*. Hrsg. von Erich Kleinschmidt. Olten/Freiburg: Walter-Verlag, 1989, S. 245-251, 661f, hier S. 22.

42 Ebd.

Ernst Grabovszki

„Was doch die Hoffnung der Freiheit nicht alles ertragen macht!“

Die Schweiz als Ausgangspunkt eines *rite de passage* in den *Deutsch-amerikanischen Wahlverwandtschaften* (1839/40)

Sealsfields Roman *Die deutsch-amerikanischen Wahlverwandtschaften* (1839/40), der, wie Jerry Schuchalter einmal bedauerte, zu den „am wenigsten behandelten Werken im Sealsfieldschen Opus“[1] zählt und den auch Jeffrey Sammons als „Stiefkind der Forschung“[2] bezeichnete, unterscheidet sich von anderen Werken des Autors vor allem dadurch, daß er nicht nur den Aufenthalt seiner Protagonisten in Europa und den Vereinigten Staaten von Amerika schildert, sondern auch der Schiffsreise von Europa nach den Vereinigten Staaten breiten Raum widmet. Damit findet sich dieser Roman in einem Korpus von narrativen Texten des 19. Jahrhunderts wieder, die sich entweder nebenbei oder hauptsächlich der Überfahrt widmen und diese in der Regel als einen Wechsel beschreiben, eine Veränderung der Protagonisten in sozialer, ökonomischer und identitätsstiftender Hinsicht.[3]

Eine Schiffs-Reise charakterisiert sich in der Regel durch einen dreiteiligen Verlauf, nämlich Abfahrt, Fahrt und Ankunft. Dieser Verlauf kann auf eine Weise mit Sinn und Bedeutung versehen werden, daß er als eine Klimax erscheint. Das bedeutet aus sozialhistorischer Perspektive, daß die Amerika-Auswanderer im 19.

---

1 Jerry Schuchalter: *Dougaldine Rambles ‚Bräutigamsfahrt': Die Entstehung einer weiblichen Leitfigur in ‚Die deutsch-amerikanischen Wahlverwandtschaften'.* In: Charles Sealsfield. *Perspektiven neuerer Forschung.* Hrsg. von Alexander Ritter. Wien: Praesens, 2004 (*SealsfieldBibliothek*; 1), S. 201-216, hier S. 201.

2 Jeffrey L. Sammons: *Charles Sealsfields ‚Deutsch-amerikanische Wahlverwandtschaften'. Ein Versuch.* In: *Exotische Welt in populären Lektüren.* Hrsg. von Anselm Maler. Tübingen: Niemeyer, 1990, S. 49-62, hier S. 49.

3 Besonders deutlich etwa bei Friedrich Gerstäcker: *Der deutschen Auswanderer Fahrten und Schicksale.* In: F. G.: *Skizzen aus Californien und Südamerika.* Gesammelte Erzählungen. (*Gesammelte Schriften*; 16). Jena: Costenoble, s. a.

Jahrhundert ihre Überfahrt als einen Weg aus der (zumeist ökonomisch) tristen Lage in der Heimat in eine vermeintlich prosperierende neue Umgebung betrachteten, also einer aus verschiedenen Gründen nicht mehr tragbaren Situation zu entkommen versuchten, um in den Vereinigten Staaten ein neues Leben zu beginnen.[4] Wenn Charles Sealsfield etwa seine Figuren auf die Reise nach den Vereinigten Staaten schickt, betreten diese einen Kontinent, der, so will es der Autor, Europa in vielem überlegen ist. Somit gestaltet sich die Reise bei Sealsfield – dekonstruktivistisch ausgedrückt – als ein Übergang von Nicht-Sinn zu Sinn, unter Umständen auch als ein Wechsel der Ideologie. Oberflächlich betrachtet, zeichnet der Autor damit gleichsam die Wunschvorstellungen aller Auswanderer, die in das Leben in der Neuen Welt große Hoffnungen setzen. Sealsfields Begehren liegt in der Abkopplung des neuen Sinns vom alten, in der Schaffung einer deutlichen Grenzmarkierung. Doch das kann zumindest auf einer theoretischen Ebene deswegen nicht gelingen, weil die Vorstellung von der Neuen Welt eben von jener von der Alten abhängig ist. Sie bildet eine Referenz, weil ein Teil ohne sein Gegen-Teil nicht denkbar ist.

Alexander Ritter hat in einem Beitrag über *Wechselwirkung von inszenierter Autoridentität und inszeniertem Amerikabild*[5] u. a. die Schiffspassage in *Die deutsch-amerikanischen Wahlverwandtschaften* thematisiert und sie als dreiphasigen Verlauf beschrieben. Auch Lars Peter Linke[6] hat sich in einem Beitrag auf die Schiffsreise konzentriert und sie vor allem als „poetologische Selbstreflexion" gedeutet, um nur zwei Beiträge aus der Forschung zu nennen. Die Reise von der Alten in die Neue Welt soll wiederholt hinterfragt werden, allerdings vor der Folie der theoretischen Erläuterungen über so genannte Übergangsriten, um zu einem umfassenderen Verständnis dieses Ortswechsels und den damit verbundenen sozialen und psychischen Veränderungen, denen die Figuren unterworfen sind (bzw. denen sie sich freiwillig unterwerfen), zu gelangen. Ziel ist es letztlich, die lokale Dreiteilung des Romans er-

---

4 Siehe dazu vor allem Peter J. Brenner: *Reisen in die Neue Welt. Die Erfahrung Nordamerikas in deutschen Reise- und Auswandererberichten des 19. Jahrhunderts.* Tübingen: Niemeyer, 1991 (*Studien und Texte zur Sozialgeschichte der Literatur*; 35); Juliane Mikoletzky: *Die deutsche Amerika-Auswanderung des 19. Jahrhunderts in der zeitgenössischen fiktionalen Literatur* Tübingen: Niemeyer, 1988 (*Studien und Texte zur Sozialgeschichte der Literatur*; 23).

5 Alexander Ritter: *Wechselwirkung von inszenierter Autoridentität und inszeniertem Amerikabild. Momente einer ‚großen Lebenstour' des österreichischen Ordensbruders Karl Postl und des ‚amerikanischen' Literaten Sealsfield am Beispiel der Romane ‚Die deutsch-amerikanischen Wahlverwandtschaften' und ‚Das Kajütenbuch'.* In: *Charles Sealsfield. Perspektiven neuerer Forschung.* Hrsg. von Alexander Ritter. Wien: Praesens, 2004 (*SealsfieldBibliothek*; 1), S. 65-107.

6 Lars Peter Linke: *Schiffahrt als Motiv und Metapher im Romanwerk Charles Sealsfields – unter besonderer Berücksichtigung der ‚Deutsch-amerikanischen Wahlverwandtschaften'.* In: *Neue Sealsfield-Studien. Amerika und Europa in der Biedermeierzeit.* Hrsg. von Franz Schüppen. Stuttgart: M und P, 1995 (*Schriftenreihe der Charles-Sealsfield-Gesellschaft*; 7), S. 259-276.

neut zu problematisieren, doch auch die Zusammenhänge zwischen den drei Stationen als aufeinander Bezug nehmende und aufeinander angewiesene Stationen eines im weitesten Sinn rituellen Vorgangs zu fassen. Weiters ist zu fragen, weshalb und auf welche Weise Sealsfield im ersten Teil seines Romans – der Trennungsphase –, einen bestimmten Diskurs über die Schweiz führt und welche Sinn- und Bedeutungszusammenhänge gerade dieser Diskurs mit den folgenden Phasen des Übergangs – der Schwellen- bzw. Umwandlungsphase und der Angliederungs- bzw. Integrationsphase – aufweist. Die Tatsache, daß Sealsfield der Schiffspassage breiten Raum widmet, mag hier als ein Hinweis auf die Bedeutung zu werten sein, die ihr der Autor für die Figuren zuschreibt.

Als theoretische Grundlage für die Analyse der Schiffspassage in den *Deutsch-amerikanischen Wahlverwandtschaften* dienen vor allem zwei Werke, die die Ritualforschung wesentlich mitbestimmt haben. Der französische Ethnograph Arnold van Gennep (1873–1957) beschreibt in *Les rites de passage* (1909)[7] räumliche, zeitliche und soziale Grenzüberschreitungen als rituelles Handeln. Auf van Gennep nimmt der englisch-amerikanische Ethnologe Victor Turner (1920–1983) in *The Ritual Process. Structure and Anti-Structure* (1969)[8] Bezug, indem er van Genneps Konzept der Übergangsphase weiter differenziert und etwa die für die Fragestellung dieses Beitrags so wichtige 'Schwellenphase', also die Phase zwischen zwei Zuständen, analysiert – hier also das Nicht-mehr-Europäer- und Noch-nicht-Amerikaner-Sein oder das Nicht-mehr-in-Europa- und das Noch-nicht-in-Amerika-Sein, Zustände also, die auf der Überfahrt von Europa nach den Vereinigten Staaten deutlich werden. Der Gewinn einer Betrachtung der *Deutsch-amerikanischen Wahlverwandtschaften* unter dem Aspekt der erwähnten Übergangsphase liegt darin, daß er die Aufmerksamkeit auf Eigenschaften, Motive und Figurendispositionen lenkt, die bisher nicht in dieser Deutlichkeit diskutiert wurden. Zudem erweitert oder variiert die Dreistufigkeit das bei Sealsfield nahe liegende und von der Forschung hauptsächlich wahrgenommene bipolare Modell Europa/Amerika.

---

[7] Arnold van Gennep: *Übergangsriten (Les rites de passage)*. Aus dem Französischen v. Klaus Schomburg u. Sylvia M. Schomburg-Scherff. Frankfurt/M./New York: Campus u. Paris: Édition de la Maison des Sciences de l'Homme, 1999. Die Seitenangaben im Text beziehen sich auf diese Ausgabe.

[8] Victor Turner: *Das Ritual. Struktur und Anti-Struktur*. Aus dem Englischen und mit einem Nachwort von Sylvia M. Schomburg-Scherf. Frankfurt/M./New York: Campus, 2005 (*Campus Bibliothek*). Siehe auch Victor Turner: *Betwixt and Between. The Liminal Period in Rites de Passage*. In: *Symposium on New Approaches to the Study of Religion*. Proceedings of the 1964 Annual Spring Meeting of the American Ethnological Society. Hrsg. von J. Helm. Seattle: American Ethnological Society, 1964, S. 4-20; Victor Turner: *Vom Ritual zum Theater. Der Ernst des menschlichen Spiels*. Aus dem Englischen v. Sylvia M. Schomburg-Scherff. Frankfurt/M.: Fischer Taschenbuch Verlag, 1995.

I. Zum Wesen von 'Übergangsriten'

In *Übergangsriten/Les rites de passage* hat sich Arnold van Gennep um eine Klassifizierung von Riten, insbesondere der „Abfolgeordnung der Zeremonien" (S. 20) bemüht. Er geht davon aus, daß rituelle Handlungen einem Lebenslauf inhärent sind:

> Jede Veränderung im Leben eines Individuums erfordert teils profane, teils sakrale Aktionen und Reaktionen, die reglementiert und überwacht werden müssen, damit die Gesellschaft als Ganzes weder in Konflikt gerät, noch Schaden nimmt. Es ist das Leben selbst, das die Übergänge von einer Gruppe zur anderen notwendig macht. Das Leben eines Menschen besteht somit in einer Folge von Etappen, deren End- und Anfangsphasen einander ähnlich sind: Geburt, soziale Pubertät, Elternschaft, Aufstieg in eine höhere Klasse, Tätigkeitsspezialisierung. Zu jedem dieser Ereignisse gehören Zeremonien, deren Ziel identisch ist: Das Individuum aus einer genau definierten Situation in eine andere, ebenso genau definierte hinüberzuführen. (15)

Seine Aufmerksamkeit gilt einem speziellen Typus von Riten, nämlich den ‚Übergangsriten' (*rites de passage*), die sich wiederum in drei Kategorien gliedern lassen, nämlich in ‚Trennungsriten' (*rites de séparation*), ‚Schwellen-' bzw. ‚Umwandlungsriten' (*rites de marge*) und ‚Angliederungsriten' (*rites d'agrégation*). Trennungsriten kennzeichnen die Ablösungsphase, Schwellenriten die Zwischenphase und Angliederungsriten die Integrationsphase.

> Diese drei Phasen sind jedoch nicht in allen Kulturen oder in allen Zeremonialkomplexen gleich stark ausgebildet. Trennungsriten kommen vor allem bei Bestattungs-, Angliederungsriten bei Hochzeitszeremonien vor. Umwandlungsriten können bei Schwangerschaft, Verlobung und Initiation eine wichtige Rolle spielen oder aber auf ein Minimum reduziert sein wie im Falle der Adoption, der Geburt des zweiten Kindes, der Wiederverheiratung, dem Übergang von der zweiten zur dritten Altersklasse usw. (21)

Für unseren Zusammenhang nicht unwesentlich ist die Feststellung, daß sich das dreigliedrige Schema der Übergangsriten noch weiter aufteilen kann, „dann nämlich, wenn die Schwellen- bzw. Umwandlungsphase genügend ausgestaltet ist, um eine Phase für sich zu bilden" (21):

> Die Zeit des Verlobtseins zum Beispiel stellt eine Übergangszeit zwischen Adoleszenz und Verheiratetsein dar, wobei sowohl der Übergang von der Adoleszenz zum Verlobtsein als auch der Übergang vom Verlobt- zum Verheiratetsein eine Reihe von Trennungs-, Umwandlungs- und Angliederungsriten umfaßt. (21)

Übergangs- oder Schwellenphasen können „den Übergang von einer magisch-religiösen oder sozialen Situation zur anderen" (28) darstellen, also religiösen, aber auch profanen Charakter haben. Bemerkenswert ist, daß die frühe Ritualforschung stets das Sakral, v. a. in den ‚halbzivilisierten' Gesellschaften, betont, dem Ritual also auch eine transzendente Qualität zuschreibt. Zwar ist zu Sealsfields Zeit die eu-

ropäische Gesellschaft weitgehend in eine profane und sakrale aufgeteilt,[9] doch es bleibt die Frage, ob der Wechsel von der Alten in die Neue Welt nicht auch einen im weitesten Sinn religiösen oder transzendenten Charakter hat. Die Transzendenz bestünde dann in der profanisierten Projektion von idealisierenden Vorstellungen auf das noch unbekannte oder zumindest noch nicht physisch erfahrene Land. Bemerkenswerterweise führt van Gennep als Beispiel für „die Relativität und Ambivalenz des Sakralen" (22) einen Mann an, der in der profanen Welt in seinem Klan lebt, sich aber in die Welt des Sakralen begibt, wenn er auf Reisen geht, „und sich als Fremder in der Nähe eines Lagers von Unbekannten befindet" (22). Das bedeutet, daß durch einen Ortswechsel – durch Reisen etwa – ein Wechsel zwischen Profanem und Sakralem stattfinden kann. Überhaupt stellen ‚Räumliche Übergänge' ein wesentliches Charakteristikum von Übergangsriten dar. Räumliche Übergänge bezeichnen den geographischen Wechsel eines Subjekts oder eines Kollektivs, der mit der Überquerung einer Grenze (Landes-, Provinzgrenze usw.) und damit wieder mit bestimmten Formalitäten verbunden sein kann, aber auch religiös-magischen Charakter haben mag, etwa wenn geweihtes Gebiet beschritten wird. Grenzüberschreitungsriten lassen sich somit als eigene Klasse in der Gruppe der räumlichen Übergangsriten beschreiben. Van Gennep führt folgendes Beispiel an:

> Als General Grant nach Asyut, einem Grenzpunkt in Oberägypten, kam, opferte man, bevor er an Land ging, ein Rind. Man legte den Kopf des Tieres auf die eine, den Körper auf die andere Seite des Landestegs, so daß Grant, als er über das vergossene Blut hinweg an Land schritt, zwischen den beiden Körperteilen hindurch gehen mußte. Derartige Riten, bei denen man entweder zwischen den beiden Hälften eines Objektes oder zwischen zwei Zweigen oder unter etwas hindurchgeht, muß man in einer Reihe von Fällen als direkte Übergangsriten interpretieren, denen die Vorstellung zugrundeliegt, daß man auf diese Weise die alte Welt verläßt und eine neue Welt betritt.

Solche Riten werden nicht nur an Landes- oder Territoriumsgrenzen, sondern auch an Dorf-, Stadt-, Stadtteil-, Tempel- oder Hausgrenzen vollzogen. Doch wird die neutrale Zone[10] immer kleiner, bis sie bloß noch durch einen einfachen Stein, einen Balken, eine Schwelle repräsentiert ist. (28) Solche Türen, Tore oder Durchgänge können auch Sitze von Gottheiten sein, womit sich der räumliche in einen spiritu-

---

[9] Arnold van Gennep beschreibt diese Trennung als Merkmal moderner Gesellschaften. Vgl. Van Gennep: *Übergangsriten* (Anm 7), S. 13. Zu einer jüngeren Diskussion des ‚Moderne'-Begriffs siehe Anke-Marie Lohmeier: *Was ist eigentlich modern? Vorschläge zur Revision literaturwissenschaftlicher Modernebegriffe.* In: *Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur* 32 (2007), Heft 1, S. 1-15.

[10] Als ‚neutrale Zonen' beschreibt van Gennep Gebiete, die keinem Land zuordnenbar sind, etwa Landstreifen entlang von Landesgrenzen.

ellen Übergangsritus wandelt, „denn nicht mehr der Akt des Hindurchgehens gewährleistet den Übergang, sondern eine personifizierte Macht sichert ihn auf spirituelle Weise“ (30). Und schließlich „ist das An-Bord- bzw. An-Land-Gehen, das Besteigen eines Wagens, einer Sänfte oder eines Pferdes, um eine Reise anzutreten, usw. oft bei der Abreise mit Trennungsriten, bei der Ankunft mit Angliederungsriten verbunden“ (31). Als Beispiele solcher Angliederungsriten nennt van Gennep Trankopfer, zeremonielle Besuche, Einweihung der verschiedenen Teile eines Hauses, Teilen von Brot, Salz oder eines Getränks, gemeinsames Mahl. „Solche Riten sind im Grunde Identifizierungsriten, die die künftigen Bewohner an ihren neuen Wohnort angliedern sollen“ (31).

Victor Turners weitere Differenzierung des Schwellenzustands, dem letztlich auch die Passagiere an Bord ausgesetzt sind, kann auch die Argumentation in diesem Zusammenhang stützen. Turner verwendet für den Schwellenzustand den Begriff der ‚Liminalität’ und betont damit noch deutlicher die Grenzsituation einer Person, die sich in einem Schwellenzustand befindet.

> Die Eigenschaften des Schwellenzustands […] oder von Schwellenpersonen („Grenzgängern“) sind notwendigerweise unbestimmt, da dieser Zustand und diese Personen durch das Netz der Klassifikationen, die normalerweise Zustände und Positionen im kulturellen Raum fixieren, hindurchschlüpfen. Schwellenwesen sind weder hier noch da; sie sind weder das eine noch das andere, sondern befinden sich zwischen den vom Gesetz, der Tradition, der Konvention und dem Zeremonial fixierten Positionen. Viele Gesellschaften, die soziale und kulturelle Übergänge ritualisieren, verfügen deshalb über eine Vielzahl von Symbolen, die diese Ambiguität und Unbestimmtheit zum Ausdruck bringen. So wird der Schwellenzustand häufig mit dem Tod, mit dem Dasein im Mutterschoß, mit Unsichtbarkeit, Dunkelheit, Bisexualität, mit der Wildnis und mit einer Sonnen- oder Mondfinsternis gleichgesetzt. (95)

Solche Personen haben in der Regel „keinen Status, kein Eigentum, keine Insignien, keine weltliche Kleidung, also keinerlei Dinge […], die auf einen Rang, eine Rolle oder eine Position im Verwandtschaftssystem verweisen“ (95), weil sie eben von einem (sozialen) Zustand in einen anderen wechseln, demzufolge ihre alte Rolle ablegen müssen, um in die neue schlüpfen zu können. „In einem solchen Prozeß konstituieren gewissermaßen die Gegensätze einander und sind für einander unerläßlich“ (97). Das Verhalten der Schwellenwesen beschreibt Turner als passiv und demütig.[11]

> Es ist, als ob sie auf einen einheitlichen Zustand reduziert würden, damit sie neu geformt und mit zusätzlichen Kräften ausgestattet werden können, die sie in die

[11] Zu weiteren Eigenschaften der Schwellenwesen siehe Victor Turner: *Das Ritual* (Anm. 8), S. 101-105.

> Lage versetzen, mit ihrer neuen Station im Leben fertig zu werden. Untereinander neigen die Neophyten dazu, intensive Kameradschaft und Egalitarismus zu entwickeln. Weltliche Status- oder Rangunterschiede verschwinden. (95)

Mit dieser kurzen Beschreibung von Übergangsriten sind die notwendigsten Stichworte für eine Deutung der Schiffsüberfahrt in den *Deutsch-amerikanischen Wahlverwandtschaften* gefallen. Dieser Beitrag verfolgt die These, daß ein solcher Übergang nicht nur einen geographischen, sondern auch einen qualitativen Wechsel darstellt. Die Protagonisten wechseln also nicht nur ihren örtlichen Lebensmittelpunkt, sondern vollziehen auch einen tiefergehenden Wandel, der vom Ortswechsel ausgelöst wird. Wie in Sealsfields eigener Biographie kann der Wechsel unter Umständen Folgen für die Identität, den sozialen Status usw. haben. In diesem Sinn unterscheidet van Gennep zwischen Schwellenriten, die sich auf einen Raumwechsel beziehen, und Umwandlungsriten, die einen Zustandswechsel markieren. Im Fall eines Auswanderers, der etwa die Vereinigten Staaten zu seinem neuen Lebensmittelpunkt macht, findet demzufolge sowohl eine Umwandlung als auch ein Zustandswechsel statt.[12] Weiters soll gezeigt werden, daß Sealsfield besonders die so genannte Trennungsphase (also den Kurzaufenthalt Rambletons in der Schweiz, bevor er das Schiff besteigt) mit Bedeutung aufgeladen hat, die diese Phase in ein Spannungsverhältnis zu den weiteren Phasen setzt, vor allem aber zur letzten, die einen mehr oder weniger finiten Zustand herbeiführen soll, nämlich das Individuum einen Amerikaner werden, sein und bleiben zu lassen. Während die erste und die dritte Phase also wenig Dynamik aufweisen, weil sie für das Individuum einen bestimmten Zustand bereithalten, ist die Zwischenphase von Unbestimmtheit, Losgelöstheit, in psychischer Hinsicht von Angst, Ausgesetztheit, in sozialer Hinsicht von Ausgestoßenheit, in wirtschaftlicher Hinsicht von materieller Unsicherheit geprägt. Es ist ein Zustand, der nach Auflösung drängt, weil er aufgrund seiner fehlenden Qualitäten für das Individuum kein finiter Zustand bleiben kann.

II. Die Trennungsphase

Die Szene, mit der Sealsfield seinen Roman eröffnet – das Anfangskapitel ist mit „Ein Morgen am Zürcher See" überschrieben und bezeichnet somit bereits im Paratext den Ort der Handlung und somit auch der Trennungsphase in van Genneps Sinn – bietet eine geradezu komödienhafte Szenerie. Eine „kugelrunde Mamsell, mit einem wahren Vollmondsgesichte" (I, 1),[13] die bei drei Bootsfahrern, die eben anle-

---

12 van Gennep: *Übergangsriten* (Anm. 7), S. 21.

13 Alle Seitenangaben beziehen sich auf die Ausgabe Charles Sealsfield: *Die deutsch-amerikanischen Wahlverwandtschaften*. 3 Bde. (*Sämtliche Werke*. Bd. 21-23) Hildesheim/New York: Olms, 1982 (entspricht der Ausgabe Zürich: Schultheß, 1839).

gen und von denen einer Tourist ist, bewirbt die Forellen, die schönen Zimmer, den guten Wein und die angenehme Gesellschaft in ihrem Gasthaus. Dieser Morgen am Zürchsiee wird zunächst als sprachlich durchmischt dargestellt und läßt auch einen ironischen Unterton nicht vermissen. Die ersten Sätze der Wirtin dringen ihren Zuhörern in einem „furchtbare[n] Schweizer-Französisch" (I, 4) ans Ohr. Gustav-Adolf Pogatschnigg hat der Sprachmischung eine „ganz klare, konstitutive Funktion" beigemessen. Einerseits ist sie „rhetorisches Mittel der sprachlichen Typisierung (etwa die Sprache der Negersklaven oder die der Indianer […]", zum anderen „ist sie Ausdruck eines mimetisierenden Realismus, der der vom Autor nach einer ‚naturgemäßen', so viel als möglich natürlichen' Darstellung nachkommt".[14] Die Dreiteiligkeit der Übergangsriten mag man hier bereits angedeutet finden: das Französisch der Wirtin als ein Nicht-mehr- und Noch-nicht-Französisch, die Segelpartie (hier noch ein Ausflug auf ruhigem Gewässer im Gegensatz zur späteren Überfahrt nach den Vereinigten Staaten, die dramatisch verläuft) und, interessanterweise, der „Millohr", also Rambleton, der im Boot in einer Dreiergruppe die Mittelposition einnimmt. Daß Rambleton hier fremd ist, erfährt der Leser vor allem durch dessen wiederkehrende Konsultation eines *Guide of Switzerland*, den der Reisende kaum einmal aus der Hand legt. Er hat einen dreimonatigen Aufenthalt in Frankreich und Paris hinter sich, und hält sich seit rund zwei Wochen in der Schweiz auf (I, 112; „ich fuhr von Genf den Leman bis Vevay hinan, – stieg von da in den Canton Freiburg hinauf, von da kam ich über Bern und Luzern nach Zürich").

Schon in dieser den Roman eröffnenden Szene läßt Sealsfield auch seinen Diskurs über die Schweiz beginnen. Zwischen Rambleton und dem Fremdenführer entspinnt sich nämlich ein Dialog über die Schweizer Geschichte des 14. Jahrhunderts. Es geht darin um die so genannte ‚Zürcher Mordnacht' vom 23./24. Februar 1350 und um die Rolle des Zürcher Bürgermeisters Rudolf Brun (geboren um 1300, gestorben am 17. September 1360).[15] Brun, der das Amt des Bürgermeisters von 1336 bis zu seinem Tod 1360 ausübte, sollte in jener Nacht ermordet werden, der Anschlag wurde allerdings vereitelt. Die Vorgeschichte, die Sealsfield verschweigt, reicht eini-

---

[14] Gustav-Adolf Pogatschnigg: *„Transatlantisches Kauderwelsch"? Mehrsprachigkeit als literarische Technik und interkulturelle Erfahrung bei Karl Postl alias Charles Sealsfield*. In: *Charles Sealsfield. Perspektiven neuerer Forschung*. Hrsg. von Alexander Ritter. Wien: Praesens, 2004 (*Sealsfield-Bibliothek*; 1), S. 181-200, hier S. 187.

[15] Zur Biographie Rudolf Bruns' siehe Martin Lassner: *Rudolf Brun*. In: *Historisches Lexikon der Schweiz*, URL: http://www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D18053.php (eingesehen am 25. Juni 2006). Siehe auch Anton Largiadèr: *Bürgermeister Rudolf Brun und die Zürcher Revolution von 1336*. Zürich: Leemann, 1936.

ge Jahrzehnte vor jene Mordnacht zurück.[16] Zürich wurde in jener Zeit von einem Rat regiert, der sich aus Adeligen und Kaufleuten zusammensetzte. In der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts wurden die innenpolitischen Verhältnisse zunehmend labil: Die Rittergeschlechter verloren an Bedeutung, während Kaufmannsfamilien einen Aufschwung erlebten und auch politischen Einfluß forderten. Auch die Handwerker pochten auf Mitspracherecht, die Bildung von Zünften war ihnen schon um 1300 vom Zürcher Rat ausdrücklich verboten worden. Rudolf Brun stammte aus einem Zürcher Rittergeschlecht und hätte nun den Niedergang seines Standes mit ansehen müssen, paktierte aber mit den Handwerkern, um sich in der Folge seine persönliche Macht zu sichern. Im Juni 1336 wurde schließlich der alte Rat seiner Macht enthoben und in der Folge die so genannte ‚Brun'sche Zunftverfassung' ausgearbeitet. Bruns Schachzug bestand darin, daß sich im neuen Rat Vertreter der Zünfte und der Aristokratie die Waage hielten, er sich aber dennoch mit Hilfe von Freunden der unumschränkten Macht versichern konnte. Die Handwerker profitierten trotzdem von der neuen Ordnung, indem sie sich in dreizehn politischen Zünften organisieren durften. Als Bürgermeister übte Brun nun die Alleinherrschaft über Zürich aus, nicht zuletzt weil er seine politischen Gegner aus der Stadt verbannt hatte.

Hier setzt nun die Erzählung von Rambletons Führer ein. Bruns Gegner, die Zürich zurückerobern wollten, verbündeten sich mit Graf Johann von Rapperswil, einem Verwandten der habsburgischen Herzöge. Nach Jahren kulminiert der Konflikt, und die Verbannten versuchten, die Herrschaft durch einen Anschlag wieder zu erlangen. Der Plan mißlang, und Brun holte zum grausamen Gegenschlag aus, eroberte Rapperswil, wodurch die Kluft zwischen Zürich und Habsburg unüberbrückbar zu werden drohte. Bruns nun folgende Bündnispolitik und der Regensburger Frieden von 1355 setzten den Auseinandersetzungen aber ein Ende. Zürich schloß 1356 sogar einen Bund mit Habsburg, der die Zunftverfassung, die bis 1798 in Kraft blieb, garantierte. Sealsfield läßt diese wichtige politische Entwicklung aus der Position eines Zürchers schildern, wodurch die Fronten klar hervortreten: Aus seiner Sicht stellen sich die Rapperswiler als die Unterdrücker Zürichs dar, und Brun ist es schließlich, der der Stadt zur Freiheit verhilft. Den Gegenschlag des Bürgermeisters bringt der Zürcher nicht umsonst mit der Französischen Revolution in Verbindung, indem er die blutige Rache als eine „wahre *trois jours de Juillet* Mordnacht" (I, 14) bezeichnet.

Mit der Einbindung dieses Exkurses über die Schweizer Geschichte erweitert Sealsfield seinen in früheren Reiseberichten und Romanen begonnenen Diskurs über die Freiheit und Unabhängigkeit, die sich im Gegensatz von Alter und Neuer

---

[16] Siehe Sigmund Widmer: *Illustrierte Geschichte der Schweiz*. München: C. H. Beck, [4]1977, S. 123f.

Welt verbildlicht, und legt ihm ein nicht nur auf die Vereinigten Staaten von Amerika beschränktes Potential zugrunde, das seine Wirksamkeit vor allem in Situationen politischer Unterdrückung entfaltet und dessen Ziel und Zweck in der Schaffung persönlicher Freiheit liegt. Die Rolle Bruns als „Stadttyrannen […], die in jener Zeit an vielen Orten Italiens zu Einfluß gelangten“,[17] spart Sealsfield freilich aus. So betrachtet erscheint die Schweiz zunächst als ein Spiegelbild der Vereinigten Staaten und ihres von Sealsfield stets betonten Freiheitsideals.

Den weiteren Verlauf der Eingangsphase hat Sealsfield ebenfalls als sprachlich hybrid gekennzeichnet. Im Kapitel *Die Seefahrt und die Deutschen* wird deutsch, englisch und französisch gesprochen (auch wenn die Äußerungen der Figuren lediglich in deutscher Sprache wiedergegeben werden). Rambleton unternimmt eine Bootsfahrt mit der Familie Schochstein und wird in die Rolle des Kapitäns versetzt. Diese Zuschreibung der Führungsrolle im begrenzten ‘Herrschaftsraum’ Boot ist Ausgangspunkt eines Gesprächs, das sich zwischen den Familienmitgliedern entspinnt und in das sich Rambleton nur zögerlich einbringt. Es dient, wie der weitere Verlauf zeigt, der Kontrastierung europäischer Literatur, um schließlich in einer Charakterisierung der Vereinigten Staaten zu kulminieren. Nicht nur das Gespräch, sondern auch das Äußere der Figuren dient der Kontrastierung von Ansichten, Meinungen und sozialer Stellung. Während Rambleton „sehr elegant angethan“ (38) ist und seine Kleidung „von den feinsten Stoffen, und nach dem letzten Pariser Schnitte“ (38) gefertigt, nimmt sich das Äußere der Familie Schochstein zwar nicht armselig, aber weit bescheidener aus. Schochstein bemerkt Rambletons Vertrautheit mit der Seefahrt und vertraut sich seinen Fähigkeiten mit einer Untergebenheitsgeste an („‘Capitain Rambleton!’ hob der Alte an; ‘wir wollen recht friedlich freundliche Passagiere sein, und uns Ihren Anordnungen willig fügen.’“ [41f.]), sein Sohn Wilhelm bemerkt aber nach einem Einwurf der Schwester, die Anweisungen nur dann befolgen zu wollen, wenn sie nicht zu despotisch seien, daß man sich in einem Freistaat befinde, „einem demokratischen Freistaate, wo es keinen Despotismus geben kann“ (42), einen, ergänzt der Vater, „der statt von oben nach unten, von unten nach oben hinaufdrückt“ (42), was die Tochter Luitgarde als ganz und gar unmöglich erachtet. Wilhelm hält dieser Ansicht „cosmologische Beweisgründe“ (42) entgegen, nämlich daß in der Welt alles nach oben drücke, „Samen, Pflanzen, Bäume, Thiere, Menschen“ (42). Er versucht seine Ansicht eines Staates, der *from the bottom up* regiert wird, mit der Situation Deutschlands zu belegen, das, wie er meint, seit dem „hochgelobten westphälischen Frieden“ (43) das Privileg besitze, „alle Nationen nachzuahmen, oder besser zu sagen, nachzuäffen“ (43).

Damit ist das Stichwort für den weiteren Verlauf der Konversation, die übrigens in französischer Sprache geführt wird, gefallen. Es geht nämlich darum, Deutsch-

[17] Ebd., S. 123.

land, England und Frankreich – in der Folge auch die Vereinigten Staaten – in einem Kontrastprogramm einander gegenüber zu stellen und ihre Vor- und Nachteile abzuwägen. Die angebliche Überschwemmung des deutschen Buchmarkts mit Übersetzungen englischer und französischer „fashionabler" Romane wird ebenso angesprochen wie die Hilfe der Deutschen bei der Durchsetzung Shakespeares in England. Dieses kleine Lehrstück europäischer literarischer Wechselbeziehungen spart freilich nicht mit universalisierenden Eigenschaftszuschreibungen, 'Nationaltugenden' in Form von Stereotypen, hinter denen individuelle Leistungen und Charakteristika zur Gänze verschwinden, ist aber als solches nicht untypisch für den zeitgenössischen Diskurs über nationale Literaturen und/oder Kulturen. Schließlich kommen die Schochsteins auf die Vereinigten Staaten zu sprechen, Vater Schochstein distanziert sich allerdings von den Südstaaten, weil „das Prinzip der Sklaverei, denn doch mit unserer germanischen Denkweise im Widerspruche, einen stark romanischen Zusatz verräth, den die Normannen allerdings durch ihren längeren Aufenthalt in der Normandie bekamen, obwohl sie ursprünglich auch deutscher Abstammung waren" (55f.). Just in diesem Moment droht das Segelboot zu kentern, doch die Insassen kommen alle heil an Land. Erst am Ufer erkennen die Schochsteins, daß Rambleton kein Engländer ist, wie sie vermutet hatten, sondern Amerikaner. Und noch vor dieser Mutmaßung hat sich ihre Meinung von ihm gewandelt, denn „sein Ausdruck hatte eine Delicatesse angenommen, die mit seiner früher bewiesenen Unempfindlichkeit stark contrastirte" (62). Die Unempfindlichkeit, die dem vermeintlichen Engländer noch im Boot zugeschrieben worden war, war vielmehr das Ergebnis des Schochsteinschen Stereotyps eines Engländers, das diesem negative Eigenschaften wie Gefühlskälte, Teilnahmslosigkeit und dergleichen zuschreibt, während das Benehmen des Amerikaners plötzlich als „das vollendetste, edelste" (74) eingeschätzt wird.

Das Kapitel präfiguriert also das spätere Muster der Überfahrt in gewisser Weise: Die Übergangsphase setzt die in der Trennungsphase geltenden Machtverhältnisse außer Kraft (Rambleton übernimmt das Kommando), und durchmischt die bis dahin geltenden Ordnungen neu (Shakespeare gegen Goethe, Deutsche gegen Franzosen und Engländer usw.), um nach einer Revaluation ein neues Gefüge zur Diskussion zu stellen. Auffallend ist das relativ breite Spektrum an Meinungen, die im Lauf der Segelbootsfahrt diskutiert werden. Tatsächlich also handelt es sich weniger um die Affirmation einer neuen Ordnung, sondern um ihre temporäre Infragestellung, ihre Entsicherung. Die Zwischenphase entwickelt nichts Endgültiges, sondern stellt das vermeintlich Endgültige bestenfalls in Frage. Schließlich verfolgt diese Nicht-mehr-und-noch-nicht-Phase zumindest in diesem Fall eine Strategie der Inklusion und Exklusion, die durch den seit Beginn des Romans durchgehaltenen Sprachwechsel der Figuren angedeutet wird. Zwar hat Rambleton an Bord des kleinen Segelbootes als 'Capitain' das Kommando übernommen, doch die 'Besatzung' ist bemüht, Französisch zu sprechen und damit den Gruppenführer aus der Kom-

munikation auszuschließen. Kommunikationsdefizit kann auch Machtverlust bedeuten, also ist Rambletons Rolle aufgrund dieser Exklusionsstrategie aufs Spiel gesetzt oder hätte die Potentialität einer Neudefinition erfahren können. Tatsächlich ist das in einer abgeschwächten Form der Fall: Rambleton wird im Anschluß an die Zwischenphase, also in der hier nur kurzen Integrationsphase, als Amerikaner identifiziert, seine Identität wird für bzw. durch die Beteiligten neu gefaßt.

Das Kapitel ‚Rambleton' dient schließlich dazu, den Protagonisten deutlich von den anderen Figuren abzugrenzen: zum einen gegen die ‚Deutschen', zum anderen auch gegen die Schweizer, die beide mit negativen Eigenschaften belegt werden: Die Mitglieder der Familie Schochstein etwa sind „keine Gentlemen, kommen mir alle wie Bediente und Bauern und Bäuerinnen vor" (I, 77), sind revolutionsuntauglich, weil „so zahm, gedehnt, willen-, charakterlos, so nachgiebig, in alle Formen gießbar" (I, 75), auch wenn er einzig Luitgarde ausnimmt, für die er offensichtlich Emotionen entwickelt hat. Bezeichnenderweise werden die Figuren von Rambleton *in absentia* und nicht im Dialog oder Streitgespräch charakterisiert, was die Eigenschaftszuschreibungen zwar immer noch subjektiv, dafür aber auch direkter und bar von intersubjektiven Kommunikationsstrategien ausfallen läßt.[18] Im Unterschied zur ‚klassischen' Ritualsituation, sofern man von einer solchen überhaupt sprechen kann, ist Rambleton schon in der Trennungsphase ein Ausgestoßener, wenngleich er als Amerikaner in der gesamten Konstellation der hier zur Diskussion stehenden rituellen Phasen eine Sonderstellung einnimmt, zumal seine Trennungs- und seine Angliederungsphase gewiß anders ausfallen als die von Nicht-Amerikanern, weil sich ein Amerikaner in Amerika anders integriert als ein Einwanderer, der das Land, wenn überhaupt, oft nur vom Hörensagen kennt. Dennoch, wahlverwandtschaftliche Beziehungen kann es in der Trennungsphase noch nicht geben, nicht zuletzt weil „der junge Mann einer Nation angehört, bei der unsere geistigen Anklänge keinen Widerhall finden" (I, 137). Ein Grund für den Kontrast zwischen Rambleton und den Schochsteins ist also im „nationellen Charakter" (I, 137) zu suchen, der Amerikaner generell als „noch unzugänglicher, herzloser als die Engländer" (I, 137) ausweist, auch wenn der Schwiegervater den Adel bereits in einer „Uebergangsperiode" (I, 138) sieht und die Freiheit einer Nation am Grad ihrer ‚Gemütlichkeit' mißt, wonach „ein gutes gemüthliches Volk nie zur sogenannten republikanischen Freiheit gelangen kann" (I, 140).

Richterswil, der Aufenthaltsort Rambletons in der Schweiz, liegt am linken Ufer des Zürichsees und ist rund 25 Kilometer von Zürich entfernt.[19] Es mag sein,

---

[18] Zu explizit-figuralen Figurencharakterisierungen in dramatischen Texten siehe Manfred Pfister: *Das Drama. Theorie und Analyse.* München: Fink, [5]1988 (*UTB*; 580), S. 251-257.

[19] Siehe Heinrich Peter/Peter Ziegler: *Richterswil.* In: *Historisches Lexikon der Schweiz.* URL: http://www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D101.php (6. September 2006); Heinrich Peter:

daß Sealsfield Richterswil nicht zufällig als Stützpunkt für seinen Rambleton gewählt hat. Auch dieser Ort – Sealsfield berichtet nicht darüber – hatte in seiner Geschichte einen Befreiungskampf hinter sich gebracht: Mit Hilfe der Truppen Napoleons befreite sich Richterswil Anfang des 19. Jahrhunderts von der Herrschaft Zürichs und wurde selbstständige Gemeinde. Mit Zürich und Richterswil markiert Sealsfield eine Schweizerische Topographie, der die vom Autor bevorzugten amerikanischen Tugenden inhärent sind. Dennoch wird in einer geradezu gemäldeartigen Beschreibung schweizerischer Landschaft, die mit Attributen wie „glatt", „weiß", „lieblich", „malerisch", „herrlichst", „majestätisch", „glänzend" usw. (I, 84–87) versehen ist, diese geradezu als Idylle gezeichnet, in die in gleichsam romantischer Manier zwei Figuren gestellt sind, die die „übergroße Herrlichkeit der Natur" (I, 90) beseelt. Rambleton ist als Bildinventar zwar Teil dieser Idylle, nimmt aber, bezeichnend für seine Rolle in der Trennungsphase, nicht an ihr teil. Es ist der Abend vor der Abreise, und Rambleton tritt als Vermittler zwischen der Trennungs- und der Übergangsphase ein, indem er etwa die klimatischen Unterschiede zu See und an Land in geradezu naturwissenschaftlicher Gründlichkeit analysiert und somit seine Zuhörer mit den Verhältnissen auf dem Meer bekannt macht, die, wie die späteren Kapitel zeigen, eine ganz besondere Rolle für die Befindlichkeit der Passagiere haben werden und denen in Verbindung mit den Naturgewalten und der Ausgesetztheit auf See im Zusammenhang mit den ritualtheoretischen Grundlagen der Übergangsphase wesentliche Bedeutung zukommt. Als Vermittler kann er deshalb auftreten, weil ihm die Überfahrt und die damit verbundenen physischen und psychischen Strapazen bekannt sind, was auch erklärt, weshalb er in der Übergangsphase, also an Bord, in den Hintergrund rückt. Schließlich erscheint die Schweiz Rambleton auch im Traum – eine geschickte Wendung des Erzählers, das Bild der Schweiz in ein reales und in ein virtuelles zu spalten.

> Statt des Wilhelm Tell und des heldenmüthigen Winkelried, wie er die sieben Lanzen der Oesterreicher an sich reißt, und in seinen Eingeweiden begräbt, und Niclaus von der Flühe, wie er die hadernden Stände der Schweiz zur Einigkeit ermahnt: Paul und Virginie, und Attala, und der dicke Bürgerkönig, auf die dreifarbige Fahne, und die Beste der Republiken schwörend; statt des blank gescheuerten Bretterbodens, des schneeweißen Bettlinnen, der duftenden Blumen, – grellroth glacirte Backsteine, und ein Thronbett mit verblichenem Damast überzogen, und zerbrochene Porzellanvasen mit bestäubten Blumen, und sechs Schuh lange Trumeaux-Spiegel, in vergoldet gewesenen Rahmen.

Geschichte der Gemeinde Richterswil. Von den Anfängen bis zum Jahr 1918 und mit einem kurzen Überblick bis 1985. 5 Bde. Richterswil, 1986. Für unseren Zusammenhang vgl. vor allem Bd. 3: *Die Franzosenzeit (Helvetik und Mediation)* und Bd. 4: *Der eigene Weg zur Freiheit (Restauration – Regeneration – Sonderbundskrieg)*.

> Das kann doch die Schweiz nicht sein, die ehrlich einfache gerade Schweiz? (I, 165f.)

Weder der Erzähler noch die Figur lassen sich auf einen Kommentar dieser Traumbilder ein, doch nur wenige Seiten später wird die Reise Rambletons durch Europa mit einem allgemeinen psychischen Zustand in Verbindung gebracht, der das Träumen nicht nur auf seine kurze Fantasie über die Schweiz beschränkt. Darüber hinaus verdeutlicht sich Rambletons Außenseiterstellung im Figurengefüge ein weiteres Mal, und auch die Grenze von Trennungs- und Übergangsphase wird klar markiert:

> Und er war wie halb verloren. Nicht mehr der bestimmte, selbst in seiner Dandy= Launenhaftigkeit dezidirte Rambleton, der exclusive, aber trotz seinem Puppenwesen doch wieder Symptome der Willensfestigkeit gebende Rambleton, der er am Seeufer gewesen. Er war zum halbläppischen Träumer, Fantasten geworden, in den letzten vier Tagen gar nicht mehr aus dem Träumen herausgekommen. Träumend war er von Zürich, von Basel ausgefahren – träumend Frankreich durch, in Paris eingefahren. (I, 173)

Rambletons Außenseiterstellung zeigt sich nämlich darin, daß ihm bereits in der Trennungsphase das widerfahren ist, was sonst in der Regel in der Übergangsphase passiert (in diesem Fall das Herausfallen aus dem Alltagsbewußtsein, was sich später bei den Passagieren während der Überfahrt abzeichnen wird). Als Rambleton schließlich das Schiff besteigt, ist sein träumerischer Zustand plötzlich wie ausgelöscht und sein Bewußtsein wieder ganz der Wirklichkeit verpflichtet. Noch dazu ist das Schiff für Rambleton kein Medium der Übergangsphase, sondern bereits Heimat, „war er doch auf seinem eigenen Grund und Boden […], inmitten eines fremden Landes auf seinem eigenen Grund und Boden, kein *foreigner*, kein Ausländer mehr“ (I, 177). Mag sein, daß Rambleton das Schiff als heimlichen Ort empfindet, tatsächlich ist es natürlich ein liminaler Ort insofern, als es Passagiere befördert, „die sich aus dem halben Europa zusammengefunden“ (I, 179) und unterschiedlicher sozialer Stellung sind, wie Sealsfields Schilderung der Unterbringungsmöglichkeiten an Bord nahe legt. Weniger gut betuchte Passagiere müssen mit dem stickigen Zwischendeck Vorlieb nehmen, Rambleton hingegen kann sich das ‚Staatszimmer' leisten.

Der im Kapitel ‚Seeleben' geschilderten Übergangsphase geht ein kurzes Kapitel voran (I, 157-164), das aus der Komposition herausfällt – sofern man bei diesem Roman von Komposition überhaupt sprechen kann. Es mutet deshalb fremdartig an, weil es den Handlungsfortgang deutlich unterbricht und die Übergangsphase in geradezu theoretischer Weise abhandelt. Dieser auktoriale Erzählerkommentar charakterisiert die Überfahrt als „gedeihlich“ (I, 157) und bewirbt die Vorteile des Abschieds:

> Sehr gedeihlich ist es euch, wenn ihr so mit Schmerzen euch von theuern Herzen losgerissen, auch wieder zur Abwechslung kalten zu begegnen, statt der verlangend und liebevoll an euch hängenden Blicke, wieder frostig abstoßenden, statt

> des frohen freudigen in die Arme Sinkens, fremden Ausweichens, statt eurer Lieblingsgerichte wieder Schüsseln, die euch Anfangs widerstehen, und an die sich euer Magen nur schwer gewöhnen mag. Sehr gedeihlich sind euch diese Abwechslungen, die, wie unsere rauen nordischen Briesen, eure von der Sonnenhitze des Südens verweichlichten Nerven auffrischen – Leib und Geist Betonung – euch wohl bei Gelegenheit auch zu verstehen geben, daß ihr doch nicht so ganz der Abgott seid, für den ihr euch bisher gehalten, – daß fremde Spiegel euer Bild weniger schmeichelnd, aber treuer zurückwerfen! (I, 158)

Die Überfahrt konzentriert demnach im wahrsten Sinn des Worts das Subjekt auf sich selbst bzw. rückt das ins Zentrum, was diesem entrückt gewesen ist und beschreibt somit geradezu programmatisch das Wesen der Übergangsphase, wie es van Gennep und Turner gefaßt haben. Auch wenn mit dem Ablegen des Schiffes von Le Havre bereits eine Trennung vollzogen wurde, war diese nur äußerlich, weil sich lediglich das Medium der Trennung, nämlich das Schiff, vom geographischen Ausgangspunkt gelöst hat. Der innere Wandel vollzieht sich auf See, somit in der Abgeschiedenheit, in einem Zwischenreich, im liminalen Schwellenzustand. Das zeigt auch ein Ritus des Stammes der Ndembu in Sambia,[20] der dazu dient, den Stammeshäuptling in sein Amt einzusetzen. Die Schwellenphase beginnt damit, daß eine Blätterhütte rund eine Meile vom Hauptdorf entfernt gebaut wird. Die Hütte dient freilich nicht als Wohnraum, sondern als Ort, an dem der künftige Häuptling als normales Gruppenmitglied im übertragenen Sinn sterben soll. Zu diesem Zweck wird er, nur in Lumpen gekleidet und in Begleitung seiner Frau, nach Sonnenuntergang in die Hütte geschickt, wo beide in Demutshaltung am Boden kauern und mit einem speziellen Flußwassergemisch gewaschen werden. Danach folgt eine Art Beschimpfungsritual, das es ermöglicht, dem zukünftigen Häuptling Verfehlungen aus der Vergangenheit vorzuhalten. Dem Häuptling *in spe* ist es freilich nicht gestattet, darauf zu antworten, er muß weiterhin in Demutshaltung verbringen, wird am Einschlafen gehindert und muß niedere Arbeiten verrichten. Dieses Beispiel zeigt, daß der Übergang vom Stammesmitglied zum Häuptling also nicht ein einstufiger Aufstieg in einer vorbestimmten Hierarchie ist, sondern ein Aufstieg, der über eine Zwischenstufe verläuft. Diese entrechtet, um nicht zu sagen erniedrigt, ihn, löst ihn also aus seinem Alltagsumfeld heraus und läßt ihn in einem Stadium der Unbestimmtheit und Ausgesetztheit verharren, bevor er mit neuen Aufgaben und Verantwortungen betraut wird. Ähnlich, und das soll dieses Beispiel auch zeigen, ergeht es den Schiffspassagieren, die ihre beschwerliche Reisen von Frankreich nach den Vereinigten Staaten antreten. Sie setzen sich der Übergangsphase der Schiffahrt aus. Voraussetzung dafür ist die Entfremdung, schließlich die Trennung als bewußter Entschluß, das bislang Gewonnene aufzugeben und ein neues Lebensbild in die Wirk-

[20] Vgl. Turner: *Das Ritual* (Anm. 8), S. 97-101.

lichkeit umzusetzen. Um diesen geistigen Vorgang geht es Sealsfield schließlich auch in seinem theoretischen Einschub und in späteren Erzählerkommentaren.

III. Die Übergangs- und Angliederungsphase

Zunächst aber leitet Sealsfield die Übergangsphase mit einer bemerkenswerten Episode ein. An Bord befinden sich zwei blinde Passagiere. Es handelt sich um zwei Frauen, die die Überfahrt bestreiten wollen, ohne dafür bezahlt zu haben. Und damit ist auch schon die Inklusionsstrategie für die Übergangsphase bezeichnet, das profane Ritual gleichsam, daß der Reise voranzugehen hat, nämlich die Abgeltung einer Dienstleistung, nämlich die Überfahrt von Europa nach den Vereinigten Staaten. Die Episode verweist nicht umsonst auf die zunehmende Kommerzialisierung der Auswanderung im 19. Jahrhundert,[21] die Kommerzialisierung wiederum ist eine Folge der Massenhaftigkeit der Auswanderung, zumal ein gesellschaftliches Phänomen nur dann gewinnbringend genutzt werden kann, wenn ausreichende Nachfrage ein kommerzielles Bemühen rechtfertigt. Gleichzeitig markiert Sealsfield mit der Kommerzialisierung des Ritus auch die Entsakralisierung der Amerika-Überfahrt. Der Eintritt in die Schwellenphase ist also den Personen äußerlich und beruht auf einem Tauschhandel, der die persönliche (transzendente, sakrale) Qualifikation durch eine ökonomische ersetzt hat. Das bedeutet weiters, daß es sich bei dieser Gemeinschaft um eine Art von *community* handelt, die ganz im Sinn von Turner trotz ihrer vom Erzähler dargestellten Diversität etwas verbindet, nämlich die finanzielle Kompetenz, deren Bandbreite freilich sehr groß ist (siehe etwa den Unterschied Zwischendeckpassagier und Staatszimmer-Gast). Die beiden blinden Passagiere, die diese Leistung nicht erbringen können, bleiben aus der Gemeinschaft der Amerikareisenden ausgeschlossen. Daß der Erzähler die Charakterzeichnung der beiden Frauen ins Dirnenhafte verzerrt, sei hier nur als Hinweis auf die weitergehende Disqualifikation der beiden Figuren angemerkt. Eine Variation dieser ökonomischen Qualitäten sind schließlich auch die Äußerlichkeiten, die gleichsam als Insignien die soziale Zugehörigkeit der Figuren offenlegen, denn „jeder hat wenigstens etwas an sich, das er einem eurer Erdengroßen abgelauert, und wie einen Schatz mit sich führt, um Bruder Jonathan starren zu machen und bessere Sitten zu lehren“ (I, 208). Der Erzähler ergeht sich genußreich und humorvoll in der Beschreibung der Passagiere, deren Äußerlichkeiten in der Übergangsphase bloß noch als nutzloser Dekor erscheinen. Sie bilden zunächst mit wachsender Entfernung vom Festland eine in ihrer Sinnlosigkeit wachsende Referenz auf ein Leben, einen Alltag

[21] Vgl. etwa Agnes Bretting/Hartmut Bickelmann: *Auswanderungsagenturen und Auswanderungsvereine im 19. und 20. Jahrhundert*. Stuttgart: Steiner, 1991 (*Von Deutschland nach Amerika. Zur Sozialgeschichte der Auswanderung im 19. und 20. Jahrhundert*; 4).

und seine lokalen und historischen Ausformungen in der Trennungsphase. Ihren Sinn können sie in der Angliederungsphase unter bestimmten Umständen wieder erlangen, nämlich wenn sich die Äußerlichkeiten (Kleidung, Gewohnheiten usw.) mit jenen der neuen Gesellschaft gleichen bzw. wenn die Gemeinschaft der Angliederungsphase diese billigt. Ersteres beruht auf Zufall, letzteres auf einer bewußten Überlegung im Umgang mit dem Neuen, in diesem Fall im Umgang des Einwanderungslands mit seinen Einwanderern und verweist auf die über das 19. Jahrhundert hinausweisende Debatte um die USA als ‚melting pot' oder als soziales Biotop, das den Einwanderern ihre kulturellen Eigenschaften beläßt.[22]

Um die Verhältnisse um Selbst- und Fremdbestimmung an Bord zu ergänzen, charakterisiert der Erzähler den Kapitän geradezu als unumschränkten Herrscher auf dem Schiff, noch dazu ist sein Herrschaftsraum durch gespannte Seile, „Demarcationslinien, die die Verdecks-Passagiere nicht überschreiten dürfen" (I, 205f.), klar abgegrenzt. Seine Beschreibung charakterisiert nicht nur den Schauplatz der Trennungsphase als Kontrastprogramm sozialer und nationaler Eigenheiten, sondern kommentiert die Überfahrt obendrein als Fortgang der Zivilisation zugunsten der Neuen Welt.

> Es ist eine Welt im Kleinen – eine wahre Miniatur=Welt, mit all den Zügen der großen, barocken, hohen und gemeinen Welt, mit all ihren Thorheiten, Tugenden, Kleinlichkeiten, Unnatürlichkeiten! Um den Mittelmast herum Schmutz und Lumpen, und schwäbisches, bairisches, hessisches Elend in Röcken, Hauben und Lederhosen, die die Zeiten des siebenjährigen Krieges gesehen; – vor und in dem Hause, Herrchen und Dämchen, im zierlichsten Pariser Costüme; am Vorderdecke arme Teufel, die kaum die hundert Franken zur Ueberfahrt aufzubringen vermochten; – am Hinterdecke behagliche Männchen und Weibchen, denen ein Gabelfrühstück höher zu stehen kommt; Amerikaner, die fashionabel den Monarchismus zur Schau tragen, und Franzosen und Britten, die albern, Republikaner spielen. Elegants und Proletaires, Dichter und Hausirer, Abentheurer und solide Respektabilitäten, Millionäre und Emissäre, zierliche Hausfrauen und überzierliche Modedamen, stoßen dünn und dick aneinander. Die Gegensätze, euch vor Augen gerückt, und wie gesagt, bloß durch die beiden Seile getrennt, sind so schneidend, eure glorreiche Civilisation erscheint in so grell leuchtenden Farben, ihre Wirkung in so hervorragenden Reliefs! Beneidenswerthes Land! das alle diese Elemente in seinen Schooß aufzunehmen bestimmt ist! Wie väterlich das alte Europa für künftigen Hausstand, für die Ausstattung seiner aus dem Hause vertriebenen Tochter sorgt! – (I, 206f.)

Mehr und mehr macht sich die Schwellenphase bemerkbar, denn „es sind nicht mehr die Gesichter, die ihr vor zwei oder drei Stunden auf dem Lande geschaut, sie

---

[22] Vgl. die Beiträge in: *Die multikulturelle Herausforderung. Menschen über Grenzen – Grenzen über Menschen*. Hrsg. von Klaus J. Bade. München: C. H. Beck, 1996 (*Beck'sche Reihe*; 1184).

sind verwandelt, der Seegeist scheint sie mit seinem Odem bereits angehaucht zu haben“ (I, 214f.). Unter dem Aspekt der ritualtheoretischen Sicht auf Sealsfields Text ist der „Seegeist“ hier nicht nur eine rasch gewählte Wendung, sondern dient der Verunsicherung und Entfremdung: „Es ist der Seegeist ein eigener Geist, der gemeinen Seelen Pathos, pathetischen wieder Gemeinheit, Hoffenden Verzweiflung, Verzweifelnden Hoffnung zuspricht“ (I, 215). Somit ist er eine typische Erscheinung der Übergangsphase, weil er den Passagieren ihren liminalen Zustand bewußt und mitunter sogar körperlich spürbar macht. „Es ist eine eigene Gemüthsstimmung, die euch beim Eintritte in das Seeleben ergreift […]“ (I, 215f.). Und wenig später heißt es: „Der Erde habt ihr den Rücken gewendet, […] eure Leidenschaften sind zur Hälfte, zu zwei Dritteln zurückgeblieben“, und schließlich: „Ihr seid leidenschafts-, lieb-, haßlos geworden, habt einen neuen Abschnitt eures Lebens geschlossen, und tretet in eine Zwischen=Episode, um einen neuen anzufangen, oder für immer abzuschließen“ (I, 216f.). Erstaunlich ist, wie Sealsfield hier van Genneps und Turners Konzept der Übergangs- bzw. Schwellenphase bis in die Formulierung vorwegnimmt und ihr als Kennzeichen sogar die zunehmende Eigenschaftslosigkeit derer zuschreibt, die sich in dieser Phase befinden. Er charakterisiert die „Zwischen=Episode“ nicht nur als äußere, sondern auch als innere Veränderung, die eine Neuordnung des emotionalen, rationalen und identitätsstiftenden Programms bewirkt. Voraussetzung dafür ist der Weg zur See. Die schon angesprochenen äußeren Merkmale der Figuren, die zumindest noch die Nationalität und den sozialen Stand erkennen lassen, verlieren auf See ihre Bedeutung, und die sozialen Unterschiede lösen sich auf. Rambleton rückt in dieser Phase in den Hintergrund, weil die Überfahrt für ihn als Amerikaner keinen Wechsel bedeutet, sondern eine Rückkehr in Vertrautes. Er ist bereits in der Schweiz dem Zustand der Unsicherheit ausgesetzt gewesen, was sich unter anderem in seiner falschen Nationalitätszuschreibung durch die Schochsteins und seinem Herausfallen aus der Realität infolge von Traumsequenzen gezeigt hat.

Die Übergangsphase reizt einmal sogar den auktorialen Erzähler zu einer unscheinbaren, doch geradezu programmatischen Aussage: „Das wäre nun die Gelegenheit zu einem ganz artigen Romanchen – aber die fatale prosaische Seewelt! –“ (I, 270). Das „Romanchen“ würde sich nämlich um Rambleton und andere Personen an Bord drehen, würde offene Fragen klären, Charakterisierungen herausfordern, doch die „fatale prosaische Seewelt“ zwingt zur Konzentration auf das Wesentliche und bewahrt sogar die Erzählinstanz vor Abschweifungen. Sie kanalisiert den Erzählstrom und signalisiert dem Leser einmal mehr, daß sich die Figuren einem Prozeß der Wesenswerdung unterziehen. Bemerkenswert ist schließlich auch, daß Sealsfield den ersten Teil des Romans mitten in der Übergangsphase enden und den zweiten Teil nach einer Woche Seefahrt wieder beginnen läßt, auf diese Weise also den Inhalt geschickt auf die Form spiegelt. Mit Beginn des zweiten Teils befindet sich das Schiff seit rund einer Woche auf See. Der Zustand der Passagiere hat

sich zum Teil dramatisch verschlechtert. Die stürmische See stellt die Reisenden auf eine harte Probe. Die Sicherheit des Landlebens ist einer geradezu lebensbedrohenden Unsicherheit gewichen.

> Wie vernünftige Creaturen das aushalten können, geht über euern Horizont. Es ist das vulgärste, absolut vulgärste Misere, das je dem vom Weibe Gebornen anheimgefallen; im Vergleiche mit ihnen leben unsere Schweine und Schafe, wie Prinzen. Was doch die Hoffnung der Freiheit nicht alles ertragen macht! (II, 19)

Sealsfield spart nicht mit Ausführungen über den Zustand, das Aussehen und das Befinden der Passagiere, um die Grenzsituation der Überfahrt zu betonen. In die unsichere, bedrohliche Übergangsphase sind aber auch Vorausbilder jener Freiheit eingearbeitet, die die Auswanderer die Tortur ertragen macht, wie der Autor vorhin angedeutet hat. Bemerkenswerterweise lenkt der Erzähler nun seine Aufmerksamkeit auf den moralisch-ethischen Wert einer solchen Überfahrt und faßt diese als eine Vorbedingung für die Angliederungsphase, während er sich noch kurz davor auf die körperlichen Strapazen konzentriert hat. „In solchen Tagen, Stunden habt ihr die Gelegenheit, Menschenkenntniß, und was mehr ist, den Werth des innern Friedens, der moralischen Würde kennen zu lernen“ (II, 27), verrät er, der nun aus der Position eines Amerikaners spricht, wenn er meint, daß „die alte Jungfrau Europa“ nun dafür sorge, „daß es uns an der Zufuhr [von Einwanderern] nicht mangle“ (II, 27). Bewähren können sich in der Neuen Welt freilich nur jene, die die Überfahrt wenn nicht als eine Art von moralischer Indienstnahme, dann zumindest aber als eine Bewährungsprobe für alles Kommende betrachten, denn „der Amerikaner lebt in und durch Stürme“ (II, 28). Die Nähe gerade solcher Menschen „lehrt euch den Werth des innern Friedens, die Hoheit moralischer Würde kennen, achten“ (II, 29). Da ist es nur konsequent, wenn sich die See noch weiter aufbäumt und der Sturm noch heftiger wird, um dann freilich ins Gegenteil zu schlagen: „No wind! No wind!“ übertitelt Sealsfield ein Kapitel, das noch dazu eine erzählerische Herausforderung insofern darstellt, als der Autor sowohl das Nicht-Vorwärtskommen des Schiffes als auch der Handlung thematisiert. Die Widersprüchlichkeit der Natur – zuerst lebensbedrohender Sturm und nun eine ebenso bedrohliche Flaute – charakterisiert die Übergangsphase als wenn nicht widersprüchlich so doch dynamisch. Für die Figuren eröffnet sich damit eine weitere Möglichkeit der Selbsterfahrung oder -erkenntnis, denn „es ist ein liebloses, reizloses, theilnahmloses Leben, ein solches Stilleben, in dem ihr euch selbst, aller Welt zur Last werdet!“ (II, 79).

Geht man nun davon aus, daß Sealsfields Einbindung des Diskurses über die Schweiz jenen über die Vereinigten Staaten verstärken soll, ihm also gewissermaßen eine Stützfunktion zugedacht ist, dann verbinden sich zwei Eigenschaften, die den Einwanderer für die Neue Welt tauglich machen: Zum einen sein Freiheitswille und seine Fähigkeit oder zumindest sein Wille, despotische, unterdrückende Macht abzuschütteln (Rudolf Bruns, Richterswil), zum anderen eine Art von moralischer Verantwortung, die ihn von den anderen „Verstörte[n], Trübe[n], Gleichgültige[n],

Apathische[n]“ (II, 27), die in die Vereinigten Staaten immigrieren, unterscheidet. Die amerikanische Tugend der Freiheit wird an späterer Stelle noch einmal explizit betont – wir befinden uns noch immer in der Übergangsphase –, als dem Auswandererschiff ein amerikanisches Schiff, ausgestattet mit amerikanischem Panier, entgegenkommt:

> Seid in eurer Selbstsucht, euerm elenden *Sëiden*treiben, so ganz verloren für alles Edle, Große, um beim Anblicke dieser Symbole der siegreichen Menschenrechte nicht gleichfalls euer Blut lebendiger durch die Adern rinnen zu spüren. Blöde Thoren ihr, die ihr für erbärmlichen Lohn die heilige Angelegenheit der Menschheit, euch selbst untergrabet! Was wäret ihr ohne dieses neue Evangelium? Sklaven, wie es eure Väter waren! – Ei, wir lieben so Manches nicht an unsern guten Amerikanern, aber die Aufrechterhaltung des Panieres der freien Menschheit – jedem freien Manne muß sie auch heilig sein! (II, 51)

Das Ziel der Angliederung kann also nicht nur der simple geographische Wechsel sein, sondern muß auch einen Wechsel der Einstellung, der Moral, des ‚Evangeliums', um mit Sealsfield zu sprechen, umfassen. Eine tiefschürfende Veränderung also, die nur dann machbar ist, wenn sie vorbereitet werden kann, um dann um so wirksamer zu sein. Voraussetzung dafür ist ein *time-out*, das es auch ermöglicht, sich auf das Neue einzulassen. Genau das betont der Erzähler auch in der Angliederungsphase:

> Zwei und vierzig Tage herumgeschleudert, ein Spiel der Wogen und Winde, und Nichtwinde. – Zwei und vierzig Tage eurer Existenz ein langer, langer Traum, ein Vacuum, wärehn dessen ihr nicht gelebt, nicht gestorben – eure Existenz stille stand, eure Individualität in dem Aggregat der Seewelt verloren, ihr bloß ein Zweihundertel=Bruchstück des Ganzen waret. Ein seltsames Gefühl überschleicht euch nach diesem zwei und vierzigtägigen Stillstehen eurer Existenz, ihr habt Mühe, den abgerissenen Faden wieder anzuknüpfen, ihn aus dem Knäuel, in den die Seewelt in verworren, wieder herauszufinden […] – (II, 99)

Was in der Trennungsphase als intertextuelle Referenz in die Schweiz-Idylle eingewebt ist, nämlich die Übertragung journalistischer Wirklichkeitsdarstellung in Form der Zeitungslektüre Rambletons am Zürichsee, wiederholt sich in der Angliederungsphase. Die Diskurspartikel der Idylle kontrastieren mit der dokumentarischen Wirklichkeit der Vereinigten Staaten, als nämlich ein Zeitungsboot auf das Einwandererschiff zusteuert, um die neuesten Nachrichten aus Europa zu erfahren – ein sehr bezeichnendes Angliederungsritual, das zum einen auf die schon in den 1830er Jahren vorhandene Eigenschaft der Vereinigten Staaten als dynamischen Medienschauplatz verweist, zum anderen einen weiteren Aspekt der Angliederung in den *Deutsch-amerikanischen Wahlverwandtschaften* deutlich macht, nämlich die trotz aller Diversität vorhandene Verbindung zwischen der Neuen und der Alten Welt, zumal die wahlverwandtschaftliche Beziehung zwischen Rambleton und Luitgarde am Zürichsee entstanden ist und nun als Erinnerung wieder auftaucht. Die Schweiz als

Ausgangsschauplatz dieser wahlverwandtschaftlichen Verbindung steht damit im Kontext der Verbindung zwischen Europa und den Vereinigten Staaten. Sie erscheint als zeitliches Vor-Bild, das aus seiner Geschichte das Eigenschaftsparadigma des für die Vereinigten Staaten geeigneten Immigranten vorgibt, und deutet nicht zuletzt an, daß das Vermögen zur Freiheit nicht erst in den Vereinigten Staaten entstand, sondern daß die Freiheit eine Fähigkeit darstellt, die selbst im von Sealsfield als in diesem Sinn rückständig aufgefaßten Europa möglich sein konnte.

Gabriela Scherer

Charles Sealsfield: polyphon und polyglott

Zur Funktion der Sprachvielfalt im Roman *Die deutsch-amerikanischen Wahlverwandtschaften* (1839/40) aus deutschschweizerischer Sicht

Zur Mehrsprachigkeit bei Postl-Sealsfield als literarische Technik ist in der Forschung bereits einiges gesagt worden. Bezugspunkt der Diskussion sind hierbei die fremdsprachigen Einschlüsse in den literarischen Texten, die den jeweiligen Sprecher solcher nicht-deutscher Wörter, Redewendungen und Sätze charakterisieren und den jeweiligen Handlungsraum kolorieren. Insbesondere der Beitrag von Gustav-Adolf Pogatschnigg auf dem Symposion zur Gründung der Internationalen Charles Sealsfield-Gesellschaft in Wien 2002 widmete der Mehrsprachigkeit bei Karl Postl alias Charles Sealsfield bereits eine umfassende und überzeugende Untersuchung, die auf die interkulturelle Erfahrungsdimension als Potential eben dieses Autors hinwies.[1]

Lesern, die Sprachen beherrschen, welche in Sealsfields literarischen Texten nebst dem Deutschen vorkommen, fällt auf, daß die fremdsprachlichen Einschübe hinsichtlich ihrer sprachlichen Korrektheit zu wünschen übrig lassen. So monierte etwa Jeffrey L. Sammons Sealsfields englischen und spanischen Sprachgebrauch in dessen Romanen,[2] Pogatschnigg stellte Unstimmigkeiten bzw. Achtlosigkeit bezüglich italienischer Passagen in den politischen Novellen des Autors fest,[3] ich meiner-

---

1 Gustav-Adolf Pogatschnigg: *„Transatlantisches Kauderwelsch"? Mehrsprachigkeit als literarische Technik und interkulturelle Erfahrung bei Karl Postl alias Charles Sealsfield*. In: *Charles Sealsfield. Perspektiven neuerer Forschung*. Hrsg. von Alexander Ritter. Wien: Edition Präsens, 2004 (*SealsfieldBibliothek*; 1), S. 181-200.

2 Jeffrey L. Sammons: *Charles Sealsfield (Carl Postl)*. In: *Dictionary of Literary Biography*. Bd. 133. *19th Century German Writers to 1840*. Hrsg. von James Hardin und Siegfried Mews. Detroit und London: Gale Research Inc., 1993, S. 253.

3 Gustav-Adolf Pogatschnigg: *Die politischen Novellen Charles Sealsfields im Englishman's Magazine von 1831*. In: Charles *Sealsfield – Politischer Erzähler zwischen Europa und Amerika*. Hrsg.

seits sehe in den Zürichdeutschen Einsprengseln zu Beginn der *Deutsch-amerikanischen Wahlverwandtschaften* keine durchgängig korrekte Wiedergabe dessen, was ein Zürcher Dialektsprecher tatsächlich spricht.

Dies auf mangelnde Sprachkenntnisse des Autors zurückzuführen, scheint nur auf den ersten Blick plausibel. Auf den zweiten Blick hin würde ich eher mit Sammons von Sealsfields „unnachahmlichen" Idiolekt sprechen, wenn von der Autorseite aus argumentiert wird.[4] Von der Rezeptionsseite her betrachtet, und zwar im Hinblick auf den vom Autor intendierten gebildeten deutschsprachigen Leser, erscheint aber auch folgende Erklärung durchaus plausibel: Was realistisch-abbildmäßig nicht stimmt, kann dennoch modellhaft-plakativ richtig bzw. mit vorgefaßten Bildern in Einklang zu bringen sein. Sprich: Figuren, die wie Sealsfields Erzähler und Protagonisten Englisch, Spanisch, Italienisch, Französisch, Schweizerdeutsch und andere Sprachen sprechen, evozieren beim Leser, der dieser Sprachen nicht muttersprachlich mächtig ist, wohl aber über basale Fremdsprachenkenntnisse verfügt, ein Bild, das mit seiner Vorstellung eines Amerikaners, eines Italieners, eines Schweizers etc. zusammenhängt. Fokussiert man das Phänomen auf der Grundlage dessen, daß wir von fiktionaler Literatur sprechen, so ist außerdem fundamental, daß es *poetische* Bilder sind, die in Sealsfields Romanen entworfen werden, mit einer der poetischen Sprache inhärenten Polyvalenz ihrer Aussage, die nicht nur über die Vieldeutigkeit des poetischen Worts, sondern auch über die Vielstimmigkeit der Narration zustande kommt; dies schließt Ungereimtheiten und Widersprüchlichkeiten mit ein.

Bezüglich der möglichen Intention, die der – wie auch immer korrekten oder inkorrekten – Sprachmischung in Sealsfields Romanen zugrunde liegt, wies Pogatschnigg auf den Zusammenhang mit der Humboldtschen Auffassung von Sprache als weltbildformendem Motor hin:[5] Es könnte sich eine erzieherische Absicht hinter den auf den ersten Blick nur charakterisierend und kolorierend wirkenden Technik der Sprachmischung verbergen. Statt dem deutschsprachigen Leser mit den amerikanischen, spanischen, französischen, italienischen, schweizerdeutschen u. a. fremdsprachigen Einsprengseln und Passagen nur einen Hauch von möglicherweise prickelnder Exotik in seine heimisch-vertraute Wohnstube zu bringen, wird dieser darüber hinaus konfrontiert mit einer mehr oder minder verstörenden interkulturellen Erfahrung, die ihm die Mehrsprachigkeit in Sealsfields Romanen aufdrängt.

---

von Gustav-Adolf Pogatschnigg. München: Charles-Sealsfield-Gesellschaft, 1998 (*Schriftenreihe der Charles-Sealsfield-Gesellschaft*; 9), S. 41-57.

4 Jeffrey L. Sammons: *Charles Sealsfields ‚Deutsch-amerikanische Wahlverwandtschaften'. Ein Versuch.* In: *Exotische Welten in populären Lektüren.* Hrsg. von Anselm Mayer. Tübingen: Niemeyer, 1990, S. 51.

5 Vgl. Pogatschnigg: *„Transatlantisches Kauderwelsch"?* (Anm. 1), S. 183.

Positiv gewendet, kann statt von Verstörung auch von Bereicherung die Rede sein. Das eine schließt das andere nicht aus.

Unter der Prämisse von Sprachenvielfalt, mit welchem Bachtinschen semiotisch zentrierten und literaturtheoretisch basierten Begriff etwas anderes gemeint ist als mit dem allgemein-linguistischen Terminus Mehrsprachigkeit, kommt in den Blick, daß verschiedene sprachliche Register (auch innerhalb derselben Sprache) unterschiedliche Ideologien transportieren und die poetische Sprache so, wenn sie die Möglichkeit der Polyphonie nutzt, statt Homogenität Widersprüchlichkeit, statt Eindeutigkeit Polyvalenz erzeugt. Daß Mehrdeutigkeit zugleich verunsichert und bereichert, Hybridität negativ und positiv konnotiert ist, liegt auf der Hand. Wenn sich Traditionslinien und Signifikantenketten vermischen, wie dies in Sealsfields Romanen der Fall ist, vervielfältigt sich das Bedeutungspotential. Im Kontext „Amerika" betrachtet z. B., aktualisiert ein mit diesem Bezugsfeld vertrauter Leser andere semantische Angebote und andere literarische und ideologische Konnotationen in Sealsfields Texten, als wenn diese vor dem Hintergrund von Sealsfields Schweizer Exil und mit Blick auf die zeitgenössische Schweizer Literaturszene gelesen werden. Daß Sealsfields spezifische Biographie auf ein hybrides kulturelles Bezugsfeld schließen läßt für die Interpretation seiner Texte, ist deren Schaden nicht. Daß dadurch mitunter auch Ungereimtheiten auftauchen, bringt den aufmerksamen Leser bzw. die aufmerksame Leserin zumindest zum Nachdenken.

Sealsfields multiperspektivisches Erzählen sowie die inhaltlichen Widersprüche in seinen literarischen Texten deutete Lars-Peter Linke in seiner Dissertation *Reise, Abenteuer und Geheimnis. Zu den Romanen Charles Sealsfields*[6] (1999) als bewußtes Kalkül, motiviert durch den Aufklärungswillen des Autors. Der Leser werde so nämlich gezwungen, „aus vermeintlich gesicherten Fakten und offensichtlicher Meinung sein eigenes Bild zusammenzusetzen, und zeitgleich eigene Herkunft und eigene Kultur einer kritischen Betrachtung zu unterziehen."[7] Indem der Berichtererstatter vor der Aufgabe des Beschreibens kapituliere und dem Leser suggeriere, „daß nur der eigene Augenschein zähle und er die Reise selbst unternehmen müsse", werde – so Linke – das „Erstaunen über das Fremde" sichtbar.[8] Linke wertet Ungereimtheiten und paradoxe Textaussagen daher nicht als „Kunstfehler", sondern als Ausdruck einer bestimmten Textintention bzw. als künstlerischer Reflex einer erkennt-

6 Lars-Peter Linke: *Reise, Abenteuer und Geheimnis. Zu den Romanen Charles Sealsfields*. Bielefeld: Aisthesis Verlag, 1999, S. 37.

7 Ebd.

8 Ebd.

nistheoretischen Auseinandersetzung mit den Grenzen „objektiver" Weltbeschreibung.[9]

Die imaginären Reisen in mehr oder weniger exotische fremde Gegenden, auf die Sealsfields Texte einen mitnehmen, sind immer auch Reisen ins mehr oder weniger bewußte Eigene und Vertraute der Kultur des Autors und seiner Leserschaft. Da Exotik in Sealsfields Texten oftmals an Erotik gekoppelt ist, habe ich in früheren Forschungsbeiträgen mehrfach darzulegen versucht, daß die in Sealsfields Romanen imaginierte exotische Fremde als Transposition unbewußter kultureller Inhalte in poetische Bilder lesbar ist.[10]

Weil sich dieser Sammelband weniger mit Sealsfields transatlantischem Erfahrungsraum beschäftigt sondern mit dem Kontext seines Schweizer Exils, wende ich mich als Zürcherin den besonderen Sprachumständen des Erzähleingangs seines Roman *Die deutsch-amerikanischen Wahlverwandtschaften* (1839/40) zu, dessen Handlungsraum am Zürichsee angesiedelt ist. Dieser Romananfang gibt sich polyglott und ist stellenweise polyphon, in letzter Konsequenz jedoch widersprüchlich im Kern. Um dies nachvollziehbar aufzuzeigen und mit Deutungsvorschlägen zu versehen, setzen meine folgenden Ausführungen am Detail an.

Der Roman beginnt mit der Schilderung eines Morgens am „Zürcher See", so die Überschrift des ersten Kapitels, die – das sei hier vorausgeschickt – jedem muttersprachlichen Deutschschweizer erkennbar macht, daß hier kein muttersprachlicher Schweizer zu ihm spricht, denn die Schweizer selber nennen diesen See „Zürichsee". Dennoch aber ist die Variante „Zürcher See" dem lokalen Sprachgebrauch gemäßer als es die von standarddeutschen (bzw. nicht ortsansässigen) Sprechern und Schreibern benutzte Variante „Züricher See" ist. Letztere würde den Erzähler, so er sie benutzte – was er ja nicht tut – in den Ohren von Einheimischen als ortsunkundig und eindeutig fremd markieren. „Zürcher See" hingegen empfindet ein Ortsansässiger nicht als vollkommen korrekt, aber – im Unterschied zu „Züricher See" – auch nicht als deutlich falsch. Der Roman perspektiviert also mit der allerersten Kapitelüberschrift den Blick als ein von außen mit Insider Kenntnis Schauenden.

Was die Narration selbst betrifft, so beginnt diese mit grammatikalisch und semantisch richtigen, in der phonetischen Verschriftlichung jedoch eigentümlich klingenden französischen Sätzen:

---

9 Vgl. ebd.

10 Vgl insbes. Gabriela Scherer: *Die Fremde und ihre Transposition in Charles Sealsfields Süden und Norden*. In: *Sealsfield-Studien* 1. Hrsg. von Alexander Ritter. München: Charles Sealsfield-Gesellschaft, 1998 (*Schriftenreihe der CharlesSealsfield-Gesellschaft*; 11), S. 125-135.

> „Heh Messieurs! Ne voulez vous *b*as en*d*rer? Nous avons des *p*elles cham*p*res et *t*es *p*ons vins, *t*es excellentes truites, et vous *d*rouverez une char*a*mante société". (*DAW*, S. 1, Herv. G. S.)[11]

Es folgen weitere französische Sätze, zitiert in direkter wörtlicher Rede, in denen die hörbaren Konsonanten b und p sowie d und t weiterhin konsequent vertauscht sind, eingebettet in die Schilderung des Erzählers, der diese phonetisch eigenartigen Klänge aus nicht sonderlich holdem weiblichen Munde kommend beschreibt und diese an die Ohren dreier Männer gerichtet ausmacht, die in einem Boot auf dem Zürichsee an einem Gasthaus am Ufer vorbeiziehen. Erst die seltsame Verlautung „bohpa" in Kombination mit der Anpreisung einer deutschen Familie mit engelsgleichen, schönen Damen evoziert bei einem der drei Männern eine hörbare – und deutlich abweisende – Reaktion:

> „Pshaw! Famille allemande – merveilleusement belles! des anges, et leur bohpa est bien bon – Wer ist denn der bohpa? doch nicht der Papa! – Diese Schweizer überbieten noch unser bereits sattsam furchtbares Französisch", murmelte der junge Mann, spöttisch in sich hineinlachend. Das Seil anziehend, gab er dem Boote wieder seine vorige Richtung. (*DAW*, S. 3)

Der junge Mann, der wie zitiert reagiert, ist offensichtlich des Französischen mächtig, dieses scheint jedoch nicht seine Muttersprache zu sein. Obwohl er – zum Wohle der deutschen Leser – sein Selbstgespräch auf Deutsch führt, charakterisiert ihn der Ausruf zu Beginn seiner direkt zitierten Rede „Pshaw" sowie der „Guide of Switzerland", dem ihm der Erzähler in den vorausgegangenen beschreibenden Passagen in die Hände gelegt hat, als englischsprachig. Daß es nicht nur die eigentümliche Phonetik der Schweizer Kellnerin ist, die ihn abgeschreckt hat, wird einige Abschnitte später deutlich, als der Erzähler den jungen Mann in einem Selbstgespräch seine mit Deutschen verknüpften Imaginationen in einer Art und Weise zum Besten geben läßt, welche diese in der Tat nicht als eine Gruppe zeichnen, der man sich freudig zuordnen wollte:

> *„Pshaw!"*, murmelte er, „Deutsche mit ihrer Familiarität und Tabakspfeifen, und Flachshaaren und neblichten Metaphysik, und Aberglauben und religiösen Skeptik, und Sauerkraut und absurden Romantik, und Butterbrot und Käse und Bratwurst-Düften. *Pshaw"!* brummte er, einen wegwerfenden Blick auf das Badehaus hinabsendend, und mit einem Schauder zurückprallend, den der zierlichste Fashionable *Broudways* nicht *fastidieus* eleganter ins Leben rufen kann, wenn er so eben in die glänzenden Reihen Castlegardens einhüpfend, den Arm der holden Geraldine oder Rosalinde oder Florinde zu erfassen sich anschickend, statt dessen

[11] Zitiergrundlage hier und im Folgenden: Charles Sealsfield: *Die deutsch-amerikanischen Wahlverwandtschaften* (*Sämtliche Werke*, Bd. 21). Hildesheim/New York: Olms, 1982. [Sigle: *DAW*]

> aber die dicke Faust einer so eben aus Allemannien herüber transportierten Evatochter in die zierlichen Händchen bekommt.
>
> *„Brr"!* murmelte er nochmals, mit komisch-eckligem Schauder zurückprallend." (*DAW*, S. 5f., Herv. G. S.)

Interessanterweise wechselt die Figur die Laute, in denen sie ihren Abscheu lautmalerisch – und man würde denken: muttersprachlich – ausdrückt, im Laufe dieser Passage vom englischsprachig konnotierten „Pshaw" zum deutschsprachig konnotierten „Brr". Daß damit, wie im Rest seines Selbstgesprächs, dem Verständnis des deutschsprachigen Lesers zugearbeitet wird, bezweifle ich. Vielmehr scheint die Figur hier an den deutschsprachigen Erzählkontext assimiliert, was mit einer Schwächung ihrer ausgeprägten englischsprachigen Identität einhergeht.

Der Erzähler selbst zeichnet sich in der zitierten Passage als der englischen Sprache mächtig, zitiert diese allerdings in einer Art und Weise, wie dies Deutschsprachige tun: „Broudways" und „fastidieus" ist nicht weniger von der deutschen Sprache beeinflußt als das „pelles champres" und „bohpa" der Deutschschweizer Kellnerin.

Daß der junge Mann vermutlich Amerikaner und der Erzähler kein Schweizer ist, schließt der Leser bzw. die Leserin in den unmittelbar folgenden Zeilen, in denen der junge Mann den Zürichsee mit dem St. George vergleicht, woraufhin der Erzähler sich von den am Zürichseeufer Wohnenden distanziert, indem er den Zürichsee zwar als „prachtvoll" lobt, ihn aber mit dem Possessivpronomen „euer" (nicht „unser") apostrophiert (*DAW*, S. 6).

Der Erzähler verrät trotz dieser expliziten Distanzierung dennoch implizit eine gewisse Vertrautheit mit den Einheimischen: So läßt er den Schweizer Führer des amerikanischen Touristen – den dieser fälschlicherweise für einen englischen Lord hält – beispielsweise nicht nur die heroische Geschichte der Zürcher Aufständischen gegen auswärtigen Adel und später gegen einheimische Patrizier erzählen, sondern koloriert dessen Erzählung mit Schweizerdeutschen dialektalen Ausdrücken und Aussprachevarianten, welche er für ein deutsches Publikum mit erläuternden Fußnoten, sprich: Übersetzungen ins Standarddeutsche, versieht, wie etwa „letz" für „verkehrt, übel" (*DAW*, S. 10) und „Züribieter" für „Bewohner des Zürich-Gebietes" (*DAW*, S. 23) oder „Regierig" für „Regierung" (*DAW*, S. 10) und „Ordnig" für „Ordnung" (*DAW*, S. 12).

Vollkommen sattelfest in der mit solchen dialektalen Einsprengseln durchaus richtig zitierten Schweizerdeutschen gesprochenen Sprache ist der Erzähler allerdings nicht, rekurriert er in seinen beschreibenden Passagen doch auf „Wädensweil" und „Richtersweil" (*DAW*, S. 24) und greift damit das schrift- und standarddeutsche Wort „Weiler" auf – so wie die entsprechenden Ortsnamen im 19. Jahrhundert gelegentlich auch in Schweizer Quellen verschriftlicht sind. Die dialektale gesprochene Schweizer Variante „Wiler" – die sich im Laufe der Zeit auch im Schriftli-

chen in der Schweiz durchsetzt (heute: Richterswil, Wädenswil) benutzt im Unterschied dazu der Protagonist im Gespräch mit dem Schweizer Schiffer, den er angeheuert hat. Im Unterschied zum Erzähler ist der Protagonist augenscheinlich fähig, Ortsnamen für einheimische Ohren richtig, nämlich „Richterswyl" auszusprechen (*DAW*, S. 78). Dies zeichnet den Protagonisten polyglotter als den Erzähler – eine Eigenschaft, auf die ich weiter unten noch ausführlicher zu sprechen komme.

Zunächst soll der mehrsprachige Erzählduktus als solcher noch etwas mehr Beachtung finden: Das Changieren zwischen Sprachen und damit auch zwischen Kulturen ist nämlich auch im zweiten Kapitel, in welchem die deutsche Familie, von der im ersten Kapitel vorerst nur die Rede war, nunmehr handelnd in Erscheinung tritt, weiterhin stilistisch auffälliges Erzählmerkmal. Die ersten vom Erzähler direkt zitierten Worte der deutschen Familie sind explizit deutsch:

> „Ein Schiff! Ein Schiffchen!" riefen fünf bis sechs Stimmen auf einmal *in deutscher Sprache*. (*DAW*, S. 27, Herv. G. S.)

Wenige Absätze weiter jedoch wechselt die deutsche Gesellschaft im familialen Gespräch ins Französische, was sie nunmehr nicht mehr national als „Deutsche", sondern sozial als „aristokratisch" charakterisiert und mit welcher gebildeten Konversationssprache sie einen deutlichen Abstand zu den sozial niedrigeren Angeheuerten markieren, welche letztere sie weiterhin in deutscher Sprache anreden:

> „Dieses Boot", bemerkte ihr der Papa *in französischer Sprache*, „scheint mir wirklich weit zweckmäßiger gebaut."
> „Euer Boot", sprach er *deutsch* zum Schiffer, der, seine Pfeife rauchend, ruhig sitzen geblieben war, „scheint mir weniger gefährlich."
> Der Mann gab keine Antwort, sondern wandte sich an die beiden Schiffer.
> „Jockel, was will der Herr da" – „Weißt du's, Kaschper?"
> „Ist keine Gefahr", erwiderten statt seiner die Jockels und Kaschpers. „Unser Boot ist so gut wie das seinige, sind hundert Mal damit nach Zürich gefahren."
> „So sagt ihr, Freunde", versetzte der Alte; „aber einem Familienvater mag wohl ein Zweifel erlaubt sein, wenn es sich um die Seinigen handelt."
> „Seid ihr frei", wandte er sich an den rauchenden Schiffer.
> Dieser schüttelte verneinend den Kopf.
> „Kann nicht, Herr!" sprach der hinter dem Saume des Gestrüpps vortretende Führer. „Hat sich und sein Boot für den Tag an uns verdingt."
> „Er ist nicht frei, und kann nicht", *verdolmetschte der Alte den Seinigen ins Französische.* – „Hat sich für den ganzen Tag verdingt." (*DAW*, S. 30, Herv. G. S.)

Der sozialen Distanzierung des preußischen Aristokraten durch den Wechsel zwischen Deutsch und Französisch haftet in der Art und Weise, wie der Erzähler die Situation wiedergibt, etwas an, was den Sprecher entlarvt und lächerlich macht. Konterkariert und zugleich verstärkt wird dies durch die Reaktion des Schweizer Schiffers, der vorgibt, den Deutschen oder zumindest seine Absicht nicht zu ver-

stehen. Der Erzähler scheint sich nicht nur über den deutschen Adligen, sondern auch über die Schweizer Jockels und Kaschpers lustig zu machen. Ob der namenlose Schiffer sich mit seiner Unverständnis markierenden Reaktion über den Deutschen mokiert oder vielmehr als ungebildeter, mit dem Standarddeutschen unvertrauter Schweizer Naturbursche gezeichnet wird, ist allerdings der Interpretation des Lesers überlassen, abhängig wohl davon, ob er aus deutscher oder aus Schweizer Sicht diese Passage liest.

Dies ist eine schöne Textstelle, an der sich Polyphonie im Sinne von Ambivalenz ebenso wie im Sinne von Subversion illustrieren läßt: Die Stelle ist zweideutig und zieht, zumindest ansatzweise, mittels der Stimme des sozial Untergebenen den sozial höher Gestellten ins Lächerliche.

Was das Phänomen der Mehrsprachigkeit angeht, so ist im anschließenden Erzählvorgang des weiteren eine Kuriosität auszumachen, die sich auf den ersten Blick nur dadurch erklären läßt, daß die Figur Rambleton mehr Sprachen beherrscht, als der Erzähler zunächst zugibt bzw. als die Figur selbst nach außen zu erkennen gibt.

Zunächst zur Sprache, die Rambleton außer Englisch explizit beherrscht: Französisch. Auf diese Sprachkenntnis der Figur spielen nach der entsprechenden Einführung am Romananfang im zweiten Kapitel Textstellen wie die folgenden an:

> „Ein Engländer! o Schmerz!“ entfuhr *französisch* der holden Sprecherin [Luitgarde] (*DAW*, S. 31, Herv. G .S.)

– welcher französisch gesprochene Ausruf Rambleton aus seinem Versteck hervorlockt.

> „Sie wünschen auf das jenseitige Ufer zu gelangen?“ nahm er [Rambleton] *französisch* das Wort […]. (*DAW*, S. 33, Herv. G. S.)

– so, als Rambleton sich auf ein Gespräch mit den Deutschen einläßt.

Die deutsche Familie von Schochstein nimmt an, daß Rambleton kein Deutsch, wohl aber leidlich Französisch versteht und führt ihre Konversation daher, um ihn daran teilhaben zu lassen, auf Französisch (vgl. explizit: *DAW*, S. 44). Im Hinblick auf den deutschen Leser ist diese betont in französischer Sprache gehaltene gesellige Unterhaltung allerdings auf Deutsch wiedergegeben. Erst in der Szene, als das von Rambleton gesteuerte Boot nach Ansicht der Deutschen zu kentern droht, sprechen sie ihn auf Englisch an – und als dies scheinbar keinen Eindruck auf Rambleton macht, schimpfen sie – nicht eben fein – in deutscher Sprache über ihn:

> „Bleiben Sie ruhig“, mahnte Rambleton gelassen.
>
> „Sir we are going to overturn!“ schrie hitzig Wilhelm.
>
> „No Sir! keep quiet!” mahnte wieder Rambleton, der, ohne die Miene zu verändern, die Augen auf das Segel gerichtet, wieder auf die Landzunge, in tiefen Gedanken versunken war.

> „But I tell you, we are going to overturn!" schrie Wilhelm stärker.
>
> „No Sir! keep quiet!" versetzte Rambleton abermals, und das Segel zugleich anziehend, brachte er das Boot noch mehr auf die Leeseite.
>
> „Ich glaube, er thut es vorsätzlich", brach der junge Wilhelm *in zornglühendem Deutsch* aus.
>
> „Wie kalt, wie unnatürlich kalt, gefühllos diese Engländer doch sein können!" *jammerte in derselben Sprache* die junge Frau. „Er sieht uns zittern vor Angst, und bewegt keine Muskel."
>
> „Wäre es nicht möglich, das Boot in eine gerade Richtung zu bringen?" redete ihn der Alte *englisch* an.
>
> „Nein, Herr!" war die kurze Antwort. […]
>
> „Diese Engländer haben unausstehlich arrogante wegwerfende Manieren", bemerkte die junge Frau wieder *deutsch*. Sie benehmen sich gerade, als ob sie die Herren, und wir ihre Untergebenen wären." (*DAW*, S. 56ff., Herv. G. S.)

Anders als bei der Definition der Gruppenzugehörigkeit über den sozialen Status, bei der die preußische Adelsfamilie im Gespräch „en famille" von der deutschen in die französische Sprache wechselte, wird im zitierten Gesprächsteil Gruppenzugehörigkeit nunmehr über die Nationalsprache durch einen Wechsel vom „gebildeten" Französisch ins „familiäre" Deutsch markiert: „En famille" beleidigen die von Schochsteins den vermeintlichen englischen Aristokraten mit, wie sie annehmen, ihm unverständlichen deutschen Worten. Auch der Erzähler bekräftigt in der sich anschließenden Szene, in der die Deutschen in deutscher Sprache über Rambletons Verhalten rätseln, daß dieser kein Deutsch verstehe:

> Rambleton, obgleich *er kein Wort von diesen deutschen Trostsprüchen verstand*, machte die ungemein gedehnte, zahme einschläfernde Sprache der guten Leute offenbar herzlich Langeweile. (*DAW*, S. 60f., Herv. G. S.)

Ob Rambleton tatsächlich kein Deutsch versteht, ob er bzw. der Erzähler ihm nur diesen Anschein gibt, ob er nur in Gedanken woanders ist – und in welcher Sprache, wenn nicht auf Deutsch, er sich mit den Schweizer Schiffern verständigt, verrät die Narration nicht. Wie man aus der letzten Szene des zweiten Kapitels schließen kann (hierzu weiter unten), verstehen diese jedenfalls kein Englisch. Ähnlich wie die deutschen Aristokraten wechseln aber auch sie in ihre (größtenteils richtig wiedergegebene) Nationalsprache, wenn ihnen daran gelegen ist, die Grenzen ihres Kollektivs zu markieren und den Fremden zu beschimpfen:

> „Laßt das Segel herab!" schrie er [Rambleton] zum dritten Male, das seinige fallen lassend, und mit einem Satze in den Kahn springend, dessen Segel auch in dem Augenblicke von ihm herabgerissen ward.
>
> Ein Schrei des Entsetzens wurde vom Ufer herüber gehört.
>
> „Seid ihr taub, wenn man euch zuruft?" schrie er den Schiffern zu, die erst jetzt zur Sprache zu kommen schienen, und Miene machten, den Eingriff in ihre Gerechtsame übel zu nehmen.

> Ohne auf ihre Bewegungen zu achten, hatte er seinen Schiffer in das Boot, das er am Seile festgehalten, geschoben; war selbst nachgesprungen, und stand in den nächsten zehn Secunden zwanzig Schritte vom Kahne.
>
> *„Du Himmel-Strahlhagel, Donder du! – Wart', du Dondershagel Roßpif du! Ist ja zum Verflüechen!"* gellten und brüllten ihm die beiden Schiffer im lieblichsten Duette nach.
>
> Er würdigte sie keines Blickes, stellte ruhig das Segel, und wandte sich dann mit verschränkten Armen dem Ufer zu. (*DAW*, S. 66f., Herv. G. S.)

Nicht kohärent mit der Annahme, daß Rambleton sich in einer anderen Sprache als Deutsch mit den Schweizer Schiffern unterhalte und ihres Schweizerdeutschen Dialekts nicht mächtig sei, ist die gleich auf die zitierte Szene folgende Passage, in der einer der Schweizer Schiffer Rambleton auf Schweizerdeutsch zuraunt, er möge die beiden anderen Bootsmänner durch ein Glas Wein für sein ungehöriges Verhalten entschädigen:

> „Der Jockel ist dondersgiftig", raunte ihm sein Schiffer zu. – Versprechen Sie dem Jockel es Schöppli. Er ist sonst ein Strahlhagel der Jockel.
>
> „De Herr sait, ihr sollid es Schöppli ha, Jockel und Kaschper!" schrie der Schiffer den beiden Zunftgenossen nach.
>
> „Donken vielmal", brummten, ihre Kappen lüftend, in schwergrobem Basse die wieder versöhnten Jockels und Kaschpers herüber.
>
> Rambleton hatte auch kein Wort gehört; sein Blick haftete auf dem Ufer, an dessen Vordergrunde noch immer Luitgarde stand, weiter zurück die Gesellschaft. (*DAW*, S. 67f.)

Rambleton hört, da in Gedanken versunken, nicht zu, sein Schiffer besänftigt an seiner Statt die eigenen aufgebrachten Landsleute mit einem Versprechen, das Rambleton nicht gibt, – daß Rambleton aber so rein gar nichts von dem verstünde, was in Deutschschweizer Dialekt um ihn herum gesprochen wird, kann, liest man das Kapitel zu Ende, nicht behauptet werden. Dieses endet nämlich mit einer kuriosen Szene, deren über den Gleichklang funktionierende Komik voll zu Lasten des Schweizer Schiffers geht, der kein Englisch versteht, und die Rambleton in ein Licht setzt, das ihn als der deutschen Sprache nicht unkundig erscheinen läßt:

> Rambleton wandte sich nochmals, schaute abermals, und legte dann die Ruder ins Boot zurück.
>
> Die Arme gemächlich kreuzend, starrte er in den See hinaus.
>
> „Fürchten sich der Herr vor'm Jockel?" raunte ihm der Schiffer ins Ohr. „Er ist so schlimm nicht der Jockel, aber s'Schöppli dürfen der Herr nicht vergessen, sonst ist er dondersgiftig."
>
> *„D-n your Yokel to hell with his Shoepli!" brach Rambleton ungeduldig aus.*
>
> *„Die Damen sind drüben, der Herr haben recht, beim Jockel ist's noch helle; aber's Schöppli dürfen der Herr nicht vergessen."*
>
> „Was Teufel wollt ihr mit euerm Schöppli?" (*DAW*, S. 82, Herv. G. S.)

Was Rambletons nationale Identität betrifft, so wird diese im Laufe des zweiten Kapitels der *Deutsch-amerikanischen Wahlverwandtschaften* geklärt: Er ist Amerikaner. Diese Erkenntnis wird im Laufe des Erzählens sorgsam vorbereitet. Weniger Sorgfalt hingegen verwendet der Autor auf die Frage, welche Sprachen sein Protagonist beherrscht. Der Text konfrontiert den Leser bei genauer Lektüre hier mit einer Unstimmigkeit, die sich nicht aus der Polyvalenz des poetischen Worts erklären läßt, sondern, je nach Standpunkt des Interpreten, entweder mit Schlamperei oder mit erzieherischer Intention des polyglotten Autors.

Interessanterweise spricht der literarische Text auf der Ebene des *discours* von einer ungeklärten Identität – und das, obwohl die Identität des Amerikaners Rambleton auf der Ebene der *histoire* am Ende des zweiten Kapitels geklärt ist. Das aber ist ein Widerspruch, der durchaus mit der Komplexheit dieser Figur – auch im wieteren Handlungsverlauf – korrespondiert.

W. G. Sebald mutmaßt in seinen Essays zur österreichischen Literatur über Sealsfield, daß dieser „während der langen Jahre des Exils sich selbst zu einer Abstraktion geworden war und über die Chiffre >Charles Sealsfield – Der große Unbekannte< hinaus keinen rechten Begriff mehr von sich und seiner wahren Identität hatte."[12]

Was die Figur Rambleton im Erzähleingang der *Deutsch-amerikanischen Wahlverwandtschaften* betrifft, so ist es – wie oben aufgezeigt – nachweislich so, daß der Erzähler keinen rechten Begriff von dessen „wahrer" Identität hat. Ob dies von Sealsfield bewusst so gesetzt wurde oder ob ihm dies einfach unterlaufen ist, ist m. E. zweitrangig und auch nicht zu klären. Bemerkenswert aber ist es meiner Ansicht nach schon, daß ein Fragment gebliebener Roman eines Autors, der als Dreißigjähriger ins nicht mehr hintergehbare Unbehauste aufgebrochen ist, eine Figur der polyglotten unauflösbaren Fremdheit konzipiert.

Daß es eine Welt geben könnte, in der wir völlig heimisch und mit uns eins sind, ist auch für den Daheimgebliebenen eine Utopie; dem Exilierten aber drängt sich diese „Einsicht" in die *conditio humana* als interkulturelle Erfahrung unwiderruflich auf. Sealsfields literarisches Werk ermöglicht gerade mit seiner Vielstimmigkeit und Mehrsprachigkeit wiederholt Einblick in das Verstörende einer Welt, deren Erzählsubjekt nicht Herr im eigenen Haus ist. Die eventuellen „Kunstfehler" in Sealsfields literarischen Texten bergen so ein Potential, das Brüchigkeit als existentielle Erfahrung anschaulich macht.

---

[12] W. G. Sebald: *Ansichten aus der Neuen Welt. Über Charles Sealsfield*. In: Ders.: *Unheimliche Heimat. Essays zur österreichischen Literatur*. 3. Aufl. Frankfurt a. M.: Fischer (TB), 2004, S. 39.

Wynfrid Kriegleder

Von *Tokeah* (Philadelphia 1829) zum *Legitimen* (Zürich 1833) oder die unvollständige Metamorphose von einem amerikanischen zu einem europäischen Roman.

Charles Sealsfields erster Roman, *Tokeah; or The White Rose*, wurde 1829 in Philadelphia bei Carey, Lea & Carey in zwei Bänden veröffentlicht. Eduard Castle notiert in seiner Sealsfield-Biographie *Der Große Unbekannte*, es hätten sich nur zwei Exemplare dieser Ausgabe erhalten.[1] Die British Library und der Kanadische Verbundkatalog verzeichnen allerdings eine Mikrofiche-Edition. Noch im selben Jahr kam eine „enlarged, and somewhat improved"[2] dreibändige Version unter dem Titel *The Indian Chief; or Tokeah and the White Rose. A Tale of the Indians and the Whites* in London bei A. K. Newman and Co. heraus. Auf dem Titelblatt wird auch der ursprüngliche amerikanische Verlag genannt. Diese Ausgabe diente als Basis für den Neudruck des *Tokeah* in der Werkausgabe von Karl J. R. Arndt. 1833 erschien Sealsfields deutschsprachige Bearbeitung seines Erstlings in drei Bänden unter dem Titel *Der Legitime und die Republikaner. Eine Geschichte aus dem letzten amerikanisch-englischen Kriege* bei Orell, Füßli & Cie. in Zürich. 1845 wurde der Roman in die bei Metzler in Stuttgart herauskommenden *Gesammelten Werke* aufgenommen.[3]

---

1 Eduard Castle: *Der große Unbekannte. Das Leben von Charles Sealsfield (Karl Postl)*. Wien, München: Manutius Presse 1952. Neu hrsg. von Günter Schnitzler (Charles Sealsfield: *Sämtliche Werke. Supplementreihe. Materialien und Dokumente*. Hrsg. von Alexander Ritter. Bd. 1) Hildesheim, Zürich, New York: Olms Presse, 1993, S. 250.

2 Charles Sealsfield: *The Indian Chief or, Tokeah and the White Rose*. Bearb. von John Krumpelmann. Drei Bände in zwei Bänden. (C. S.: *Sämtliche Werke*. Hrsg. von Karl J. R. Arndt, Bde. 4 u. 5). Hildesheim/New York: Olms, 1972, S. X*. Alle weiteren Zitate aus dem Roman erfolgen im Textverlauf unter der Sigle *TOK* plus Band- und Seitenangabe.

3 Charles Sealsfield: *Der Legitime und die Republikaner*. Drei Teile in zwei Bänden (*Sämtliche Werke*, hrsg. von Karl J. R. Arndt, Bde. 6 u. 7). Hildesheim/New York: Olms, 1973. Alle weiteren Zitate aus dem Roman erfolgen im Textverlauf unter der Sigle *LEG* plus Band- und Seitenangabe.

Ich möchte im Folgenden den Weg dieses Romans von Philadelphia nach Zürich auf der Ebene des Textes nachzeichnen. Wodurch unterscheidet sich die englischsprachige von der deutschsprachigen Version, welche Änderungen, Ergänzungen, Streichungen hat der Autor vorgenommen? Bevor ich dazu komme, soll aber die textliche Vorgeschichte des Romans behandelt werden, denn wir kennen eine amerikanische Vorlage.

Am 1. Oktober 1825 wurde in der New Yorker *Saturday Evening Post* unter der Verfasserangabe „Alcanzor" die kurze, etwa 3500 Wörter umfassende Erzählung *The Indian of the Fall's Valley. Or, The Foundling Maid* veröffentlicht. Am 17. Dezember 1825 druckte sie der *Edwardsville Spectator* (Illinois) nach.[4] Vieles aus dieser Erzählung, bis hin zu Details, findet sich im ersten Kapitel von Sealsfields Roman wieder, und die Gesamtstruktur der Erzählung bestimmt noch die Struktur zumindest des englischsprachigen *Tokeah*.

Über den Verfasser oder die Verfasserin der *Foundling Maid* können wir nur Vermutungen anstellen. Franz Schüppen, der den Text näher analysiert hat, geht ganz selbstverständlich davon aus, es handle sich hier um Sealsfields „erste Erzählung", weshalb er denn auch Details der Geschichte auf Sealsfields Biographie bezieht.[5] Das scheint mir alles ziemlich spekulativ. Ich vermute vielmehr, Postl/Sealsfield habe sich hier, wie in anderen Fällen − man denke an das berüchtigte Balzac-Plagiat[6], aber auch der Beginn des *George Howard* ist wohl so einzuschätzen[7] − von einem fremden Text inspirieren lassen, den er irgendwo vorfand, und einige Details übernommen. Beweisbar ist derzeit freilich weder Sealsfields noch jemandes anderen Verfasserschaft. Daß die *Foundling Maid* eine Quelle für den *Tokeah* darstellt, steht aber außer Zweifel: Die Eingangssituation − an einem stürmischen Abend bringt ein Indianer dem Tavernenbesitzer John Copeland ein weibliches Baby zur Aufbewahrung − ist völlig identisch. Auch die Gesamtstruktur der Erzählung über-

---

4 Vgl. Albert Kresse: *Erläuternder Katalog meiner Sealsfield-Sammlung*. Stand am 1. September 1960. Eingeleitet, ergänzt u. hrsg. von Felix Bornemann. Stuttgart: Verlag der Charles Sealsfield-Gesellschaft e. V. (Jahresgabe 1974), S. 49. Dazu auch Otto Heller: *Some Sources of Sealsfield*. In: *Modern Philology* VII (1910), S. 587-592. Ausführlich zu dieser Erzählung Franz Schüppen: *Charles Sealsfield. Karl Postl. Ein österreichischer Erzähler im Spannungsfeld von Alter und Neuer Welt*. Frankfurt, Bern: Peter Lang, 1981, S. 12-14.

5 Schüppen*: Charles Sealsfield* (Anm. 4).

6 Dazu Richard M. Meyer: *Ein Plagiat Sealsfields*. In: *Deutsche Arbeit*. Monatschrift für das geistige Leben der Deutschen in Böhmen 6 (1907), S. 510-512.

7 Vgl. dazu Wynfrid Kriegleder: *‚George Howard's Esq. Brautfahrt' im Kontext der zeitgenössischen Novellentheorie und -praxis*. In: *Charles Sealsfield. Lehrjahre eines Romanciers 1808-1829. Vom spätjosephinistischen Prag ins demokratische Amerika*. Hrsg. von Alexander Ritter. Wien: Praesens, 2007 (*SealsfieldBibliothek*; 5), S. 165-182.

nahm Sealsfield für einen seiner Handlungsstränge: Das Mädchen wächst später bei ihrem indianischen Adoptivvater auf, heiratet einen jungen Weißen namens Arthur, und am Ende der Geschichte wird der leibliche Vater entdeckt.

Davon abgesehen, handelt es sich bei Alcanzors *Foundling Maid* allerdings um eine völlig andere Geschichte. Das ist schon auf der Ebene der *story* evident. Die *Foundling Maid* spielt in Canada, am Niagarafall; der alte Indianer (namens Niagara), ein klassischer edler Wilder, findet das Mädchen im nächtlichen Sturm neben ihrer toten Mutter. Die kleine Maria wächst bei ihm, den sie als ihren Vater betrachtet, nahe den Copelands in einer „humble cot" in einem „wild, yet beautifully romantic spot" tugendhaft auf: „our heroine grew up in virtue as she did in beauty". Sie heiratet den jungen Arthur Evans. Niagara hält noch eine große Rede bei der Hochzeit und stirbt unmittelbar darauf empfindsam-effektvoll: „the spirit of Niagara, released from earthy bondage, soared to regions of surer and eternal bliss." Arthur zieht bald darauf in den Unabhängigkeitskrieg; Maria und ihr kleiner Sohn leben nun bei den Copelands. Auf dem Heimweg, nach Kriegsende, rettet Arthur einen alten britischen Offizier, Charles Granville, vor dem Verschmachten. Granville entpuppt sich, wie könnte es anders sein, als Marias Vater. Vor 23 Jahren hat er in einem Anfall von Eifersucht die Mutter in die Wildnis gejagt. Nach der Wiedererkennung stirbt Granville natürlich bald. Maria und Arthur aber leben mit ihren Kindern glücklich weiter, „in the only real happiness that exists, that which arises from contentment and uncorrupted hearts."

Um zu zeigen, was Sealsfield aus diesem sentimentalen Kitsch macht, soll zunächst sein *Tokeah* beschrieben werden.[8]

So wie die *Foundling Maid* mit einer kurzen Anspielung auf Walter Scott beginnt, eröffnet auch Sealsfield seinen ersten Roman mit einer Scott-Reminiszenz. Bei einem seiner Ausflüge „in the south-western part of the Mississippi" habe er das folgende Manuskript von einem „old honest Country squire" und Friedensrichter erhalten, der es während einer verletzungsbedingten Rekonvaleszenz niedergeschrieben habe. Als Gewährsmann wird also gleich am Beginn, wenn auch ohne Namensnennung, Squire Copeland eingeführt.

Die Romanhandlung setzt in einer stürmischen Dezembernacht des Jahres 1800[9] nahe Coosa in Georgia an der Grenze zu Alabama ein. Der kriegerische in-

[8] Die folgende Analyse ist noch viel mehr, als mir bei der ersten Formulierung bewusst war, den klugen Überlegungen von Jeffrey Sammons verpflichtet. Vgl. Jeffrey L. Sammons: *Ideology, Mimesis, Fantasy: Charles Sealsfield, Friedrich Gerstäcker, Karl May, and Other German Novelists of America*. The University of North Carolina Press, Chapel Hill and London, 1998 (*University of North Carolina Studies in the Germanic Languages and Literatures*; 121), S. 23-36.

dianische Häuptling Tokeah, dessen Name erst später genannt wird, bringt dem Tavernenbesitzer John Copeland ein kleines Mädchen und nötigt ihn, gemeinsam mit seiner Frau das Baby aufzuziehen. Gegen Ende des Romans wird enthüllt, daß die kleine Rosa die einzige Überlebende eines mörderischen Überfalls auf eine Reisegruppe ist. Nach sieben Jahren holt Tokeah das Mädchen als seine Tochter zu sich.

Das zweite Kapitel bringt einen Ortswechsel und einen Zeitsprung. Weitere sieben Jahre später bewohnt Tokeah als „miko" der Oconees ein Dorf am Nordufer des Lake Sabine an der heutigen Grenze zwischen Louisiana und Texas. Er hat sich soweit als möglich von den Amerikanern zurückgezogen. Ein adeliger junger Engländer namens Arthur Graham kommt auf der Flucht vor dem Piraten Jean Lafitte − einer historischen Figur −, der seine Mutter und seine Schwester gefangen genommen hat, zum Indianerdorf, wo ihn Canondah, die Tochter Tokeahs, und ihre Halbschwester Rosa verletzt auffinden. Rosa verliebt sich in den jungen Mann, und eine Art Pocahontas-Geschichte beginnt. Die beiden Mädchen heilen Arthur, kleiden ihn neu ein und verhelfen ihm zur Flucht, da er bei den Amerikanern Hilfe gegen Lafitte suchen will. Zwar herrsche Krieg zwischen Großbritannien und den USA, man werde ihn als Zivilisten aber wohl unterstützen. Der grimmige alte Tokeah befürchtet zunächst, Arthur könnte den Amerikanern die Lage des Dorfes und die Tatsache, daß Tokeah mit Lafitte ein Bündnis eingegangen ist, verraten. Er läßt den Engländer aber ziehen, nachdem dieser Stillschweigen gelobt hat.

Der Roman fokussiert weiterhin auf das Indianerdorf. Dem Häuptling ist das Bündnis mit Lafitte bereits fragwürdig geworden. Als daher der Pirat mit seinen Leuten auftaucht, verwirft Tokeah einen alten Plan, Rosa dem Piraten zur Frau zu geben und mit ihm eine Kolonie an der „north coast of Mexiko" (*TOK* II, 7) − vermutlich in Kalifornien − zu gründen. Statt dessen will er sich mit seinem kleinen Stamm dem edlen jungen Häuptling der Cumanchees, El Sol, dem Verlobten seiner Tochter Canondah, anschließen und nach Texas ziehen. Der verschmähte Lafitte unternimmt einen nächtlichen Überfall auf das Dorf, in dessen Verlauf Canondah erschossen wird. Dank der Führung El Sols bleiben die Indianer siegreich. Der gefangene Lafitte soll den Amerikanern ausgeliefert und gehenkt werden. In Kanus bricht man Richtung New Orleans auf.

---

[9] Die interne Chronologie des Romans läßt sich aus diversen Zeitangaben erschließen: Über den Beginn der Geschichte heißt es S. 17: „seventeen years […] had elapsed since the termination of the revolutionary struggle". Wir sind also im Jahr 1800. Sieben Jahre später holt Tokeah Rosa von den Copelands ab, weitere sieben Jahre später, einige Wochen vor der Schlacht von New Orleans, die am 8. Jänner 815 stattfand, taucht Arthur Graham im Indianerdorf auf. Zur Wiedererkennungsszene zwischen Rosa und ihrem Vater am Ende des Romans kommt es 19 Jahre nach dem Indianerüberfall, also 1819.

Nun wechselt der Schauplatz in das Städtchen Opelousas in Louisiana, circa 200 Kilometer östlich des indianischen Dorfes, wo sich die Hinterwäldler auf den Krieg vorbereiten und Milizen bilden. Als ihr Führer entpuppt sich der aus dem ersten Kapitel bekannte Squire Copeland, mittlerweile Friedensrichter, der es in Louisiana zu Wohlstand und Ansehen gebracht hat. Der aus dem Urwald auftauchende Arthur Graham wird wegen seiner indianischen Kleidung verdächtigt, ein von den Briten ausgeschickter Agitator zu sein, der die Indianer aufwiegeln soll. Copeland findet den Engländer sympathisch und läßt ihm eine milde Gefangenschaft bei dem reichen kreolischen Pflanzer und Senator Gentillon angedeihen. Er kann ihn aber nicht freilassen, da Arthur jegliche Aussage über seine Beziehung zu den Indianern verweigert. Das Interesse der Pflanzerfamilie und auch des Romans konzentriert sich nun darauf, Arthur vor der Hinrichtung zu bewahren, die ihm als vermeintlichem Spion droht.

Arthur wird per Schiff nach New Orleans gebracht, wo er dem Oberkommandierenden – dem namentlich nicht genannten General Andrew Jackson – vorgeführt werden soll. Zufällig landen zur selben Zeit Tokeah, Rosa, El Sol und deren Leute mit den gefangenen Piraten in ihren Kanus. Als der General von Tokeah die Wahrheit über Arthur erfährt, läßt er den Engländer frei. Lafitte und seinen Kumpanen glückt die Flucht. Rosa erkennt in Copeland ihren ehemaligen Pflegevater. Sie wird zur Familie Gentillon gebracht und feiert ein Wiedersehen mit Arthur, der sie heiraten will. Tokeah hat zwar El Sol als ihren Ehemann vorgesehen, doch als El Sol unter Hinweis auf ihre Liebe zu Arthur zurücktritt, ist Tokeah nachgiebig, überreicht Rosa neben wertvollem Heiratsgut auch Material, das auf ihre Abkunft aus einer adeligen spanischen Familie verweist, und trennt sich von seiner Pflegetochter. Arthur und Rosa können auf Veranlassung Jacksons trotz des Kriegs ins britische Hauptquartier und von da weiter nach Jamaica reisen.

Damit wendet sich der Roman im stark gerafften vorletzten Kapitel wieder den Indianern zu. Tokeah kehrt in seine alte, mittlerweile von den Weißen besiedelte Heimat in Georgia zurück und exhumiert die Gebeine seiner Eltern. Mit seinen Kriegern und El Sol fährt er den Red River hinauf nach der künftigen Heimat Texas. Doch bei einem Gefecht mit einem feindlichen Stamm wird er getötet.

Als Coda spielt das letzte Kapitel Jahre später auf „Graham's Seat" in Jamaica, wo wir das glückliche Ehepaar Arthur und Rosa, mittlerweile mit einem Kind gesegnet, antreffen. Wir erfahren, daß Arthurs Mutter und seine Schwester seinerzeit bald von Lafitte freigelassen wurden. Ein zufällig auf Besuch kommender spanischer Adeliger, Don Juan D'Aranza, der seine gesamte Familie bei einem Indianerüberfall verloren habe, entpuppt sich als Rosas Vater und garantiert einen effektvollen Schluß des Romans: „'Father!' exclaimed lady Rosa" und er „with the words – ‚My daughter!' fell upon the neck of his recovered child" (*TOK* III, 243f.)

Der *Tokeah*-Roman erweist sich als ziemlich geschlossen. Auf seine bis in Details nachweisbare Nähe zu James Fenimore Coopers Texten hat Walter Grünzweig bereits vor längerer Zeit hingewiesen.[10] Im Zentrum steht die romantisch-romanhafte Geschichte des jugendlichen Paars; es geht in Hinblick auf Rosa um die Frage, wer ihr leiblicher Vater sei und ob es zu einem Happy End mit Arthur komme; es geht in Hinblick auf Arthur um die Frage, ob er die Gefangenschaft zuerst bei den Indianern und dann bei den Amerikanern überlebe und ob es zu einem Happy End mit Rosa komme. Ein komplementäres unglückliches Liebespaar – Canondah und El Sol – übernimmt die tragische Rolle, die in Coopers *Last of the Mohicans* Uncas und Cora spielen. Die Struktur des Romans ist vom Geschick Rosas und Arthurs bestimmt.

Trotz des Titelhelden Tokeah und obwohl Sealsfield in der englischen Fassung das Augenmerk noch stärker auf den alten Häuptling zu lenken suchte, indem er den Roman nun *The Indian Chief* nannte, wird Tokeahs Schicksal von der romantischen Handlung überwuchert. Zwar wird in einigen Rückblicken auf das bisherige Leben des Häuptlings eine historische Perspektivierung versucht und angedeutet, daß der Untergang Tokeahs metonymisch für sein Volk stehe. Doch schon im *Tokeah* ist Sealsfield mehr an jenen Leuten interessiert, die den Untergang der indianischen Kultur verursachen, als an den Vertretern dieser Kultur.

Schon im *Tokeah* erwächst in Squire Copeland ein redegewaltiger Verfechter des US-amerikanischen Selbstverständnisses. Er belehrt den jungen Engländer Arthur Graham bei ihrem ersten Zusammentreffen über den amerikanischen Nationalcharakter und sagt dem Staat Louisiana eine große Zukunft voraus. Zwar wird sein Enthusiasmus von dem französischstämmigen Senator Gentillon, einem alteingesessenen Plantagenbesitzer, milde korrigiert, und Copeland verschwindet für wiete Strecken wieder aus der Handlung. Doch auch Gentillon versucht den jungen Engländer von der Vorzüglichkeit der amerikanischen politischen Verfassung zu überzeugen. Der im *Legitimen* dominierende politische Diskurs ist also bereits im *Tokeah* angelegt.

Gleichermaßen findet sich bereits im *Tokeah* die ideologische Rechtfertigung der US-amerikanischen Indianerpolitik, die im *Legitimen* sogar durch den neuen Romantitel reflektiert wird. Gegen Ende des Romans erhalten Tokeah und El Sol ein zweites Mal Audienz beim General, der die Gelegenheit nützt, die agrarische Lebensweise der Amerikaner gegen das angebliche „roaming, hunting life" der Indianer (*TOK* III, 163) auszuspielen und damit die Vertreibung der ursprünglichen Bevölkerung zu rechtfertigen: Das Land sei vom „Great Spirit" zum Ackerbau ge-

[10] Walter Grünzweig: *„Where Millions of Happy People Might Live Peacefully.": Jacksons Westen in Charles Sealsfield's Tokeah; or, the White Rose.* In: *Amerikastudien/American Studies* 28 (1983), S. 219-236.

schaffen, nicht aber „for hunting grounds, that some thousands of red men may find deer, where millions of happy people might live peacefully." (*TOK* III, 163). Sealsfield, der für den *Legitimen* nur sehr wenige Textstellen aus der zweiten Hälfte des *Tokeah* übernommen hat, konnte diese Passage wieder verwenden.

Als der nach Europa zurückgekehrte Charles Sealsfield im Winter 1832/33[11] seinen *Tokeah* teils übersetzte, teils umarbeitete, hielt er *grosso modo* an der Struktur seines englischsprachigen Romans fest und übernahm, von einigen signifikanten Änderungen abgesehen, die erste Hälfte weitgehend. Für die zweite Hälfte allerdings, also die Geschichte ab dem Eintreffen des geflohenen Engländers in Opelousas, mußte er große Passagen neu schreiben, hatte sich doch sein Hauptinteresse gründlich verschoben. Der *Legitime* ist daher um mehr als ein Drittel umfangreicher als der *Tokeah*. Mit dem neuen Titel setzte Sealsfield eine Tendenz fort, die er schon in der englischen Version des *Tokeah* mit der Titeländerung in *The Indian Chief* angedeutet hatte: nicht mehr von Individuen, sondern von Menschen als typischen Vertretern einer Gruppe zu erzählen. Sein zweiter deutschsprachiger Roman wird folgerichtig *Der Virey und die Aristokraten* heißen.

Zunächst sei, wie oben im Fall des *Tokeah*, der Roman kurz beschrieben.[12]

Am Beginn finden sich diverse paratextuelle Elemente, darunter ein selbstkritisches Jefferson-Zitat über die US-amerikanische Indianerpolitik sowie ein stark verschlüsselter Text, der von einem Besuch des Autors am Krankenlager Jeffersons erzählt und verschiedene Signale anbringt, die der folgenden Geschichte trotz der romanhaften Form Authentizität bescheinigen und vor allem Tokeah und Rosa als historische Figuren beglaubigen.

Wie schon im Roman *Tokeah* setzt die Handlung in der Taverne von John Copeland ein und folgt über weite Strecken der Vorlage. Es kommt allerdings zu diversen punktuellen Erweiterungen: neue Erzählerreflexionen und Motive werden eingeführt und schon vorhandene Motive werden ausgestaltet. Das führt zwar zu einer deutlichen Umfangvergößerung, an der Substanz und der Struktur des Romans ändert sich aber im ersten Band nichts, – mit einer signifikanten Ausnahme:

Im *Tokeah* war der jugendliche Held Arthur Graham ein englischer Aristokrat, der mit dem gleichzeitig stattfindenden amerikanisch-englischen Krieg nichts zu tun hatte, sondern aus persönlichen Gründen im Golf von Mexiko unterwegs war, als sein Schiff von dem Piraten Lafitte überfallen wurde. Sein Ziel nach der Flucht ist es daher, Hilfe gegen Lafitte zu finden und seine Familienangehörigen aus

---

11 Die Zeitangabe nach Castle: *Der große Unbekannte* (Anm. 1), S. 366.

12 Eine sorgfältige Analyse des Romans liefert Claudia Kegele: *„Eine Geschichte aus dem letzten amerikanisch-englischen Kriege". Eine Analyse der Erzähltechnik in „Der Legitime und die Republikaner" von Charles Sealsfield*. Diplomarbeit Wien, 2001.

dessen Gewalt zu befreien. Im *Legitimen* dagegen haben wir es mit einem jungen bürgerlichen englischen Offizier namens James Hodges zu tun, der mit der britischen Flotte Richtung New Orleans unterwegs ist. Während einer kurzen Entfernung von der Truppe ist er von Lafitte gefangen genommen worden. Sein ganzes Trachten richtet sich darauf, wieder zu seiner Einheit zu gelangen.

Es gibt daher im *Legitimen* auch kein Pocahontas-Motiv. Rosa und James Hodges lieben einander keineswegs. Rosa fühlt sich allerdings zu Hodges hingezogen wie zu einem Bruder, macht er ihr doch ihre Außenseiterposition als weißes Mädchen bei den Oconees bewusst. Während Arthur und Rosa im *Tokeah* lediglich als ein empfindsames und ziemlich langweiliges Liebespaar gestaltet sind, zeigt der neue Roman wesentlich mehr Interesse an ihrem Innenleben. Rosa ist nicht das passive, keines eigenen EntSchlußes fähige Wesen des englischen Romans. Sie steht in einem Konflikt: Einerseits liebt sie Canondah und will loyal gegenüber Tokeah sein, andererseits verspürt sie den Wunsch, in die Welt der Weißen zurückzukehren. Hodges wird, unter kräftiger Zuhilfenahme auktorialer Kommentare, einerseits als arroganter Brite mit einer kolonialistischen Attitüde gezeichnet, andererseits aber sei auch gerade der britische Nationalcharakter für seine positiven Eigenschaften verantwortlich. Nachdem Hodges mit Hilfe der beiden Mädchen die Flucht aus dem Indianerdorf geglückt ist, kehrt er freiwillig zurück, um den Zorn des Häuptlings von den Fluchthelferinnen abzulenken, – eine Idee, auf die Arthur Graham, der doch angeblich Rosa liebt, nicht gekommen ist. Tokeah bietet ihm dann die Hand Rosas an, sofern er bei den Oconees bleibe, was der Engländer natürlich, unter Hinweis auf seine Soldatenpflicht, ablehnt.

Auch die folgende Handlung, bis zur Gefangennahme Hodges' in Opelousas, folgt dem Roman *Tokeah*. Es gibt allerdings eine für den weiteren Verlauf der Handlung wichtige Ausnahme: Tokeah läßt den Seeräuber Lafitte nach dem mörderischen Überfall laufen. Die verhassten Amerikaner mögen sich mit dem Mann herumschlagen, den er für den Tod seiner Tochter Canondah verantwortlich macht. Daher bricht Tokeah mit seinen Leuten auch nicht nach New Orleans auf, sondern will einen Auftrag erfüllen, über den er zunächst schweigt, eben die Exhumierung der Gebeine seiner Eltern. Rosa begleitet ihn, da sie sich nach Canondahs Tod als seine einzige Tochter betrachtet und sich daher für den alten Mann verantwortlich fühlt. Später werden die Indianer nahe Opelousas von den Milizen aufgegriffen und mississippiabwärts transportiert; auf diese Weise kommt es zur Wiedervereinigung der Hauptfiguren.

Ab der Gefangennahme von Hodges entwickelt sich der Roman in eine vom *Tokeah* völlig unterschiedliche Richtung. Es werden nun in erster Linie Lebensbilder von der „frontier" geboten. Die weitere Romankonstruktion wird keineswegs vom Schicksal des jungen Engländers bestimmt, auch wenn dieses nicht völlig in den Hintergrund tritt. Copeland, der immer mehr zur dominierenden Figur wird, findet Hodges sympathisch, muß ihn aber doch als der Spionage verdächtigen Briten fest-

halten und schickt ihn in eine ungenannt bleibende kleine Stadt am Mississippi, die nun zum Hauptschauplatz wird, weil sich dort die unterschiedlichen Milizen sammeln, um den Abmarschbefehl nach New Orleans zu erwarten. Hodges wird dort arretiert, gemeinsam mit einigen der Piraten Lafittes, die sich vom Indianerdorf hierher durchgeschlagen haben. Er nimmt an einem von Lafitte inszenierten Ausbruch teil und wird nach einigen teils gefährlichen, teils komischen Abenteuern wieder eingefangen. Letztendlich bewahren ihn die Zeugenaussagen Tokeahs und Rosas vor der Hinrichtung, aber der Roman ist ganz offensichtlich nicht mehr sonderlich an James Hodges interessiert, und in den letzten elf der insgesamt 43 Kapitel verschwindet er weitgehend von der Bildfläche.

Ähnlich ergeht es Rosa, die ja immerhin dem englischsprachigen Roman den Titel gegeben hatte. Nachdem Tokeah und seine Leute ebenfalls in das Mississippistädtchen transportiert und dort verhört werden, bringt man das Mädchen in der Plantage des Colonel Parker unter, der hier den kreolischen Pflanzer Gentillon aus dem *Tokeah* ersetzt. Der Haushalt Parker wird durchaus kritisch und satirisch gezeichnet. Der Erzähler vermerkt explizit, sie seien aus Virginia hierher gezogene Aristokraten und sympathisierten mit den „Tories", Rosa könne sich bei ihnen gar nicht wohlfühlen. Die beiden Töchter Parkers erinnern in vielem an die höchst satirisch porträtierten New Yorker Schönheiten Arthurine und Margareth in *George Howard's Esq. Brautfahrt*, dem 1834 erstmals erschienenen Beginn der *Lebensbilder aus der westlichen Hemisphäre*. Rosa ist von dieser oberflächlichen Gesellschaft abgestoßen, umso mehr, als man sich dort negativ über Tokeah äußert, den sie als ihren Vater betrachtet. Als Tokeah nach seiner Rückkehr aus Georgia Rosa wieder abholen will, taucht ziemlich überraschend als *deus ex machina* ein „Fremder" (*LEG* III, 286) auf, der als Abgesandter von Rosas wirklichem Vater, offenbar einem reichen Mexikaner, Beweise über ihre Identität vorlegt. Rosa, die vermutlich inzwischen Gefallen am Leben bei den Weißen gefunden hat, beruft sich vor Tokeah auf ihre Verpflichtung ihrem wirklichen Vater gegenüber und weigert sich, mit ihm zu gehen. Als der „schäumende Wilde" (*LEG* III, 305) sie erdolchen will, greift El Sol ein und verhindert die Tat.

Über Rosas weiteres Schicksal schweigt der Roman, wenn man von der kryptischen Bemerkung im oben erwähnten einleitenden Paratext absieht, der Roman biete Aufschluß über das Geschick „der edlen Dame, die gegenwärtig in den höchsten Kreisen eines benachbarten Landes so verdienter Maßen glänzt" (*LEG* I, 6). Rosa spielt offenbar in der Gegenwart eine wichtige Rolle in Mexiko. James Hodges dagegen taucht in einer kurzen Coda noch einmal auf. Eine kommentarlos abgedruckte und dann ins Deutsche übersetzte Anzeige der „Countyzeitung von Opelousas" aus dem Jahr 1816 vermerkt die Vermählung der „Miß Maria Copeland" und des „Jakob Hodges, früher von der königlich brittischen Flotte". (*LEG* III, 316) Der ehemalige britische Offizier ist also amerikanischer Staatsbürger geworden

und hat eine Tochter Copelands geheiratet, der im Roman nur ein ganz kurzer Auftritt vergönnt war.

Das Schicksal der beiden fiktionalen Hauptfiguren bestimmt, wie erwähnt, die Struktur des Romans im zweiten und dritten Band nicht mehr, auch wenn ihre Geschichte, genrebedingt, zu Ende erzählt werden muß. Tatsächlich hat Sealsfield den romantischen *Tokeah* zu einem wirklichen historischen Roman ausgeweitet, in dessen Zentrum zwei Themen stehen: das Verhalten der republikanischen US-Amerikaner angesichts der Bedrohung des Landes durch die britische Armee bei der Schlacht von New Orleans und das Verhältnis der US-Amerikaner zu den legitimen Besitzern des Landes, den Indianern.

Es sei ein Blick auf den Fortgang der Geschichte nach dem Eintreffen James Hodges' in Opelousas geworfen, jenseits der Frage nach dem weiteren Schicksal der beiden jungen Leute und auch unter AusSchluß jener Kapitel, die als Lebensbilder zwar nicht den Plot vorantreiben, dafür aber die dem Autor so wichtige Information über das alltägliche Leben in der neuen Welt vermitteln.

Schon im 21. Kapitel, in dem der in Indianerkleidung aus dem Urwald herauskommende James Hodges in Opelousas festgenommen wird, klingt ganz leise ein neues Thema an, das im *Tokeah* noch überhaupt keine Rolle gespielt hat: Die Kritik der Hinterwäldler an dem allzu diktatorisch agierenden Oberkommandierenden, also an Andrew Jackson. Dieses Thema dominiert dann ab dem 23. Kapitel, in den Szenen in der kleinen Stadt am Mississippi, den Roman. Der als Abgesandter des „Befehlshaber[s]" (*LEG* II, 210) ankommende junge Capitain Percy wird von den Milizoffizieren äußerst distanziert empfangen. Der Abmarschbefehl Jacksons wird keineswegs sofort befolgt, sondern die Milizoffiziere berufen zunächst ein „Meeting" ein, in dem über eine zweifelhafte Aktion Jacksons beraten wird: Er hat bei der Vorbereitung der Verteidigung von New Orleans die Verfassung des Staates und den Habeas-Corpus-Akt außer Kraft gesetzt. Copeland, der immer mehr zum Sprachrohr der Republikaner wird, äußert sich dezidiert über Jackson: „Ja es wird etwas kosten, den Teufel aus Dem herauszutreiben" (*LEG* II, 218), und „dieser verfluchte Herrschergeist, und der Narr möchte auch noch gerne in seinen alten Tagen den Boni spielen" (*LEG* II, 227). Gegen bonapartistische Gelüste eines Generals aber setzen sich die Republikaner zur Wehr, selbst angesichts der Gefährdung des Staates von außen. Der Widerstand müsse jetzt geleistet werden, denn nach einem von allen erhofften Sieg über die britische Armee werde „der siegtrunkene Haufe" (*LEG* II, 228) nicht mehr daran denken, einen Verstoß gegen die Verfassung zu ahnden. Den kommentierenden Erzähler veranlaßt dieses ungewöhnliche Verhalten zu einem langen Räsonement über den „wahre[n] Geist des Freyheitslebens" (*LEG* II, 237).

Zur großen Empörung des in Großbritannien erzogenen Capitains Percy nehmen die Hinterwäldler ihre republikanische Versammlung wichtiger als den Be-

fehl des Generals, wichtiger auch als die Nachricht, die gefangenen Piraten und der vermeintliche Spion Hodges seien entflohen und müssten auf der Stelle verfolgt werden. Das Meeting wird in aller Form zu Ende geführt, das Betragen des Generals in einer Resolution für „inconstitutionell und tyrannisch" (*LEG* II, 288) erklärt. „Es ist doch nicht das erste Mal, daß Bürger der vereinten Staaten ihr Recht über Diejenigen üben, die sie zu ihren Diensten bestellt" (*LEG* II, 288f.), erklärt ein Oberst der Miliz dem erbitterten Capitain Percy, der sich später noch einige andere Wahrheiten anhören muß. Mrs. Parker belehrt ihn als Sprachrohr ihres Gatten, „Sie stellen sich unser Volk wie das des alten Englands, des Paradieses der Großen, vor. Hier ist das Paradies des Volkes, und so wie in jenem die Großen, hat hier das Volk alle Macht und Herrschaft" (*LEG* III, 55), und Copeland erinnert ihn daran, „daß hier das Volk Gehorsam fordert."(*LEG* III, 57).

Nachdem sie den General in die Schranken gewiesen haben, unterstellen sich die Milizen natürlich seinem Befehl, und der Sieg in der Schlacht von New Orleans, die, anders als im *Tokeah*, geschildert wird − freilich nur in nachträglichen Berichten der siegreichen Teilnehmer − , ist zu einem guten Teil den hoch motivierten Hinterwäldlern zu verdanken. Gegen Ende des Romans, im 41. Kapitel, kommt es zu einem Vieraugengespräch zwischen Copeland, dessen politischer Einfluß hinter den Kulissen immer deutlicher wird, und Jackson, der nicht nur die Resolution, sondern auch eine Geldstrafe über 2000 Dollar akzeptiert hat: „Uebrigens, General, nehmt mir es nicht übel. Aber es war ein wenig zu viel Eifer und heißes Blut in Euch, eine kleine Abkühlung kann nicht schaden. Nun aber, da Alles gut abgelaufen ist, seyd Ihr unser Mann" (*LEG* III, 291f.), sagt Copeland, „einer der Tonangeber der demokratischen Partei im Staate [Louisiana], in mehreren Counties allgewaltig" (*LEG* III, 62), wie der Oberst Parker schon früher erwähnt hat. Copeland wird nun seinen Einfluß für Jackson in die Waagschale werfen und eine künftige Präsidentschaftskandidatur unterstützen, suggeriert der Roman.

Ein neues gewichtiges Thema im Roman ist also das Verhalten der Republikaner, ein Thema, das im *Tokeah* noch weitgehend fehlte. Das zweite wichtige Thema, auf das der geänderte Romantitel verweist, das Los des „Legitimen", ist zwar in der englischsprachigen Fassung bereits angelegt, wird aber nun ausgebaut und verstärkt. Das 38. Kapitel, das im *Tokeah* keine Entsprechung hat und unmittelbar nach der Exhumierung der Gebeine spielt, zeigt ein nächtliches Treffen Tokeahs mit verschiedenen Häuptlingen der Muscogees, aus deren Mitte er einst verbannt wurde, weil er sich für den Krieg mit den Amerikanern und gegen die indianische Akkulturation ausgesprochen hatte. Tokeahs Position in der Auseinandersetzung zwischen den expandierenden Vereinigten Staaten und den indianischen Bewohnern der „frontier" wird damit historisch verortet und über eine allgemein-vage Indianerromantik hinaus konkretisiert. Im 40. Kapitel, knapp vor Tokeahs großem Gespräch mit Jackson, kommt es zu einem letzten Zusammentreffen jener beiden Außenseiter, die unter den republikanischen Verhältnissen nicht leben können: Tokeahs und

Lafittes. Lafitte, der notgedrungen in der Schlacht mit seinen Leuten auf der Seite der Amerikaner gekämpft und dafür „eine Art Pardon und die huldreiche Weisung, mich so schnell von hinnen zu packen, als möglich“ (*LEG* III, 268), erhalten hat, trauert der verpassten Gelegenheit nach: „Ja, Miko, ich meinte es gut. Wir hätten ein glückliches Leben führen können. Wir hätten eine herrliche Colonie gegründet, kein Feind in der Welt hätte uns etwas anhaben dürfen. Es war ein schöner Traum.“ (*LEG* III, 266f.) Den sich aus Schmerz betrinkenden alten Häuptling verteidigt Lafitte gegen das Urteil eines seiner Kumpane – „Ist doch bei alle dem ein indianisches Vieh“ – ganz entschieden: „Ein König willst du sagen […]. Ein Legitimer mit so edlem Blute, als je in den Adern Eines geflossen.“ (*LEG* III, 270)

Im 41. Kapitel jedoch wird die ideologische Bilanz zu Ungunsten Tokeahs gezogen. Die Zeit des Legitimen ist vorbei, sein Abgang von der Bühne der Weltgeschichte unausweichlich. Sealsfield konfrontiert in diesem Kapitel den erstmals auftretenden siegreichen General Jackson mit dem indianischen Miko und konstruiert sehr geschickt „eine der nicht seltenen Stellen, an denen der Politiker Sealsfield die Oberhand über den Romancier gewinnt“.[13] Denn der als Legitimer, als Aristokrat punzierte Tokeah kann von dem Vertreter der „Republikaner“, Jackson, ziemlich einfach mithilfe antifeudaler Rhetorik in die Schranken gewiesen werden. Jacksons Vorwürfe sind eindeutig: „[Ihr Häuptlinge verteilt] das Geld, das Ihr von uns als Jahresgehalte für Euer abgetretenes Land erhaltet, unter Euch [und werft] Eurem Volke höchstens ein paar Dollars zum Vertrinken hin […]. Ihr seyd solche Blutsauger der Eurigen, als es der verworfenste Tyrann der alten Welt nur seyn kann.“ (*LEG* III, 279f.)

Da stört es nicht, daß der Augenschein den Behauptungen Jacksons Hohn spricht. Tokeah ist keineswegs ein absoluter Tyrann. Lafitte hat seinerzeit sogar über die Unfähigkeit des Häuptlings gespottet, seine Krieger zu irgendeiner Handlung zu zwingen: „Ihr habt eine Art Republik, in welcher Ihr eine Art erblicher Consul seyd.“ (*LEG* II, 25) Jacksons Vorwurf, Tokeah sei ein feudaler Blutsauger, geht also ziemlich ins Leere. Und auch der Rest von Jacksons Rede, der bereits im englischsprachigen *Tokeah* zu findende Vorwurf, die Indianer nutzten das Land zur Jagd statt zum Ackerbau, erweist sich bei näherem Hinsehen als fragwürdig. Der „große Geist“, so predigt der salbungsvolle General,

> hat die Erde für die weißen und rothen Männer gemacht, daß sie sie pflügen und bebauen, und von ihren Früchten leben mögen; er hat sie aber nicht zu einem Jagdgrunde gemacht, daß einige Hundert rothe Männer im faulen Daseyn einen

[13] Bernd Fischer: *Zum historischen Gehalt von Charles Sealsfields Indianerromanen*. In: *Neue Sealsfield-Studien. Amerika und Europa in der Biedermeierzeit*. Hrsg. von Franz Schüppen. Stuttgart: Metzler und Poeschel, Verlag für Wissenschaft und Forschung, 1995, S. 175-193, hier S. 176.

> Raum einnehmen, auf dem Millionen glücklich leben und gedeihen können. (*LEG* III, 278f.)

Damit rechtfertigt Jackson seine Indianerpolitik:

> „[…] Das Schicksal der rothen Männer," fuhr der General würdevoll fort, „ist hart in vieler Hinsicht, aber es ist nicht unvermeidlich; die Barbarei muß im Kampfe mit der Aufklärung immer weichen, so wie die Nacht dem Tage weicht; aber ihr habt die Mittel in der Hand, an diese Aufklärung Euch anzuschließen, und in unser bürgerliches Leben einzutreten. Wollt Ihr dieses jedoch nicht, und zieht Ihr vor, statt geachteter Bürger wilde Legitime zu seyn, so müßt Ihr mit dem Schicksale nicht hadern, das Euch wie Spielwerkzeuge wegwirft, nachdem Ihr Eure nächtliche Bahn durchlaufen seyd." (*LEG* III, 281.)

Auf diese vom Erzähler uneingeschränkt bejahte Peroration hat Tokeah keine Argumente mehr: „Die Wahrheit der eindringenden und ans Erhabene grenzenden Sprache des Generals hatte den Indianer plötzlich zum Schweigen gebracht." (*LEG* III, 281) Der Erzähler hat hier ganz offenbar vergessen, was er einige hundert Seiten vorher über das Leben in Tokeahs Dorf mitgeteilt hat. Dort spricht er nämlich davon, daß das indianische „Völkchen" bereits „einen Vorgeschmack von den Vortheilen, die Ackerbau und die verschiedenen Künste des Lebens" gewähren, genieße. Die Frauen, so heißt es, seien damit beschäftigt, „Korn zu säen, zu pflügen, umzugraben, zu ernten, den Tabak zu bauen, die Hirsch= und Alligatorshäute zu gerben, und ihren Cotton zu spinnen" (*LEG* I, 112). Es kann also gar keine Rede davon sein, daß Tokeahs Stamm aus faulenzenden Jägern besteht; die Landwirtschaft hat schon längst ihren Einzug gehalten. Mit solchen Argumenten läßt sich die ethnische Säuberung Georgias, die den historischen Hintergrund der Romanhandlung bildet, also nicht rechtfertigen. Verräterischer ist da eine Passage ganz am Beginn des Romans, als Copeland, noch in Georgia, an einer indianischen Siedlung vorbeikommt:

> Die Hütten waren […] nicht unähnlich den Wohnhäusern der westlichen Grundbesitzer. Man sah Ställe für das Vieh, und ziemlich große Strecken von Wälschkorn= und Tabakspflanzungen. (*LEG* I, 33)

Copeland reagiert äußerst ungehalten auf die indianischen Wohnhäuser, die „das seinige an Umfang und Wohnlichkeit übertrafen". (*LEG* I, 33):

> Rothhaut bleibt Rothhaut, und ich möchte eben so wohl versuchen, meine Neger weiß zu waschen, als diese verrätherischen Seelen zu ordentlichen Menschen zu machen. (*LEG* I, 34)

Die Assimilation der Indianer scheitert also keineswegs an deren Unwillen, sich der weißen Kultur anzupassen; sie scheitert am Rassismus der Hinterwäldler. Hier, am Beginn des Romans, übt der Erzähler noch verhaltene Kritik an Copelands Äußerung. Am Ende des Romans aber geht er mit fliegenden Fahnen ins Lager Jacksons über. Um einer kohärenten Ideologie willen opfert er die Evidenz der eigenen Erzählung.

Bernd Fischer hat auf die Position dieser ideologischen Botschaft in der inneramerikanischen Debatte der 1830er-Jahre hingewiesen: Tokeah muß als integrationsunwilliger Fundamentalist, als prinzipieller Gegner der amerikanischen Gesellschaft gezeichnet werden, damit sein durchaus als tragisch bezeichnetes Geschick Sinn macht. Schon innerhalb des Romans ist diese Position nicht zu halten, da die Evidenz des Lebens im indianischen Dorf am Lake Sabine der behaupteten antiagrarischen, feudalen Lebensweise widerspricht. Und in der US-amerikanischen Realität ist diese Position erst recht nicht zu halten: die ethnische Säuberung Georgias, der Vertreibung der Creek und der Cherokee, betraf keine jagenden Wilden, sondern eine assimilierte, sesshafte, Landwirtschaft betreibende Bevölkerung, die Schulen errichtet und eine Zeitung gegründet hatte.[14]

Wir stoßen hier unversehens auf ein zentrales Problem der Sealsfield-Philologie. Im *Legitimen* wird der inneramerikanischen Indianerdebatte ein prominenter Platz eingeräumt, der Roman funktioniert streckenweise als ideologischer Bannerträger einer bestimmten amerikanischen Politik. Ähnliche Befunde ergeben sich für die meisten anderen Romane des re-europäisierten Autors. Da stellt sich die Frage: Für wen sind diese Romane eigentlich bestimmt? Wer sind die intendierten Leser? Und wer sind die impliziten Leser in den Romanen. Welche Leserrolle ist den Texten eingeschrieben? Um auf den *Tokeah* bzw. den *Legitimen* zurückzukommen: Handelt es sich hier tatsächlich um die Metamorphose eines amerikanischen zu einem europäischen Roman? Oder sind die sprachliche Neugestaltung und die ästhetische Umarbeitung in dieser Hinsicht sekundär? Ist auch der *Legitime* letztlich ein amerikanischer Roman, der amerikanische Probleme für amerikanische Leser verhandelt?

Jeffrey Sammons hat diese Frage dezidiert bejaht.[15] Für ihn ist Sealsfield ein „Austrian Jacksonian", ein Autor, der es nicht schaffte, in seinen deutschsprachigen Romanen die inneramerikanische Sicht auf die Welt abzulegen, ganz im Gegensatz zu den vielen deutschen Autoren, die, auch wenn sie über die USA schrieben, nie ihre deutsche Sicht auf die Welt aufgaben. Der *Tokeah* sei in seiner deutschen Version keineswegs ein europäischer, sondern eher ein noch amerikanischerer Roman geworden. Der in der Schweiz in deutscher Sprache über die USA erzählende Romancier habe also letztlich an seinem Publikum vorbei und über sein Publikum hinweg geschrieben. Sammons textimmanente Analyse trifft sich mit Alexander Ritters Beobachtung, Sealsfield habe die Mechanismen des deutschen Buch- und

[14] Fischer: *Zum historischen Gehalt* (Anm. 13), S. 185.

[15] Sammons: *Ideology, Mimesis, Fantasy* (Anm. 8), S. 23-36.

Verlagswesens nicht durchschaut, habe sich aufgrund seiner Intransigenz selbst marginalisiert.[16]

Andererseits aber hat Sealsfield den Roman in deutscher Sprache für den deutschen Markt geschrieben, und seine Erfolge als Romancier hat er im deutschen Sprachraum erzielt. Der *Legitime* war der Auslöser seiner literarischen Karriere. Deutschsprachige Leser haben sich vom *Legitimen* angesprochen gefühlt, aus welchen Gründen auch immer. Den Roman als amerikanischen Roman zu sehen, der eben zufällig in der falschen Sprache geschrieben und im falschen Land von den falschen Lesern rezipiert wurde, überzeugt deshalb nicht völlig. Wir müssen zur Ausgangsfrage zurückkehren: Was passierte wirklich auf dem Weg vom *Tokeah* zum *Legitimen*, auf dem Weg von Philadelphia nach Zürich?

Klar ist: Der in deutscher Sprache geschriebene, über einen Schweizer Verlag dem deutschen Publikum angebotene *Legitime* beansprucht als historischer Roman das europäische Publikum über die Verhältnisse in den USA aufzuklären. Zu diesem Zweck stellt der Erzähler wiederholt Szenen vor Augen, in denen die amerikanische Demokratie in Aktion gezeigt wird, Genrebilder, die für den Fortgang der Handlung nicht unbedingt nötig sind. Dies ist übrigens ein Verfahren, das auch andere Amerika-Romanciers wie Gerstäcker und Möllhausen anwenden werden. Außerdem läßt er amerikanische Protagonisten in langen Wechselreden kontrovers über aktuelle politische Fragen diskutieren.

Gerade diese politischen Wechselreden aber behandeln Detailprobleme, die den Horizont der europäischen Leser übersteigen. Diese sehen zwar das ausgeprägte politische Bewußtsein der US-amerikanischen „Republikaner", begreift aber nicht wirklich, worüber sie sich in den Haaren liegen. Sealsfield reproduziert zwar mimetisch inneramerikanische politische Debatten, läßt aber außer Acht, daß er damit das Verständnis der deutschen Leser überfordert. Der *Tokeah* wird also äußerlich zum europäischen Roman: sprachlich, im anvisierten Publikum, in der neuen Gesamtstruktur. Die Konsequenz, auch den impliziten Leser neu zu konstruieren, zieht Sealsfield aber nur mangelhaft.

Um diese Behauptung zu begründen, wäre ein detaillierterer Vergleich der beiden Romane nötig, als er hier geleistet werden konnte, ein Vergleich, der über die Skizzierung der ideologischen Botschaft und der neuen Anlage des Plots hinausgeht und die Differenzen auf der Ebene des Erzähldiskurses präziser beschreibt: Modifikationen in stilistischer Hinsicht, in den Erzählerreflexionen und den Fokalisie-

[16] Vgl. den Beitrag von Alexander Ritter: *Fluchtpunkt Kittanning (Pennsylvania) oder: Die inszenierte ‚Geburt' des Amerikaners Carl Moritz Zeilfels alias Charles Sealsfield. Eine Dokumentation.* In: *Charles Sealsfield: Lehrjahre eines Romanciers 1808-1829. Vom spätjosephinistischen Prag ins demokratische Amerika.* Hrsg. von Alexander Ritter. Wien: Praesens, 2007 (*SealsfieldBibliothek*; 5), S. 207-285.

rungen, Erweiterungen und Streichungen. Eine solche Untersuchung sollte es erlauben, einen intendierten/idealen Leser zu konstruieren.

Unter dem Terminus „intendierter Leser" wird hier jenes „reader construct" verstanden, das jedem Text eingeschrieben ist. Ralf Schneider formuliert:

> This intended, or ideal, reader will play the role s/he is intended to play […] decoding textual information according to what the author has strategically planned […]. The intended reader will also, at least for the duration of the reading process, accept the attitudes and beliefs demanded by the text […]. Apart from personally interviewing the author, the only way of formulating such reader constructs is to infer them from the text.[17]

Es geht also um die dem Text eingeschriebenen notwendigen Voraussetzungen, das nötige Vorwissen, das die Leser eines Textes brauchen. Dieses Vorwissen kann altersbedingt sein. Die idealen Leser von Kinder- und Jugendliteratur sind anders als die Leser von „Erwachsenenliteratur", und das schlägt sich ganz konkret im Text nieder. Dieses Vorwissen kann aber auch national bedingt sein. Amerikanische Leser der 1830er Jahre bringen andere Lesevoraussetzungen mit als europäische Leser, und das schlägt sich in den Texten nieder. Ob sich im Fall des *Tokeah* und des *Legitimen* ein Wechsel des impliziten Lesers konstatieren läßt, wäre eine größere Untersuchung wert. Welche Rezeptionsvoraussetzungen konstruiert der Roman selbst? Ist wirklich immer und überall ein amerikanischer Leser angesprochen, ohne dessen Vorwissen der Roman unverständlich ist? Gibt es Vermittlungsversuche, einer nicht eingeweihten Leserin das Fremde näher zu bringen? Sind gelegentlich ausschließlich europäische Leser angesprochen, mit anderen Worten: überschreiten bestimmte Passagen den Verständnishorizont zeitgenössischer amerikanischer Leser?

Mit einem exemplarischen Versuch einer solchen Detailanalyse soll der Beitrag enden und sich damit auch der Kreis zu Sealsfields Vorlage, der *Foundling Maid*, schließen. Ich kontrastiere die ersten beiden Absätze der Vorlage und die entsprechenden Versionen in den Romanen.

In der *Foundling Maid* beginnt die Geschichte folgendermaßen:

> Following the example of the „Great Unknown," who, in his excellent novel of Kenilworth, says, „it is the privilege of tale tellers to commence their stories in an inn," even into such a place will I without further prelude introduce my readers. It was in Canada, and not far from those mighty Falls which are justly ranked among the most wonderful works of the Creation, that the humble tavern of John Copeland, (Major John, as some, heaven knows why, entitled him,) displayed a sign of

[17] Ralf Schnell: *Reader Constructs*. In: *Routledge encyclopedia of narrative theory*. Hrsg. von David Herman, Manfred Jahn u. Marie-Laure Ryan. Abingdon/New York: Routledge, 2005, S. 482f.

the Rosy-god astride his barrel, and giving notice, that there accommodation for „man and horse“ could be afforded. Being the only public house in that part of the country, Major John throve tolerably well, for even in those days, when the conveniencies of travelling that we now enjoy were unknown, many were the travellers led that way, in order to see one of the most sublime works of Nature, and who always gave the host of the Bacchus Inn their patronage.

It was on a pretty stormy night on the 5th of November, that Major John and his wife Sally, (for I had forgotten to premise that John was no Benedict,) were disturbed from their rest by a loud knocking at their door. „Arouse thee man, (cried the Dame,) hear you not what a clamor some one is making for admittance? a pretty host art thou forsooth, who would keep a customer tarrying without on a night like this – up, I say, and speed to your duty, Major John!“ As a dutiful husband should, mine host of the Bacchus obeyed, and opening the door discovered an Indian, who seemed to wrap his bearskin mantle with much care around something which he bore in his arms. Upon finding that his guest was of a different character than what he had hoped for, John would have in all probability closed his door, but the Indian, without speaking, pushed him aside, and entering the long hall, which was denominated „The Travellers' Rest,“ seated himself before the cheerful fire, which night and day was kept blazing in the extensive hearth.

Hier der Beginn von *The Indian Chief; or Tokeah and the White Rose. A Tale of the Indians and the Whites*:

Upon the road which winds from the village of Coosa, in the former territory of the Creeks, towards the capital of Georgia, there stood, about twenty years ago, under a projecting shelf of rocks on which some dozen of red cedar and pine trees were scattered, the humble log cabin of John Copeland; or, as he was generally styled, Captain John. Before it rose two huges posts, connected by two large cross-beams, between which was swinging in the blast a large sign, daubed with a gaudy copper figure, intended to represent an Indian king, with his diadem of plumes, tomahawk, scalping-knife, girdle of wampum, and so forth. Beneath this figure, in words not unlike Egyptian hieroglyphics, was scrawled, *„Entertainment for Man and Beast.”* On the right side of the cabin, and nearer to the path, stood the sheds, separated from the road only by a narrow mud-hole. They were originally intended for horses and cattle, but had, in fact, become a resting place for such travellers as chose to sojourn with captain John. A couple of hog and cow pens formed the rear-guard of the establishment.

It was on a stormy December night; the wind moaned wildly through the black pine forest, on the verge of which the cabin was situated – rain, mingled with hail, dashed against the window-shutters, threatening the inmates every moment with a deluge, while the crashing of trees, broken down by the storm, sounded like peals of thunder through the dark abode of Captain John – when something like the tapping of a hand on the weather-board of the door, was soon succeeded by a knocking, that shook the very logs of which the cabin was constructed. Immediately after this summons, the door opened, and a head peered out into the

> dark night, as if to reconnoitre the ground around the door, just where the butt end of a rifle was advanced − doubtless with the benevolent intention of saving the inmate the trouble of opening it. The foremost of a group of beings, whose characters could not be ascertained in the dark, came forward, threw the door wide open, entered, and striding towards the chimney with a haughty step, there sat down. (*TOK* I, 1-3)

Und schließlich der Beginn der Geschichte im *Legitimen*:

> An der Straße, die sich vom Städtchen Coosa nach der Hauptstadt von Georgien, Milledgeville, hinabwindet, und nahe dem Platze, wo gegenwärtig der Gasthof gleichen Namens den ermüdeten Reisenden zur Ruhe einladet, stand vor beiläufig dreißig Jahren unter einem Felsenvorsprung, auf welchem einige Dutzende rother Cedern und Fichtenbäume wurzelten, ein rauh aussehendes, mäßig großes Blockhaus. Vor demselben erhob sich ein Gerüst, das aus zwei mannsdicken Balken bestand, verbunden durch Querpfosten, zwischen welchen ein ungeheurer Schild hin und her schwebte, der bei näherer Besichtigung eine groteske Figur im grellsten Farbenschmucke wahrnehmen ließ, deren Diadem von Federn, Tomahawk, Schlachtmesser und Wampum wahrscheinlich einen indianischen Häuptling bezeichnen sollte. Unter dem Schild war mit Buchstaben, ägyptischen Hieroglyphen nicht unähnlich, gekritzelt, *entertainment For man And beast**). Zur rechten Seite des Hauses, oder vielmehr der Hütte, und näher dem Fahrwege, waren von Balken gezimmerte Verschläge, vom Wege nur durch eine breite Kothpfütze getrennt, und mit Haufen von Stroh und Heu angefüllt, aus denen hie und da Ueberreste schmutzigen Bettzeuges hervorschauten, und so errathen ließen, daß diese Gemächer nicht nur für das liebe Vieh, sondern auch jene Reisenden bestimmt seyen, die ihr Unstern bemüßigte, hier Ruhe und Nachtlager zu suchen. Ein paar Kuh= und Schweinställe bildeten das Ganze dieser Hinterwäldler=Ansiedelung.
>
> Es war eine stürmische Dezembernacht, der Wind heulte furchtbar durch den schwarzen Fichtenwald, an dessen Abhange die Hütte gelegen war, und das schnell auf einander folgende Krachen der Baumstämme, die der Sturm mit donnerähnlichem Getöse zur Erde brachte, verkündete einen jener wüthenden Orkane, die so häufig zwischen den Blue Mountains von Tennessee und dem flachen Missisippilande ihren Zug nehmen, und auf diesem − Wälder, Hütten und Dörfer mit sich führen. Mitten in diesem tobenden Sturme ließ sich ein leises Tappen an dem Fensterladen der oben beschriebenen Hütte vernehmen, dem bald darauf ein starkes Pochen oder vielmehr heftige Schläge folgten, die die Balken, aus welchen die Hütte gezimmert war, in ihren Grundfesten erschütterten. Nicht lange nach dieser Aufforderung öffnete sich die Thür zur Hälfte, ein Kopf streckte sich heraus in die finstere Nacht, als wollte er den Grund recognosciren, während in demselben Augenblicke der Schaft eines Karabiners vorrückte, zweifelsohne um dem Inwohner die fernere Mühe des Oeffnens zu ersparen. Zu gleicher Zeit trat eine lange Gestalt heran, riß die Thüre weit auf, und schritt mit starken Schritten in die Stube, wo sie vor dem Feuerplatze ihren Sitz nahm, hinter ihr drein eine Gruppe von

> Wesen, die halb schreitend halb trabend ihrem Führer in einer Linie und im tiefsten Schweigen folgten. (*LEG* I, 9-12)

Der Vergleich zwischen der *Foundling Maid* und dem *Tokeah* zeigt die Unterschiede ganz deutlich: Sealsfield beginnt in *medias res* und vermeidet alle sprachlichen Anklänge an die höhere Stilebene in der Vorlage wie „wonderful works of the Creation", „a sign of the Rosy-god astride his barrel", „one of the most sublime works of Nature", „the host of the Bacchus Inn" oder „mine host of the Bacchus". Die romantische Gegend des Niagarafalls ist durch das raue Gebiet an der „frontier" ersetzt, was sich auch sprachlich niederschlägt. Ein ironischer Erzählerkommentar („for I had forgotten to premise that John was no Benedict") wird als Erzählmittel beibehalten, freilich auf einen ganz anderen Gegenstand gemünzt („doubtless with the benevolent intention of saving the inmate the trouble of opening it."). Die längere Rede der Hausfrau, in der sie Major John in höchst gewählten Worten auffordert, die Tür zu öffnen, fehlt bei Sealsfield; sie wäre nicht nur stilistisch unpassend, sondern auch aufgrund der konsequenten Fokalisierung auf die Szene außerhalb der Hütte unmöglich. − Es ist offensichtlich, daß Sealsfield von diesem Text ausging, es ist aber ebenso offensichtlich, daß er sich bei seiner Übernahme von der Vorlage weit entfernt hat.

Vergleichen wir nun den Beginn des *Tokeah* mit dem Beginn des *Legitimen*. Sealsfield hat sich im *Legitimen* weitgehend an seine eigene englischsprachige Vorlage gehalten, hat aber daraus einen umfangreicheren Text fabriziert. Erweiterungen sind nicht nur hinsichtlich der Makrostruktur des Romans − wie wir schon festgestellt haben − sondern auch im Kleinen das entscheidende Änderungskriterium. Die Änderungen lassen sich nach verschiedenen Kategorien ordnen:

1. Wir erhalten zusätzliche Informationen. Fakten, die für die ursprünglich intendierten amerikanischen Leser selbstverständlich waren, müssen nun erläutert werden. (Freilich wäre hier einzuwenden, daß die in London erschienene Ausgabe sich gleichfalls an nicht-amerikanische Leser richtete). Heißt es im Tokeah lediglich; „the capital of Georgia", präzisiert die deutschsprachige Version und spricht von „der Hauptstadt von Georgien, Milledgeville". Das nächtliche Unwetter wird im *Legitimen* topographisch eingeordnet: es handelt sich um „einen jener wüthenden Orkane, die so häufig zwischen den Blue Mountains von Tennessee und dem flachen Mississippilande ihren Zug nehmen". Andererseits werden Informationen gestrichen, die für den nicht-amerikanischen Leser vermutlich unverständlich oder irrelevant waren. Die Ortsangabe „in the former territory of the Creeks" entfällt im *Legitimen*.

2. Im *Legitimen* versucht Sealsfield, größere Anschaulichkeit durch eine Häufung von aussagekräftigen Adjektiven zu erreichen. „[T]wo huge posts" werden zu „zwei mannsdicken Balken", das „huge sign" zum „ungeheure[n] Schild", die „gaudy copper figure" zur „grotesken Figur im grellsten Farbschmuck", „the crashing of

trees“ wird zum „schnell auf einander folgende[n] Krachen der Baumstämme“, statt des „tapping of a hand“ finden wir „ein leises Tappen“, statt des „knocking“ „ein starkes Pochen oder vielmehr heftige Schläge“. Sealsfields immer wieder anzutreffende Vorliebe für Superlative und starke Ausdrücke macht sich bemerkbar.

3. Im *Legitimen* versucht Sealsfield, größere Anschaulichkeit durch die Ausgestaltung von Bildern zu erreichen. Die „sheds […] were originally intended for horses and cattle, but had, in fact become a resting place for […] travellers”, heißt es lapidar im *Tokeah*; im *Legitimen* elaboriert der Erzähler die Aussage: Die „Verschläge […] [waren] mit Haufen von Stroh und Heu angefüllt, aus denen hie und da Ueberreste schmutzigen Bettzeuges hervorschauten, und so errathen ließen, daß diese Gemächer nicht für das liebe Vieh, sondern auch für […] Reisenden bestimmt seyen“.

4. Im Sinn des Walter Scottschen Romanmodells − und auch im Sinn seines eingangs geäußerten paratextuellen Verweises auf die Authentizität der erzählten Geschichte − betont Sealsfield im *Legitimen* den Zusammenhang von Vergangenheit und Gegenwart. „[N]ahe dem Platze, wo gegenwärtig der Gasthof gleichen Namens den ermüdeten Reisenden zur Ruhe einladet“ wird das Blockhaus von John Copeland situiert, ein Hinweis, der im *Tokeah* fehlt.

Auf der schmalen Basis der ersten drei Seiten des umfangreichen Romans läßt sich somit als Hypothese formulieren: Sealsfield schreibt mit dem *Legitimen* einen gegenüber seiner eigenen Vorlage konkreteren, mit mehr sinnlichen Details ausgestatteten Roman und ersetzte einen mittleren, alle Extreme meidenden, „klassizistischen“ Stil durch einen bilderreichen Sprachgebrauch, der den engen stilistischen Rahmen der „poetic diction“ transzendiert. Im Sinn seiner späteren Forderung nach einer „faktischen Poesie“ sucht er das Erzählte an die Wirklichkeit der Vereinigten Staaten zu binden. Und als ethnographischer Autor sucht er dem europäischen Lesepublikum Besonderheiten des amerikanischen Westens zu erläutern. Da sich jedoch auch die amerikanische Erstausgabe an das städtische Publikum der Ostküste, die englische Zweitausgabe an die britische Öffentlichkeit richtete, war der ethnographische Aspekt bereits dem *Tokeah* inhärent: Wer von der „frontier“ erzählte, mußte von einer Expedition in eine fremde Kultur berichten. Deshalb läßt sich unter diesem Aspekt nur mit Einschränkung von der Metamorphose von einem amerikanischen zu einem europäischen Roman sprechen.

Ich fasse zusammen: Charles Sealsfield fand irgendwann nach 1825 eine wenig bemerkenswerte kurze Erzählung über ein bei einem alten Indianer aufwachsendes weißes Mädchen und ließ sich dadurch zu seinem 1829 erschienenen englischsprachigen Roman *Tokeah; or The White Rose* inspirieren, den er bis 1833 zu *Der Legitime und die Republikaner* umarbeitete. Der deutschsprachige Roman unterscheidet sich beträchtlich von seinem englischsprachigen Vorgänger, auch wenn viele der neuen Themen bereits im *Tokeah* angeklungen waren. Ob wir infolge der Veränderungen allerdings behaupten können, hier sei ein amerikanischer Roman zu einem

europäischen geworden, ist fraglich. Angesichts des seit dem frühen 19. Jahrhunderts immer virulenter werdenden Modells von Weltliteratur, angesichts auch der komplizierten, multiplen Identität des Karl Postl/Charles Sealsfield, ist die Frage vermutlich ohnedies obsolet. Halten wir fest: Charles Sealsfield hatte einen geschlossenen und stimmigen, wenig aufregenden, aber immerhin beachtenswerten englischsprachigen Roman verfaßt. Einen Platz im Pantheon hätte ihm der *Tokeah* freilich nicht eingebracht. Dafür gelang ihm mit *Der Legitime und die Republikaner* ein wenig geschlossener, widersprüchlicher und zum Widerspruch reizender literarischer Text, der auch heute noch mehr Fragen aufgibt als Antworten bietet.

Alexander Ritter

Charles Sealsfields Geschäftsbeziehungen zu den Verlagen Brockhaus (Leipzig), Julius Baedeker (Elberfeld), Orell, Füßli & Cie. und Friedrich Schultheß (Zürich)

Inhaltliche Buchmarktferne, verlagsgeschäftliche Absprachefehler und limitierte Buchzirkulation

Ihre Schriften sind für das gebildete, nachdenkende Publicum geschrieben.

Friedrich Schultheß an Charles Sealsfield am 23. Juli 1857

I. Vorbemerkung

Es sind Persönlichkeitsstruktur und eine biographisch bestimmte Außenperspektive, die sein verlagsgeschäftliches Agieren steuern. Dem vagabundierenden Reisenden und Literaten Charles Sealsfield gelingt es lebenslang nicht, die dadurch bewirkte Distanz zu Literaturmarkt und Publikum in Mitteleuropa aufzuheben. Demzufolge hantiert der Autor während der vormärzlichen Zeit auf dem kommerzialisierten deutschsprachigen Literaturmarkt, dessen Strukturen ein zunehmend korporierter Verlagsbuchhandel, juristisches fixiertes Urheberrecht und rezeptionsästhetische Verschiebungen bestimmen, nicht übermäßig erfolgreich.

Symptomatisch für diese Distanz ist der damit verbundene Mangel an redlicher Einschätzung des literarkulturellen Stellenwertes seiner Schriftstellerexistenz, vielleicht eine Form der bewußten Selbsttäuschung und propagandistischen Fremdtäuschung. Überzeugt von seiner anspruchsvollen Belletristik, mit der er für das spätaufklärerisch inspirierte Konzept einer gemäßigt demokratisch reformierten Bürgergesellschaft wirbt, verstellt ihm dieses zusätzlich den Einblick in den produktions- wie rezeptionsgeschichtlichen Wandel der Literaturszene in Zeiten politischer Spannungen zwischen 1830 und 1848.

Die Forschung hat sich bisher auf literarästhetische, literargeschichtliche und biographische Fragen konzentriert. Überwiegend lückenhaft und teilweise unzutreffend erweisen sich die Erkenntnisse zur Rezeptionsgeschichte. Ursache dafür ist die Neigung, von weiter Buchzirkulation und Wirkung auszugehen, dabei die Diskrepanz von tatsächlich limitierter Verbreitung und angenommener Popularität übersehend, die sich auf kalkulatorische Buchtitelmengenangaben, Presseresonanz, mediale Vervielfältigung in den USA, prominente Verleger und Sealsfields eitle Selbstdarstellung beruft.

Es gibt zwei Umstände, die dem Philologen die rezeptionsgeschichtliche Betrachtung erschweren. Der eine, doppelt angelegt, hat mit der Person des Autors zu tun. Die Themen seiner Schriften korrespondieren mit dem Programm des mitteleuropäischen Liberalismus, aber nicht mit der aufs politisch und exotisch Unterhaltsame gerichteten Lesererwartung, die die Verleger zu bedienen haben. Und es sind ferner sein Identitätstrauma, die ruhelose Reiseexistenz und das überzogene Selbstwertgefühl, die ein kenntnisreiches, pragmatisches Umgehen mit Verlegern, dem deutschen Literaturmarkt, der Lesererwartung und der kritischen Einschätzung seiner Marktposition behindern.

Der zweite Umstand ist die überlieferte schmale Materialgrundlage. Sealsfields Reiseexistenz, die zahlreichen Personenkontakte und komplexen Verlegerbeziehungen u. a. haben dazu geführt, daß vieles verloren gegangen oder kaum recherchierbar verstreut worden ist. Hinzukommen der Ausfall kompletter Geschäftsunterlagen, wie der von Orell, Füßli & Cie. (Zürich) – durch hausinterne Beseitigung – und derjenige der Metzlerschen Verlagsbuchhandlung – durch kriegsbedingte Vernichtung.

Es sind darum vor allem die vorliegenden Verlagsverträge, einige Abrechnungsübersichten sowie Aussagen in der Autor-/Verleger-Korrespondenz, die einer methodisch differenzierten, materialbedingt begrenzten Analyse zu unterziehen sind. Diese Begrenzung resultiert aus fehlenden verlags- wie buchgeschichtlichen Umsetzungsdaten. Dazu zählen u. a. der Verlegerwechsel, die Begründung für nicht ausgeführte, nur zeitweise realisierte und gesplittete Verträge, der Buchverkauf, Lagerbestände, interverlegerischer Restbestandshandel und Titelauflagen.

Verlagsverträge sind nämlich erst dann aussagekräftig, wenn die dort vereinbarte Buchmenge ins Verhältnis gesetzt werden kann zu dem dem Autor meist vorenthaltenen internen Betriebsgebaren, d. h. zu der tatsächlich gedruckten, an den Verfasser wie die Rezensenten verteilten Buchmenge, zu den verkauften Quantitäten, der Auslieferungsfrequenz und der Höhe wie Dauer des Lagerbestandes. Letzterer wiederum ist nur dann informativ, wenn die Makulierungsmengen und die an einen zweiten Verlag weiterverkaufte Restauflage bekannt sind. In diesen Zusammenhang von erstellter und verkaufter Buchmenge gehört ebenfalls die Verläßlich-

keit der Honorarangaben, die sich erst aus dem Abgleich von vereinbarter und tatsächlich gezahlter Honorarsumme ergibt.

In welcher Weise solche Dokumente helfen können, sich der von Sealsfield verdeckten Rezeptionsrealität annähern zu können, das demonstriert die Analyse zu jenem dubiosen Verhalten, mit dem er seinen Reisebericht *Die Vereinigten Staaten von Nordamerika* […] (1827f.) den beiden letztlich verärgerten Großverlegern Cotta (Stuttgart) und Murray (London) als Erfolgsbuch andient.[1] Im Widerspruch zu Sealsfields brieflichem Selbstlob und schlitzohrigem Versuch, die Verleger gegeneinander auszuspielen, endet das Unternehmen in einem publizistischen, geschäftlichen wie persönlichen Desaster, ohne auch nur eine nennenswerte Leserresonanz bewirkt zu haben.

Aus diesem knapp gefaßten Einblick in des Autors Geschäftspraktiken resultiert die These, daß Sealsfield die Strategie verfolgt, geringe Auflagen und Verkaufsresultate dadurch zu kompensieren, indem er über den Wechsel der Verlage, neue Vertragsabschlüsse und weitergereichte Restauflagen die Buchmenge und seine Literatenwirkung zu vergrößern sucht. Auf Grund eines Dokumentenfundes ist es nunmehr möglich, auch die Geschäftsbeziehungen Sealsfields zum Verlag Friedrich Schultheß (Zürich) von 1835 bis zum Beginn der 1840er Jahre näher beschreiben und einschätzen zu können. Der Verlag hat dem Verfasser freundlicherweise das originale *Calculationsbuch 1836-1847* zugänglich gemacht, so daß unter zusätzlicher Berücksichtigung der bekannten Verlagsverträge sowie der Briefaussagen zur Übertragung von Auflagenresten und Druckrechten an die Folgeverlage Metzlersche Verlagsbuchhandlung und Julius Baedeker eine weitere Facette des Geschäftsgebarens Sealsfields und seines Publikationserfolges beschrieben werden kann.

Darum richten sich die folgenden Beobachtungen und Schlußfolgerungen auf den wirkungsgeschichtlichen Zusammenhang von Produktion und Distribution, wohl wissend, daß Kalkulationen und Verträge projizierte Geschäftswirklichkeit wiedergeben und der Marktrealität nicht entsprechenden müssen, sondern wie im Fall Sealsfield hinter ihr zurückbleiben können. Sie geben darüber hinaus Auskunft zum Autor-/Verlegerverhältnis, zu Sealsfields publizistisch strategisch-taktischem

---

[1] Alexander Ritter: *Charles Sealsfields frühe Publizitätssuche bei den Verlegern Cotta (Stuttgart) und Murray (London). Biographische und buchgeschichtliche Umstände als Ursachen des Publizitätsverlustes nach 1848*. In: *Literarisches Leben in Österreich 1848-1890*. Hrsg. von Klaus Amann, Hubert Lengauer und Karl Wagner. Wien: Böhlau, 2000 (*Literaturgeschichte in Studien und Quellen*; 1), S. 561-600. Wieder als: *Charles Sealsfield als Autor der Verleger Cotta (Stuttgart) und Murray (London). Zu Publizitätsanspruch, Wirkungsrealität und dem Publizitätsverlust nach 1848*. In: *Dokumente zur Rezeptionsgeschichte*. Teil 1: *Die zeitgenössische Rezeption in Europa*. Hrsg. von Primus-Heinz Kucher. Charles Sealsfield: *Sämtliche Werke – Supplementreihe*. Hrsg. von Alexander Ritter Bd. 31/SR 7. Hildesheim: Olms, 2001, S. 107-153.

Vorgehen, den interverlegerischen Beziehungen an der dafür symptomatischen Kooperation mit den drei Verlagen Brockhaus (Leipzig), Orell, Füßli & Cie. und Friedrich Schultheß (Zürich). Für die Veranschaulichung von Verlagsdaten werden Zahlen aus den detailliert dokumentierten Abrechnungsunterlagen des Cotta-Verlages herangezogen.[2]

II. Brockhaus (Leipzig) und die geschäftliche Weltfremdheit des Autors

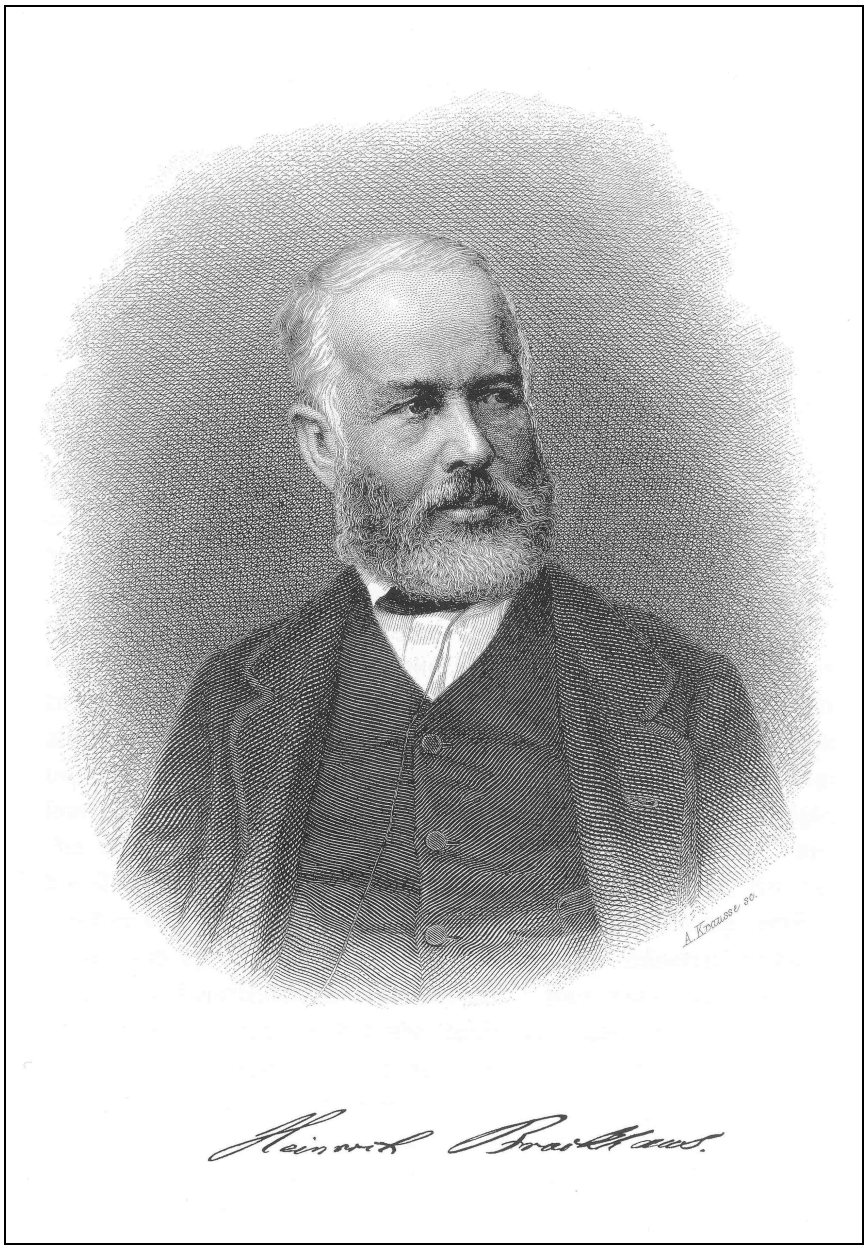
Seine Literatenkarriere beginnt Sealsfield 1827. Es gelingt ihm jedoch mit dem Doppelunternehmen zweier Reiseberichte *Die Vereinigten Staaten von Nordamerika* […] (1827f.) und *Austria as it is* […] (1828) sowie eines Romans *Tokeah; or the white rose* (1829) weder auf dem deutschen noch anglo-amerikanischen Literaturmarkt zu reüssieren. Nach der gescheiterten Kooperation mit den renommierten Verlegern Cotta (Stuttgart) und Murray (London) reicht letzterer, neben der Makulierung von Auflagenteilen, Restbestände der englischsprachigen Reiseberichtedition an W. Simpkin & R. Marshall (London) weiter, dieser davon die übrig gebliebene Buchmenge an Hurst, Chance & Co. (London), bei dem Sealsfield wahrscheinlich mangels anderer Offerten sein *Austria*-Manuskript publiziert. Ebenso wenig erfolgreich erweist sich die Veröffentlichung vom Roman *Tokeah* und ihrer Textvariante *The Indian Chief* (1829) zugleich in Philadelphia und London.[3]

An diesen wenig erfreulich verlaufenen Unternehmungen zeigen sich bereits jene gravierenden Fehler im Autor/Verleger/Literaturmarkt-Verhältnis, die Sealsfield von nun an wiederholen wird. Dem mißtrauischen Emigranten gelingt es nur bedingt, sich beruflich und sozial zu integrieren. Er agiert aus einem ihn selbst und seine Identität bewahrenden Abstand zu den gesellschaftspolitischen und soziokulturellen Bedingungen seiner Umgebung, die ihn den Zusammenhang von politischer Lage und den auch davon bestimmten Mechanismen des Literaturmarktes nicht angemessen kennenlernen und einschätzen lassen. Verstärkt wird dieses Handicap durch ein überzogenes Selbstbewusstsein, das ihn sich selbst als – modisch gesprochen – publizistischen *global player* mit gesellschaftskritischer Mission verstehen läßt und vermutlich zu einem nicht immer redlichen Auftreten vor Verlegern bringt, deren geschäftliches Vertrauen er dadurch im Verlaufe der Zusammenarbeit irritiert.

---

[2] Henriette Kramer: *Georg von Cotta (1796-1863) als Verleger. Archiv für Geschichte des Buchwesens* (*AGB*) 25 (1984); Monika Neugebauer-Wölk: *Revolution und Constitution. Die Brüder Cotta. Eine biographische Studie zum Zeitalter der Französischen Revolution und des Vormärz.* Berlin: Colloquium, 1989 (*Einzelveröffentlichungen der Historischen Kommission zu Berlin*; 69).

[3] *Tokeah; or the white rose.* Philadelphia: Carey, Lea, & Carey, 1829; *The Indian chief; or, Tokeah and the white rose.* Philadelphia/London: Carey, Lea, & Carey/Newman & Co., 1829.



Heinrich Eduard Brockhaus (1804-1874)

Wirft man einen Blick auf die schreib- und publikationsgeschichtlichen Umstände von Sealsfields Autorbiographie, dann zeigt es sich, daß 1829 als Schwellenjahr anzusehen ist. In diesem Jahr unternimmt er den zweiten Anlauf, sich als Schriftsteller zu etablieren. Nach den wenig schmeichelhaften Premieren in Deutschland, England und den USA scheint ihm die Erkenntnis gekommen zu sein, daß er als ‚Amerikaner' mit der Amerika-Thematik und seiner muttersprachlich deutschen Kompetenz während der vormärzlichen Zeit nur auf dem deutschsprachigen Literaturmarkt Europas erfolgreich sein könne. Durch die Kontaktaufnahme 1829 zum Unternehmen F. A. Brockhaus (Leipzig)[4] versucht er, um im Bild zu bleiben, die Schwelle zu überschreiten.

Sealsfield wendet sich am 28. März 1829 von „below St Francisville" (Mississippi, USA) – vermutlich ein Hinweis auf seine bislang nicht verifizierte *plantation* – an den Brockhaus-Verlag.[5] In dem argumentativ wohl durchdachten, in englischer Sprache gehaltenen Brief verweist er mit Imponiergebärde zuerst auf Publiziertes hin, den Amerika-Bericht, erschienen bei Cotta, mit dem er öffentlich „an impression, sufficiently favourable" gemacht habe. Dieses sich selbst ausgestellte, die Wirklichkeit klitternde Erfolgszeugnis, die aktuelle Auswandererthematik, die Authentizität der ihm als ‚Amerikaner' zur Verfügung stehenden Informationen und seine Landeskenntnis berechtigten ihn „to warrant the publication of another [book]" mit 25 bis 28 Bogen Umfang,[6] ein „Hülfsbuch für Auswanderer in die Ver. Staaten", das er als denkbar „indespensable to Emigrants" anpreist, wenn der Verkaufspreis „moderate" ausfalle, was allerdings bei den Kosten eines über 400 Seiten umfassenden Handbuches ein weltfremder Wunsch ist. Aufs Honorar komme es ihm nicht an. Schließlich gehe es ihm nur darum, „a liberal publisher" zu finden. Den Mißerfolg des Amerika-Berichts in englischer Sprache überdeckt er sicherheitshalber mit dem Hinweis auf eine dafür verantwortliche falsifizierende Übersetzung, resultierend aus dem unzutreffenden Amerikaverständnis der Briten, was den „Germans" mit ihrem „more correct sense to value things & objects" nicht eigen sei.

Diese pauschal schmeichelnde Hochwertung deutscher Mentalität verbindet er mit einem prognostizierten guten Geschäftsverhältnis zu Brockhaus, denn er sei

---

4 Heinrich Eduard Brockhaus: *Die Firma F. A. Brockhaus von der Begründung bis zum hundertjährigen Jubiläum. 1805-1905*. Leipzig: F. A. Brockhaus, 1905 [Nachdruck: Mannheim, 2005]. Darin: „Zweite Periode. 1823-1829. Administration der Firma für die Erben durch Friedrich Brockhaus, Heinrich Brockhaus und Karl Ferdinand Bochmann", S. 47-88; „Dritte Periode. 1829-1849. Friedrich Brockhaus und Heinrich Brockhaus", S. 90-162.

5 Eduard Castle: *Der große Unbekannte. Das Leben von Charles Sealsfield (Karl Postl). Briefe und Aktenstücke*. Wien: Karl Werner, [1955; Sigle: *BA*], S. 149-151; ders.: *Der große Unbekannte. Das Leben von Charles Sealsfield (Karl Postl)*. Wien/München: Manutiuspresse, 1952.

6 25 bis 28 Bogen = 400 bis 448 Seiten.

„fully convinced it will turn out to our mutual satisfaction". Mit der unterschriftlichen Nennung beider Pseudonyme „Charles Sidons Sealsfield" gibt er Brockhaus die Möglichkeit, die Cotta-Publikation unter dem Namen „Sidons" nachzuprüfen. Im deutlichen Kontrast zu Sealsfields anbiedernder Kontaktaufnahme fällt die ablehnende Antwort von Heinrich Brockhaus am 10. Juni 1829 brüskierend lapidar und definitiv aus: „Ihr Geehrtes vom 28. erhielt ich und lehne Verlag ab."[7]

Was hat Sealsfield falsch gemacht, daß man ihn so abfertigt? Nicht alles, aber viel Grundsätzliches. Zutreffend ist seine Einschätzung liberaler Grundstimmung in nachnapoleonischer Zeit am Vorabend der Julirevolution, was besonders für den liberalen deutschen Verlagsbuchhandel in Leipzig und den parteipolitisch ungebundenen Großverlag Brockhaus gilt. Seine Fehler dagegen sind allerdings erheblich und folgen demjenigen Handlungsmuster, das seinen unprofessionellen Auftritt bei Cotta und Murray negativ beeinflusst hat: überzogenes Selbstwertbewusstsein, ungenügende Informiertheit über Verlagsprogramme und die verlagsinternen Einschätzungskriterien eines Erfolg versprechenden Buchprojektes sowie über Verlegerpersönlichkeiten und Buchmarkt. Hinzukommen seine demonstrativ naiv angelegte Unaufrichtigkeit, die er vermutlich als *cleverness* versteht.

Der Zeitpunkt seines Vorschlags ist bezüglich der betriebsinternen und innerfamiliären Umstände ungünstig. Friedrich Arnold Brockhaus (1772-1823), Gründer des Brockhaus-Verlages, hat die Betriebsführung für eine Übergangsfrist von sechs Jahren bis zum 20. August 1829 einer Erbengemeinschaft übertragen, unter der Führung durch die beiden ältesten Söhne, den Buchdrucker Friedrich Brockhaus (1800-1865) und den Buchhändler Heinrich Brockhaus (1804-1874), wobei letzterer als faktischer Unternehmensleiter fungiert. Erbstreitigkeiten und Betriebsführung sind zu klären, die schwierige Wirtschaftslage zu stabilisieren, denn die Zeiten für den Buchhandel sind schwierig. Das Publikum hat, entsprechend der politisch unsicheren Lage, mehr Interesse an Zeitungen und politischen Publikationen als an Belletristik und Fachbüchern, d. h. neue Projekte werden nicht angenommen, ältere aufgegeben, das Personal verringert, die technische Ausstattung dagegen verbessert.

Überdies passt Sealsfields Vorschlag einer Art billig zu produzierender Handlungsanweisung für Auswanderer – eine leicht zu durchschauende Zweitverwertung des Amerika-Berichts – thematisch nicht ins Programm der Lexika, Periodika, internationalen Belletristik, der Biographien und juristischen, historischen, medizinischen, literaturwissenschaftlichen Sachbücher, der Reiseführer und der Volksbildung dienenden Billigreihen.

---

7 Brockhaus an Sealsfield vom 10. Juni 1829. In: *BA* (Anm. 5), S. 151.

Der ‚Amerikaner' kommt also sichtlich ungelegen. Überdies tut er nichts, um sich als Person im Brief oder durch einen Besuch im Verlag vorzustellen. Damit verstößt er gegen die übliche Branchengepflogenheit, den geschäftlichen Kontakt durch eine private Beziehung zu ergänzen, was angesichts des sich juristisch verändernden Autor-/Verleger-Verhältnisses im Zuge der Urheberrechtsdiskussion an Bedeutung gewinnt. Und wie schon zuvor tangieren ihn die Modalitäten der Buchdistribution (Subskription, Rezension, Werbung über Personen und Medien) überhaupt nicht. Sealsfield ist somit ein Unbekannter aus der transatlantischen Ferne, der ein auffällig ‚deutsches' Englisch schreibt und ein Buch in deutscher Sprache anbietet, seine Geschäftsbeziehung zu Carey, Lea & Lea in Philadelphia verschweigt, den Großverleger zusätzlich mit Buchanforderungen als Dienstleister zu nutzen beabsichtigt.

Nach dem zweimalig gescheiterten Bemühen, auf dem deutschen Literaturmarkt Fuß zu fassen, tritt Sealsfield – in Ermangelung einer Alternative – den Rückzug in die Schweiz an die Peripherie des deutschsprachigen Raumes an. Es ist im Einzelnen nicht benennbar, was ihn an Implikationen im politischen Dunstkreis der Liberalismus-Bewegung[8] am Vorabend der Julirevolution veranlasst hat, seinen zweiten USA-Aufenthalt abzubrechen und im Dezember 1830 nach Europa zurückzukehren. Als sicher kann gelten, daß die unbefriedigend verlaufenen Unternehmen mit Cotta, Murray, Lea und Brockhaus, diese gescheiterten Initiativen für den angloamerikanischen und deutschen Literaturmarkt, sein Ehrgeiz als politisch missionierender Schriftsteller, das autobiographisch begründete Meiden Österreichs und der deutschen Länder seine Entscheidung gesteuert haben.

Von 1833 an, dem Jahr seiner Wohnungsnahme im konservativ-liberalen Zürich, betreibt Sealsfield seine Literatenkarriere intensiv. Er begreift die politische Aktualität seines Amerika-Themas für Mitteleuropa und entwickelt einen stupenden Schreibfleiß. Dabei zeigt sich, daß er zwar für seine demokratisch engagierten Romane die politischen Gunstumstände der vormärzlichen Metternichopposition erkennt, es ihm jedoch nicht gelingt oder er auch nicht dazu willens ist, diese von Inhalt und Niveau auf die Gegebenheiten des deutschen Literaturmarktes pragmatisch abzustimmen. Verkürzt heißt das: Sealsfield kennt die Verlagsorte wie Stuttgart, Leipzig und Zürich mit den wichtigen Programmverlegern. Aber die während der zweiten Phase der lesekulturellen Entwicklung von 1820 bis 1850 sich verändernden Marktmechanismen bleiben ihm fremd: eine rasant wachsende automatisierte, spekulative Überproduktion preiswerter Druckerzeugnisse durch Schnellpresse

---

8 *Die Anfänge des Liberalismus und der Demokratie in Deutschland und Österreich 1830-1848/49*. Hrsg. von Helmut Reinalter. Frankfurt am Main [u. a.]: Lang, 2002 (*Schriftenreihe der Internationalen Forschungsstelle, Demokratische Bewegungen in Mitteleuropa 1770-1850*)

(1823) und Papierstereotypie (1830);[9] zahlreiche Verlags- wie Buchhandelsgründungen und heftiger Konkurrenzkampf zwischen freien und korporierten Sortimentern; zunehmend differenzierende Themennachfrage, Geschmacksmanipulation und wachsender Lesebedarf sämtlicher, vorrangig aber finanzschwacher Schichten, bei einem Alphabetisierungsgrad (Mittelstand) um 1830 von rd. 15%; wenige Novitäten und geringer Umsatz anspruchsvoller Literatur, verursacht durch die Dominanz von Periodika, Nachschlagewerken, Erbauungs- und Unterhaltungsliteratur, Übersetzungen, preiswert zugänglich über Leihbibliotheken und Lesegesellschaften; ein hermetisches, produktions- und distributionssteuerndes Kommunikationssystem von Autoren, Verlegern, Redakteuren, Rezensenten und Buchhändlern sowie die Zensurbedingungen.[10]

III. Orell, Füßli & Cie. (Zürich) und eine wenig erfolgreiche Zusammenarbeit

Im Jahre 1830 trifft Sealsfield biographisch und publizistisch eine folgenreiche Entscheidung. Er beendet seinen zweiten Amerikaaufenthalt, umgeht Deutschland wie Österreich aus den bekannten biographischen Gründen und reist in die Schweiz ein. Die fehlgeschlagene Manuskriptofferte an Brockhaus in Leipzig mag Sealsfield in der Einsicht gestärkt haben, daß Absprachen mit Verlegern nur dann erfolgreich geführt werden können, wenn man das direkte Gespräch sucht und daß es Erfolg versprechender ist, erst einmal mit kleineren Verlagen ins Geschäft zu kommen.

„Das liberale Zürich […] zwischen 1830 und 1869" durchläuft im „Zeitalter der nationalen Einigungen Italiens und Deutschlands" und der politischen Selbstfindung Frankreichs „unter Louis-Phillippes und Napoleons III." eine „Ära der liberalen Erneuerung" und bedeutsamen ökonomischen Entwicklung.[11] Bedingt durch die Julirevolution 1830 und den Aufstand der Zürcher Landschaft wird die Restaurationsverfassung aufgehoben und 1831 durch eine liberale Verfassung für

---

[9] Reinhard Wittmann: *Geschichte des deutschen Buchhandelns*. 2. Aufl. München: Beck, 1999 (*Beck'sche Reihe*; 1304); Ilsedore Rarisch: *Industrialisierung und Literatur. Buchproduktion, Verlagswesen und Buchhandel in Deutschland im 19. Jahrhundert in ihrem statistischen Zusammenhang*. Berlin: Colloquium, 1976 (*Historische und Pädagogische Studien*; 6).

[10] Frank Thomas Hoefer: *Pressepolitik und Polizeistaat Metternichs. Die Überwachung von Presse und politischer Öffentlichkeit in Deutschland und den Nachbarstaaten durch das Mainzer Informationsbüro (1833-1848)*. München [u. a.]: Saur, 1983 (*Dortmunder Beiträge zur Zeitungsforschung*; 37).

[11] *Zürich. Geschichte einer Stadt*. Hrsg. von Robert Schneebeli. Zürch: Neue Zürcher Zeitung, 1986. Darin: „Das liberale Zürich", S. 171-202.

Stadt und Land abgelöst: „Canton Zürich Freystaat mit repräsentativer Verfassung".

Unabhängig von den zahlreichen Reisen in der Schweiz bis zum kurzfristigen Aufenthalt Sealsfields in den USA 1837 bleibt Zürich der Mittelpunkt seines Lebens: Die Kommune, ein wirtschaftliches und geistiges Zentrum der Schweiz, ist im Vergleich zu deutschen Großstädten (1835: rd. 14.000 E.) eine Kleinstadt von hoher Zentralität, industriell und gewerblich geprägt, mit einer schmalen Bildungselite. Sichtet man die von Castle benannten und brieflich dokumentierten personellen Kontakte Sealsfields, dann hat er sich nach der politischen Mitte zwischen Konservativ- und Fortschriftlich-Liberalen orientiert. Für die Zürcher politische *haute volée* wird der intellektuelle ‚Amerikaner' Sealsfield vermutlich rasch die gesellschaftliche Zierde jeder *soirée* und damit jeglicher Protektion würdig gewesen sein.[12] Dasselbe kann für den Anschluss an die deutschen Emigrantenkreise angenommen werden, die größte liberale Intellektuellengruppe in der Stadt.

Sealsfield bleibt, unter wechselnden Adressen, rund sieben Jahre im Großraum von Zürich und initiiert von hier aus den zweiten Anlauf für seine Literatenkarriere. Die politischen und publizistischen Verhältnisse sind aber ungünstig.[13] Es ist eine konfliktreiche, instabile Zeit, geprägt von den Folgen der napoleonischen Politik, durch die Helvetik (1798)[14], die Mediation (1803) und Restauration (1813-1815)[15], den Bundesvertrag (1815)[16] und die virulenten Auseinandersetzungen zwi-

---

[12] *Johann Caspar Bluntschli* (1808-1881), liberal-konservativer Jurist und Journalist, 1830 Regierungssekretär, 1831 Bezirksgerichtsschreiber/Stadtnotar, Mitglied des Großen Stadtrates, Professor für Recht an den Universitäten Zürich (1833), München (1848), Heidelberg (1861). – *Stephan Gutzwiller* (1802-1875), Jurist, 1827-31 Jurist und Großrat in Basel, politische Führungspositionen in der Regierung des Kantons Basel-Landschaft und in den Verfassungsräten, Befürworter der liberalen Fortschrittsidee und eines Repärsentativsystems, später Oberrichter, Ständerat und Nationalrat. – *Melchior Esslinger* (1803-1855), Kaufmann, 1834-39/1845-48 Regierungsrat und Kirchenrat des Kantons Zürich. – Johann Jakob Hess (1791-1857), Jurist, Vermittler zwischen Radikalen und Liberalen, 1830 Verfassungsrat, 1833-39 Amtsbürgermeister, nach dem konservativen Züriputsch 1840 Rückzug aus der Politik. – *Conrad Melchior Hirzel* (1793-1843), Jurist, 1831-39 Regierungsrat, 1832-39 Bürgermeister, ab 1831 in der Verfassungkommssion. – *Johann Lukas Schönlein* (1793-1864), Naturwissenschaftler und Mediziner, lehrt an den Universitäten Würzburg, Zürich (1833-39) und Berlin, entwickelt die Grundlagen der naturwissenschaftlichen Diagnostik.

[13] Ulrich im Hof: *Geschichte der Schweiz*. 6. Aufl. Stuttgart/Berlin/Köln: Kohlhammer, 1997 (*Urban-Taschenbücher*; 188).

[14] Auflösung der Eidgenossenschaft 1798 in Folge der Politik Napoleons.

[15] Wiederherstellung der kantonalen Gliederung unter einer konservativen Regierung.

schen liberalen und katholisch-konservativen Kräften während der Regenerationszeit (1830-1848), einmündend in den Züriputsch (1839), den Aufstand der konservativen Landschaft und die Ablösung der liberalen Regierung, den Sonderbundkrieg 1847 und die Verfassungsgebung von 1848. Symptomatisch für den Konflikt zwischen liberal-konservativen und liberal-radikalen Kreisen sind zum einen der politische Einfluß des Juristen, Regierungsrates und Präsident des Großen Rates Johann Caspar Bluntschli, ein Freund Sealsfields, im Verbund mit den traditionellen Zürcher Familien und der sog. Straußenhandel 1839, der öffentliche Streit um den Kandidaten für die Theologische Fakultät der jungen Zürcher Universität, den radikal bibelkritischen Theologen David Friedrich Strauß,[17] dessen Berufung den Züriputsch auslöst.

Nicht nur diese politische Unsicherheit generiert die Krise des Zürcher Verlagsbuchhandels.[18] Es sind die geistige Ablösung einer konservativen protestantisch-humanistischen Tradition im Sinne Bodmers, Lavaters und Geßners, der Privilegienverlust der Verlage, die Aufhebung der Pressezensur 1829, die zu einer zaghaften Regeneration des Verlagsbuchhandels führen, ohne daß dieser erneut internationale Bedeutung gewinnt. Und es sind branchenspezifische Umstände, die beeinträchtigen: Geschmackswandel und soziologische Verschiebung der Leserklientel, die Abwanderung von Autoren zu deutschen Verlagen, die massenhafte Buchproduktion und der Preisverfall, die wachsende innerschweizerische und ausländische Konkurrenz, die Billigimporte von Magazinreihen, Gesamtausgaben, Übersetzungen, Lexika im Original- und Nachdruck aus Deutschland und Frankreich. Solche Situation der Verlags- und Buchhandelsszene Zürichs, dem Schweizer Buch-

---

16 Lockerer Staatenbund der Kantone und Festlegung einer ‚immerwährenden Neutralität' der Schweiz.

17 *David Friedrich Strauß* (1808-1874), deutscher Schriftsteller, Philosoph und Theologe. Seine Berufung 1839 an die Universität Zürich (gegr. 1833) löst einen Proteststurm der Landbevölkerung aus und führt im selben Jahr zum reaktionären Umsturz der liberalen Kantonsregierung (‚Züriputsch'), die ein Jahr nach der Julirevolution 1830 eine radikal-liberale Verfassung erlassen hat. Erst 1845 übernehmen die Liberalen wieder die Regierungsgeschäfte.

18 Paul Leemann-van Elck: *Druck Verlag Buchhandel im Kanton Zürich von den Anfängen bis um 1850*. Zürich: Leemann, 1950 (*Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft (Kantonaler Verein für Geschichte und Altertumskunde) in Zürich*; 36 (1950-1955). Darin: „Erste Hälfte des 19. Jahrhunderts", S. 93-171, 173f.; „Orell, Füßli Co. 1798-1890", S. 100-104; Thomas Bürger: *Aufklärung in Zürich: Die Verlagsbuchhandlung Orell, Gessner, Füssli & Comp. in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Mit einer Bibliographie des Verlagswerks 1761-1798* Frankfurt am Main: Buchhändler-Vereinigung, 1997 (*Archiv für Geschichte des Buchwesens*; 48).

handelszentrum, mit mehreren Konkursen[19] in den 1830er Jahren,[20] führt zum publizistischen Rückzug durch Programmreduzierung auf wissenschaftliche, schulische und frühere Werke, Bücher mit lokaler und regionaler Bedeutung, zu vorsichtigem Neudruck von Romanen, Reisebeschreibungen u. a., zum Ausbau des Sortimentsbuchhandels mit Billigimporten, um wirtschaftlich überleben zu können.

In einer derart schwierigen Situation der Branche nimmt Sealsfield Kontakt zu dem moderat fortschrittlichen Unternehmen Orell, Füßli & Cie. auf, meidet das radikale Literarische Comptoir[21] und den eher konservativen Verlag Friedrich Schultheß. Welche Umstände diese Entscheidung beeinflusst haben ist unklar. Alle drei Verlagshäuser, ohne ausgewiesenes Belletristikprogramm, sind die wichtigsten Verlage in der Stadt, wiewohl international von unerheblicher Bedeutung.

Die Verlagsbuchhandlung Orell, Füßli & Cie. hat eine komplizierte Verlagsgeschichte und geht aus dem politisch wie religiös relativ unabhängigem Vorgängerverlag Orell, Geßner, Füßli & Cie. (1770-1798) hervor.[22] Als Sealsfield ins Programm aufgenommen wird, beginnt sich der Verlag unter Leitung des Hauptteilhabers Johannes Hagenbuch (1789-1863)[23] wirtschaftlich zu erholen, indem er die Titelwahl an die Zeitverhältnisse und die Branchenlage anpasst und Kommissionäre in Leipzig, Paris und London anwirbt. Man pflegte eine Reihe von Periodika, darunter die *Zürcher Zeitung* (1805ff.)[24] und das radikale Blatt *Schweizer Republikaner* (1830-45), druckt für die Region wichtige pädagogische, historische, theologische und politische Schriften,[25] Reiseführer, Biographien, reduziert die Belletristik auf

---

19 Neben dem Konkurs der Buchhandlungen Franz Hoffmann und Johannes C. F. Wirz-Widmer 1838 hat auch Das Unternehmen Meyer & Zeller wirtschaftliche Probleme.

20 In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts weist Zürich die folgenden Einrichtungen der Buchproduktion und Buchverteilung auf: 15 Verlagsdruckereien, 31 Verlags- und Sortimentsbuchhandlungen, 21 Musik- und Kunstverlagshandlungen, 50 Sortiments- und Antiquariatshandlungen (zumeist Buchbinder), 23 lithographische Pressen, acht Lese- und Leihbibliotheken.

21 Das Literarische Comptoir (Zürich/Winterthur) verlegt Schriften u. a. von Friedrich Fröbel, Georg Herwegh und Hoffmann von Fallersleben.

22 Zum Verlagsprogramm gehören Texte von von Bodmer, Eschenburg und Wieland, Homer- und Shakespeare-Übersetzungen sowie Bibeleditionen.

23 In den Besitz teilen sich H. H. F. Obmann, der vormalige Angestellte Johannes Hagenbuch (ab 1817) und der Enkel des 1832 verstorbenen Füßli, Adrian Ziegler. Ab 1854 ist Hagenbuch alleiniger Inhaber.

24 Die *Zürcher Zeitung* (ab 1821 *Neue Zürcher Zeitung*) gründet Salomon Gessner 1780.

25 U. a. Texte zum Kommunismus in der Schweiz, zum ‚Straußenhandel', ferner Predigten, Reiseführer und Reiseschilderungen, historische Schriften und politische Pamphlete, Spottlieder, Karikaturen.

Werke von Lokalautoren.[26] Infolge deutscher Konkurrenz wird in den 1830er Jahren die produzierte Buchmenge verringert, das Programm gekürzt, der alte Titelbestand verramscht und stattdessen das Sortimentsgeschäft um importierte Billigausgaben und Nachdrucke von Jung-Stilling, Goethe und Schiller zu Niedrigpreisen ausgeweitet.

Vielleicht sind es die liberalen resp. radikalen Zeitungen, eventuell auch Heinrich Zschokkes Erfolgsroman *Alamontade der Galeeren-Sklav* (1803), Louis C. Bonapartes (Napoleon III.) *Politische und militärische Betrachtungen über die Schweiz* (1833)[27] oder die von Louis Napoleon Bonaparte in seinem Schreiben an Baron Ludwig Albrecht Effinger[28] auffällig korrespondierende personelle Verbindung vom Absender, dem Adressaten, Zschokke und Sealsfield,[29] die dessen Entscheidung gesteuert haben. Wie auch immer, Sealsfield hat auf den Geschäftsführer Hagenbuch als empfohlener „Américain très destingué" Eindruck gemacht. Obwohl die Geschäfte mäßig gehen, schließt der Verlag zwischen 1833 und 1835 mit ihm vier Verträge ab.[30] Dies geschieht wohl in der Annahme, daß man als sog. Goldwäscher[31] eine Erfolg versprechende Autorenwahl getroffen habe.

Was dieses verlegerische Urteil beeinflusst hat, kann nur vermutet werden. Aus Hagenbuchs Sicht spielen bei der Entscheidung für Sealsfield sicherlich eine Rolle die politisch aktuelle Thematik, der Bedarf an Büchern mit exotischen Stoffen, die angenommene Leitprojekt-Funktion für den Aufbau eines übernational interessanten Belletristikprogramms, die Prominenz des Verfasser, eine lokale intellektuelle Leserklientel der Bildungsbürger, Immigranten und Bekannten des Autors. Der fleißige ‚Amerikaner' „aus den V. St. Louisiana"[32] liefert die überarbeitete Fassung vom Roman *Der Legitime und der Republikaner* (1833), ein Manuskript mit dem Titel *Transatlantische Reiseskizzen und Christopherus Bärenhäuter* (1833), den *Virey und die*

---

[26] Zu den Belletristen zählen vor allem regional beliebte Schriftsteller aus dem Freundeskreis von Füßli. Unter den überregional bedeutsamen Namen finden sich Heinrich Zschokke, Heinrich Pestalozzi, Johann Kaspar Lavater.

[27] *Manuel d'artillerie l'Usafe des officiers d'artillerie de la Republique Hélvétique* (1836).

[28] *Baron Ludwig Albrecht* (*von Wildegg*; 1773-1853), Offizier, Politiker und Friedensrichter, befreundet mit Hortense und Louis Napoleon Bonaparte auf Schloß Arenenberg.

[29] Louis Napoleon Bonaparte an Baron Effinger vom 6. August 1832. In: *BA* (Anm. 5), S. 156.

[30] *BA* (Anm5), S. 156-159.

[31] Metaphorische Umschreibung für denjenigen, der Manuskripte- oder Bücher findet, die einen Publikationserfolg versprechen.

[32] *BA* (Anm. 5), S. 158.

Aristokraten, oder die Empörung von Mexico (1834) und *Lebensbilder aus beiden Hemisphären*, (1., 2., 3. Bd.; 1835).

Die Auswertung von Autor-/Verleger-Verträgen und Verlagskalkulationen ist mit einer Reihe von Unwägbarkeiten verbunden, die sich aus der relativen Verbindlichkeit der Informationen ergeben.[33] Trotz der zunehmend juristischen Ausgestaltung des Rechtsverhältnisses zwischen Autor und Verleger ist die Justiziabilität dieser noch kein eingeübtes Faktum in der geschäftspartnerlichen Wahrnehmung und der Rechtssprechung. Eine weitere Unzuverlässigkeit ergibt sich aus der Divergenz von schriftlich fixierten Informationen an den Autor, geschäftsinternen kalkulatorischen Entscheidungen, tatsächlich betriebsintern durchgeführten Herstellungs- wie Distributionsvorgängen und den Mitteilungen an den Autor. Die dritte Imponderabilie resultiert aus den Währungsproblemen, die auf Grund der vielfältigen Münzsysteme die Um- und Aufrechnung für den währungstechnisch nicht versierten Bürger nahezu undurchschaubar machen und damit Spielraum für Ungenauigkeiten und Manipulationen im weitesten Sinne bieten.

Die folgende tabellarische Übersicht ist der Versuch, diejenigen buchgeschichtlichen und geschäftlichen Daten zusammenzufügen, die den Verträgen und den bibliographischen Angaben zu entnehmen sind. Die Angaben in Klammern verweisen auf die entsprechenden Verlagsverträge, die bei Castle eingesehen werden können.[34] Was fehlt, das sind die Kalkulationspositionen wie Herstellungskosten, Ladenpreis und nicht durchweg eindeutige Währungszuordnung (Guldenvarietäten in Zürcher Geldverkehr)[35] sowie die Informationen über die gedruckte Buchmenge, Ausstattung, Rabatte, den Buchverkauf, Umsatz und Verlagsgewinn sowie die tatsächlich gezahlten Honorare. Um eine einheitliche Währungsgrundlage zu haben, die Vergleichsmöglickeiten zuläßt, erfolgt eine Umrechnung auf Gulden Zürcher Währung = ^{10}fl./(10)fl. = rechnungspraktisch fl., zu unterscheiden von Gulden Reichswährung = ^{11}fl./(11)fl. = rechnungspraktisch "fl. (1 Louisd'or = 10 Gulden; 1 Taler = 1,8 Gulden):[36]

(1) 1833 *Der Legitime und die Republikaner* [Verlagsvertrag vom 23. April 1833, *BA* (Anm. 5), S. 156f.; 3 Bde., publiziert 1833]; vereinbarte Auflagenhöhe: 750 Exem-

---

[33] Die folgenden Einschätzungen verwenden vor allem die zeitlich parallelen Verhältnisse innerhalb der Buchproduktion des Cotta-Verlages. Vgl. Kramer: *Georg von Cotta* (Anm. 2).

[34] *BA* (Anm. 5).

[35] Gulden Zürichwährung, abgekürzt fl., auch ^{10}fl. oder (10)fl. = 40 Schilling (ß); Gulden Reichswährung, abgekürzt ^{11}fl. oder (11)fl. = 60 Kr.

[36] Christian Noback/Friedrich Noback: *Vollständiges Taschenbuch der Münz, Maass- und Gewichts-Verhältnisse der Staatspapiere, des Wechsel- und Bankwesens und der Usanzen aller Länder und Handelsplätze*. Leipzig: Brockhaus, 1851. Darin: „Zürich", S. 1512-1521.

plare; Seitenzahl: 782 (49 Bogen); Honorar (gedruckte Ausgabe): 255, 246, 266 Seiten = 767 Seiten = 48 Bogen; 288 Taler (518,4 Gulden)/115 Sfr = 6 Taler (10,8 Gulden) = 2,4 Sfr/Bogen.

(2) 1833 *Transatlantische Reiseskizzen und Christophorus Bärenhäuter* [Verlagsvertrag vom 18. November 1833, *BA* (Anm. 5), S. 157; 2 Bde., publiziert 1834]; Auflagenhöhe: 750 Exemplare; Honorar (gedruckte Ausgabe): 192, 176 Seiten = 368 Seiten = 23 Bogen; 25 Louisd'or/250 Gulden pauschal; Bogenhonorar: rd. 1 Louisd'or (10 Gulden)/Bogen.

(3) 1834 *Der Virey und die Aristokraten* [Verlagsvertrag vom 8. April 1834, *BA* (Anm. 5), S. 158; 3 Bde., publiziert 1835] Auflagenhöhe: 750 Exemplare; Honorar: 791 fl. pauschal; 15 „hiesige" Gulden/Bogen + bei 2/3 verkaufter Auflage 5 Gulden/Bogen zusätzlich; Honorar gedruckte Ausgabe: 259, 266, 303 Seiten = 828 Seiten = 52 Bogen = 780 Gulden + ab 2/3 verkaufter Auflage 87 Gulden = ges. 867 Gulden.

(4) 1835 *Lebensbilder aus beiden Hemisphären 1, 2, 3* [*Die große Tour*; unvollendet] [Verlagsvertrag vom 20. Januar 1835, *BA* (Anm. 5), S. 158f.; 2 Bde., publiziert 1835]; Auflagenhöhe: 800 Exemplare; Honorar: 2 Louisd'or (20 Gulden)/Bogen; gedruckte Ausgabe: 183, 206 Seiten = 389 Seiten = 25 Bogen = 50 Louisd'or/ 1000 Gulden.

Wenden wir uns als erstes den Auflagenzahlen zu. Der Verleger kalkuliert äußerst vorsichtig. Bei der Auflagenhöhe verbleibt er im überschaubaren Risiko. Um den Markterfolg zu testen, entscheidet sich der Verlag dreimal für eine Auflage von 750, einmal von 800 Exemplaren und einmal für den Druck *on demand*. Dies sind insgesamt geringe Buchmengen, wenn man daran denkt, daß davon die Beleg- , Frei-, Werbe-, Rezensions- und Geschenkexemplare abzuziehen sind. Cotta kalkuliert bei belletristischen Novitäten in den 1830er Jahren eine Mindestauflage von rd. 1000 Exemplaren. Weit darüber liegen die bekannten spekulativen Massenauflagen, die zu Sealsfields Zeit den Sortimenthandel bestimmen und deren Bücher zu Niedrigpreisen offeriert werden.

Die kalkulierte Druckmenge von vier Buchprojekten beträgt somit in der Summe 3050 wahrscheinlich ungebundene Exemplare. Um eine Vorstellung davon zu gewinnen, welche Menge für den Verkauf zur Verfügung steht, sind von der jeweiligen Buchanzahl die Dispositionsexemplare für Werbung herunterzurechnen, so daß von unter 700 resp. 800 Exemplaren für den Buchmarkt auszugehen ist. Bei dieser Zahlenangabe muß berücksichtigt werden, daß es sich um die mit dem Autor theoretisch vereinbarte Auflagenhöhe handelt, die zumeist aus drucktechnischen Gründen überschritten wird, aber auch in spekulativer Absicht bewusst erheblich höher ausfallen kann, ohne den Autor zu informieren. Wie viele Bücher davon in den Sortimentsbuchhandel in der Schweiz, über mögliche Kommissionäre in die deutschen Ländern gelangen, wie viele auf Lager als Restbestand bleiben, ist nicht bekannt.

Die Herstellungskosten umfassen die Ausgaben für Papier, Satz, Vertrieb, Werbung, Honorar. Weil die Unterlagen dazu fehlen, läßt sich auch das wichtige Kalkül der Deckungsauflage nicht bestimmen, d. h. jener anteiligen Buchmenge, die bei vollständigem Verkauf die Kosten kompensiert. Bei Cotta sind es für schöngeistige Werke 54% (1833-40) der Gesamtauflage, wobei Verkaufszeit, Zins- und Währungsverlust nicht gerechnet sind. Überträgt man diese Zahlen auf Sealsfields Bücher, dann müssten rd. 350 Exemplare verkauft werden, um in die Gewinnzone zu gelangen, was vermutlich der Fall ist, allerdings auf Grund der geringen Verkaufszahlen pro Jahr verbunden mit Zins- und Währungsverlusten.

Hinsichtlich der Honorarkosten und damit der Einnahmen Sealsfields sind wir durchaus informiert. Andererseits läßt sich sein Honoraraufkommen auf Grund der ungenauen Währungsangaben in den Verträgen und der komplizierten Währungsverhältnisse nur angenähert benennen. In den unterschiedlichen Währungsangaben der Honorarabsprachen spiegeln sich die chaotischen Schweizer Währungsverhältnisse besonders während der 1830er Jahre wider. Sie erschweren dem Verleger die Kalkulationen und die Verkaufabrechnungen, besonders mit ausländischen Sortimentern, dem Autor die Kontrolle über den Wert der in Währungsvarietäten gezahlten Summen, dem Philologen die Umrechnung und Einschätzung. Bereits einige wenige Hinweise auf die komplizierte Münzgeschichte lassen diese widrigen Umstände deutlich werden.[37] Unabhängig von dem 1798 erzwungenen einheitlichen Münzsystem für die Helvetische Republik bleiben die alten und ausländischen Münzen[38] aus Metallmangel für Neuprägungen weiter im Umlauf, vermehrt durch Fälschungen und fehlerhafte Prägungen, so daß in diesen Jahren 707 verschiedene

---

[37] Georg Thomas Flügel: *Georg Thomas Flügel's Cours=Zettel oder Erklärungen der Wechsel= und Staatspapier=Course und der Münz, Maas= und Gewichtskunde der vorzüglichsten Handelsplätze in Europa für Banquiers, Kauf= und Geschäftsleute. Gänzlich umgearbeitet und vermehrt* […] von Johann Ernst Liebhold. 6. Auflage Frankfurt am Main: Jäger, 1832; Eduard Andreas Baumann: *Uebersicht dere Längen=, Flächen=, Hohlmaße, Gewichte und Münzen aller Länder der Erde* [usw.]. Zürich: Baumann, 1851, S. 256-260; Leodegar Coraggioni: *Münzgeschichte der Schweiz*. Genf: Stroehlin, 1896, S. 22-26; Erich Weißkopf: *Das schweizerische Münzwesen von seinen Anfängen bis zur Gegenwart*. Diss. Bern,1948, S. 51- 65; Erich Gruner und Wilfried Haeberli: *Werden und Wachsen des Bundesstaates 1815-1945*. Aarau: Sauerländer, 1955 (*Quellenhefte zur Schweizergeschichte*; 7), S. 35; Hans Kläui: *Geschichte der Herrschaft und Gemeinde Turbenthal*, Band 1, o. O., 1960, S. 445-448; Hans Hürlimann: *Zürcher Münzgeschichte*. Zürich: Berichthaus, 1966, S. 143-147; Jean-Paul Divo und Edwin Tobler: *Die Münzen der Schweiz im 19. und 20. Jahrhundert*. Zürich: Bank Leu, 1967, S. 19-27; Herbert Rittmann: *Schweizer Münzen und Banknoten. München*: Battenberg, 1980, S. 137-139.

[38] Darunter: französische, bayerische, badische Münzen, württembergische Kronentaler, ganze, halbe und viertel Branbantertaler, spanische Piaster, deutsche ½ Guldenstücke u. a.

schweizerische Münzsorten und 8000 verschiedene Gepräge unterschiedlichen Edelmetallgehalts zirkulieren. Da auch 1832/33 die Bundesverfassung ein Münzregal des Bundes nicht annimmt, begründet mit der geringen Größe des Landes, orientieren sich die westlichen Kantone am französischen Münzsystem, die östlichen an dem der deutschen Länder, die restlichen verwenden ab 1838/39 den Schweizerfranken. Schultheß bevorzugt den Zürcher Gulden.

Dem aufs Geld drängenden ‚Ausländer' Sealsfield mit offensichtlichen Finanzproblemen gewährt der Verlag einen Abschlag aufs erste Buch, zahlt aber grundsätzlich zögerlich, z. B. in den Varianten drei Monate nach Erscheinen, in Raten, auf Solawechsel als Erfolgsprovision nach dem Verkauf von 2/3 der Auflage. Das deutet auf die unternehmerische Unsicherheit des Verlegers.

Honorare werden in der Regel auf der Grundlage der Herstellungskosten und der Bogenzahl berechnet, zusätzlich orientiert an der Bogengröße und Textmenge. Geht man von der Bogenmenge aus, die sich der Seitenzahl errechnen läßt, dann erhält Sealsfield für die ersten drei Bände 6 Taler/Bogen resp. 2,5 alte CHFr/Bogen (10 4/5 Gulden), für die folgenden 1 Louisd'or (10 Gulden), 15 Gulden und 2 Gulden (Kleinoktav) pro Bogen. Immer vorausgesetzt, daß auch die abgesprochenen Honorarzahlungen tatsächlich erfolgen, zeigt ein Vergleich mit Daten von Cottas Vereinbarungen, daß Sealsfields Bogenhonorare darunter liegen.[39] Sein daraus sich ergebendes Gesamthonorar für vier Einzelwerke in zehn Bänden (1833-35) von rd. 2548 2/5 Gulden führt zu einem Durchschnittshonorar von rd. 637 Gulden/Einzelwerk, einer Summe, die gleichfalls niedriger als Cottas Zahlungen liegt.[40] Angesichts des überaus schleppenden Verkaufs mit offenbar erheblichen Restbeständen kann davon ausgegangen werden, daß Sealsfield nur einen Teil vom vereinbarten Honorar und diesen in größeren Zeitabständen ausgezahlt bekommen hat, d. h. die vereinbarten Summen stehen ihm kurzfristig nicht komplett zur Verfügung.

Die Absatzzahlen von Sealsfields Büchern sind offenkundig desillusionierend. Nach sechs bis acht Jahren auf dem Buchmarkt – je nach Publikationstermin zwischen 1833 und 1835 – kann man einen Jahresabsatz von 60 Exemplaren annehmen, eine Menge, die offenkundig ungefähr den Restbeständen entsprechen soll, die von der Metzlerschen Buchhandlung, stark rabattiert, zu erwerben ist.[41] Die

---

[39] Beispiele: Karl Mayer: *Gedichte*, 2. Auflage 1839, 300 fl. Pauschalhonorar/max. 30 Bogen; Fichte und Schelling: 35 Gulden/Bogen (1855); Carl Ritter von Hock: *Die öffentlichen Abgaben und Schulden* (1863), 1200 Ex. und 30 fl/Bogen.

[40] Freiligrath: jährliche Neuflagen der *Gedichte* (ab 1840), 1000-1200 fl. für 1250-1300 Ex.; Mörike: *Gedichte* (1837), 320 fl.für 1000 Ex.; Lenau: *Gedichte* (1837), 1000 fl. für 1100 Ex.

[41] Sealsfield an Heinrich Erhard vom 30. August 1841: „Sie wissen nun aus Orells Angaben den Verschluß oder Absatz, nach diesem sollten 64 Exempl in circa 1 ¼ Jahren abgesetzt seyn." In: *BA* (Anm. 5), S. 167. Im Verlagsvertrag zwischen Sealsfield und Er-

Frage, ob der Verlag Orell, Füßli & Cie. nicht nur eine ausgeglichene Kosten/Nutzen-Bilanz erreicht hat sondern auch einen angemessenen Gewinn, läßt sich wegen fehlender Unterlagen zu Ladenpreis, Rabattgewährung und Verkaufszahlen nicht beantworten. Angesichts der geringen Veräußerungsquoten pro Jahr, der daraus folgenden Lagerbestände, Lagerkosten und Zinsverluste kann das Geschäft mit Sealsfields Büchern kaum Gewinn abgeworfen haben. Das attraktive Amerikathema vermag den zeitgenössischen Durchnittsleser nicht zum Kauf zu bewegen, weil der intellektuell anspruchsvolle geschichtsphilosophische wie geographische Inhalt und eine gesellschaftspolitisch komplexe Handlung der Lesererwartung von Amerika als einem Kontinent der aktionsreichen Abenteuer nicht entspricht. Daher setzt sich der Kundenkreis aus den wenigen Zürcher und ausländischen Intellektuellen und Bildungsbürgern zusammen, den Leitern der Leihbibliotheken und Lesegesellschaften sowie vereinzelten Kunden im deutschen Ausland.

Auf Grund der Informationen aus den Verträgen, der Geschäftslage, der Buchmarktsituation und des Briefwechsels mit den Folgeverlagen hat der Verlag vermutlich nicht einmal die jeweilige Erstauflage vollständig gedruckt, damit auch die Honorare keineswegs vollständig ausgezahlt. Bücher, verlegt in solch schmaler Menge an der Peripherie des deutschsprachigen Marktes, von einem nur regional bedeutsamen Verlag ohne markantes Belletristikprogramm haben – unabhängig von der bekannten positiven Presseresonanz – über die Region hinaus nur eine geringe Verbreitungschance.

IV. Friedrich Schultheß (Zürich) und die Fortsetzung wenig ergiebiger Autor-/Verleger-Kooperationen

Es sind schlechte Zeiten für inhaltlich anspruchsvolle belletristische Novitäten, was Sealsfield weiß, wenn er bereits 1841, gegenüber Heinrich Erhard von der Metzlerschen Buchhandlung, die „Lecture" seiner Romane als „eine Art Gourmandise" anpreist, auf welche „man nicht immer Lust" hat.[42] Sowohl der Verlag Orell, Füßli & Cie. als auch der Autor sind wahrscheinlich beide angesichts ihrer Fehleinschätzung des Leserzuspruchs frustriert, so daß Sealsfield, als bedenkenloser Verhandlungstaktiker, die zugeschärfte Konkurrenzsituation ausnutzend, zwar im Januar 1835 noch

hard am 3. September 1841 über die 2. Auflage der *Lebensbilder aus der westlichen Hemisphäre* (5 Bde.) geht es um die Übernahme der Restbestände der „ersten Auflage der transatlantischen Reiseksizzen und des 3n Bandes der Lebensbilder aus beiden Hemisphären […], sofern dieser Vorrath nicht über etliche und sechzig Exemplare beträgt […]." In: *BA* (Anm. 5), S. 169. Vgl. auch Sealsfield an Heinrich Erhard vom 7. Dezember 1841. In: *BA* (Anm. 5), S. 173f.

42 *BA* (Anm. 5), S. 173.

einen weiteren Vertrag schließt,[43] gleichzeitig aber mit dem Verleger Friedrich Schultheß spricht. Die aktive Zusammenarbeit mit dem Schultheß-Verlag dauert ebenfalls nur ein paar Jahre, nämlich von 1835 bis 1841,[44] wird gestört durch den Züriputsch 1839, dessen innenpolitische Folgen wahrscheinlich zu Sealsfields Kontaktaufnahme mit der Metzlerschen Buchhandlung (Stuttgart) 1841 beigetragen haben.

Dafür, daß ein zweiter Verlag in der relativ kleinen Stadt und auf dem engen Buchmarkt unter demselben Reihentitel *Lebensbilder aus beiden Hemisphären* die drei Folgebände übernimmt, muß es auf allen Seiten gewichtige Gründe geben.[45] Zu ihnen zählen wahrscheinlich der kaufmännische Mißerfolg bei Orell, Füßli & Cie., möglicherweise dessen keineswegs branchenunübliche Geschäftspraxis der Unterschlagung von nicht vereinbarter spekulativer Mehrproduktion und Absatzzahlen, ein auf Grund des geringen Verkaufs vermutlich zu geringer Werbeeinsatz,[46] ferner Friedrich Schultheß' geschäftspolitisches Interesse an dem exotischen Autor, am Amerika-Thema, an der thematischen Erweiterung des eigenen Verlagsprogramms sowie Sealsfields unbedingte publizistische und finanzielle Erfolgssuche.

Der Schultheß-Verlag entsteht 1821 aus der 1791 gegründeten Buchdruckerei des Johann Kaspar Näf, der um den Verlagsbuchhandel erweitert wird. An diesem beteiligt sich der konservativ-liberale Theologieprofessor und Chorherr Johannes Schultheß (1763-1836)[47] als Kompagnon, dessen pädagogische wie theologischen Publikationen für die Editionsplanungen eine wichtige Grundlage darstellen. Der aufgeklärte Theologe setzt sich, inspiriert vom Geiste der Reformation, vor allem für die Förderung von öffentlichem Schulwesen, der Schulverwaltung und der Einheit des Zürcher Protestantismus ein. Diese seine Aktivitäten prägen das Verlags-

---

43 Ebd., S. 158f.

44 Leo Weisz: *150 Jahre Schulthess-Verlag in Zürich*. Zürcher Monats-Chronik Nr. 1 (1942); Leemann-van Elck: *Druck* (Anm. 17), „Erste Hälfte des 19. Jahrhunderts", S. 93-171, 173f.; zu: „Johann Kaspar Näf 1791-1821" (S. 55), „Friedrich Schultheß 1821-1900" (S. 106-108); Heinz Albers-Schönberg, Charlotte Homburger und Hans Reiser: *Die Geschichte des Verlages Schulthess. Die ersten 120 Jahre*. Zürich: Polygraphischer Verlag, 1991.

45 *BA* (Anm. 5), S. 159f.

46 Die Werbemaßnahmen beider Verlage sind bislang nicht verifizierbar.

47 *Johannes Schultheß* (1763-1836), Philologe, Theologe und Gelehrter, liberal-rationaler Vertreter der protestantischen theologischen Aufklärung in der reformatorischen Tradition; 1787 Lehrer für Hebräisch am Collegium humanitatis, 1796 für Latein und Griechisch, 1816 Professor für Theologie, 1833 Chorherr am Großmünster, 1836 Extraordinarius für neutestamentliche Exegese; ab 1800 vielseitiger Einsatz für Gemeinwohl, Volksbildung, Schulgründungen und Lehrerausbildung.

programm fach- und sachspezifischer Publikationen, das keine bemerkenswerten belletristischen Publikationen aufweist.[48]

Der Verlag hat um 1820, bedingt durch die schwierigen politischen Zeitläufe, erhebliche wirtschaftliche Probleme. In dieser Situation übernimmt 1821 der Sohn Friedrich Schultheß-von Grebel (1804-1869) die Geschäftsführung, dann 1831 das gesamte Unternehmen auf eigene Rechnung.[49] Es sind die Jahre des liberalen Aufbruchs mit den markanten Daten der Pressefreiheit (1829), Verfassungsgebung (1830), Einsetzen einer liberalen Regierung (1832) und Universitätsgründung (1833). Dem jungen Schultheß, ein intellektuell aufgeschlossener und geschäftstüchtiger Betriebsleiter, späterer Reformator des Schulwesens und Mitbegründer des „Schweizerischen Buchhändlerverbandes" (1849),[50] gelingt es, das Verlagsprogramm und den Sortimentbuchhandel auszubauen, die Unternehmenskapazität durch Betriebserweiterung und Verlagszukäufe zu erweitern, eine Verlagsverbindung zu dem renommierten Verlagsbuchhändler und Kommissionär Friedrich Fleischer[51] in Leipzig zu knüpfen und dadurch sein Unternehmen bis 1839/40 zum zweitgrößten in Zürich zu machen.[52] Die Verlagsautoren rekrutieren sich aus lokalen Historikern, Theologen, Naturwissenschaftlern. Dem liberalen Zeitgeist gegenüber ist man aufgeschlossen, was sich in den betreuten Zeitungen niederschlägt: den Blättern *Der Schweizer Konstitutionelle* (1832-38), *Schweizer Republikaner* (1838-42) und der *Wochenzeitung* (1838-43).

---

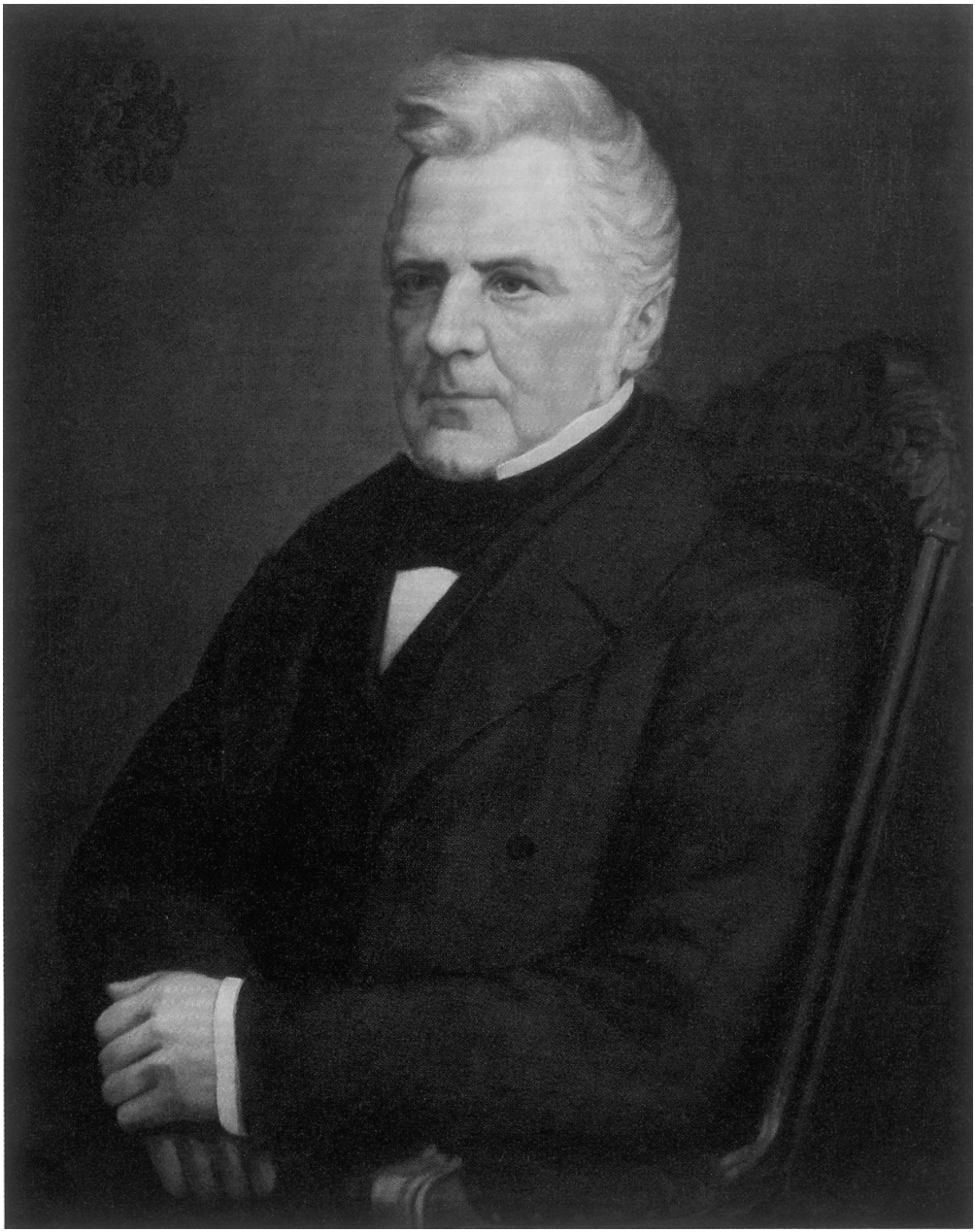
48 Belletristik-Autoren: Jakob Stutz, Katharina Stutz, Johann Conrad Locher, J. J. Xaver Pfyffer zu Neueck, Graf Bentzel Sternau, Johann Caspar Lavater u. a.; *Volksbibliothek*: Schweizerisches Schrifttum (1859-66) in 47 Bänden belletristischer, geographischer, naturwissenschaftlicher, historischer Titel, darunter die Autoren Bodmer, Escher, Gotthelf, Lavater, Pestalozzi, Usteri, Vögelin, Zschokke, aber nicht Sealsfield; Kinder- und Jugendbücher; ab 1838 Kalender.

49 Albers-Schönberg/Homburger/Reiser: *Schulthess* (Anm. 44); darin: „Friedrich Schultheß-von Grebel", S. 54-161 und „Friedrich Schulthess als Verleger", S. 74-161.

50 Wichtige Entscheidungen: Abschaffung der Zölle des Bundes auf importierte Bücher, Ablehnung des Rabattwesens der Buchhändler, des unerlaubten Nachdrucks, Einführung des Urheberrechtsgesetzes.

51 *Friedrich Fleischer* (1794-1863), ab 1831 erfolgreicher Verleger, Buchhändler, Kommissionär und Standespolitiker in Leipzig, dessen Wirken eng mit der Entwicklung des Kommissionärshandels, der Geschichte des „Vereins der Buchändler zu Leipzig" (Vorsitz: 1833-1845, 1851-1863) und des „Deutschen Börsenvereins" verknüpft ist.

52 Anfang der 1830er Jahre „Sortimentsbuchhandlung Friedrich Schulthess", 1832 „Schultheß'sche Buchhandlung und Buchdruckerei", 1832-35 mit Kompagnon Salomon Höhr (1807-1882) „Schultheß & Höhr", ab 1835 „Schultheß"; 1835 Ankündigung einer eigenen Lithographie; 1837 technische Ausweitung zusammen mit Heinrich Meyer (1802-1877) und Beteiligung an der „Stämpfli'schen Buchdruckerei und Verlagsbuchhandlung" (1847-1863).



Friedrich Schultheß-von Grebel (1804-1867)

Als Sealsfield mit Schultheß verhandelt, ist ihm bekannt, daß er mangels Verlagsalternative – das Literatur-Comptoir mit dem radikal-liberalen Programm kommt für ihn nicht in Frage – erneut die Zusammenarbeit mit einem Fachverlag eingeht, dessen Buchprogramm von eher konservativen Titeln theologischer,[53] juristischer,[54] pädagogischer, medizinischer und naturwissenschaftlicher,[55] militärischer[56] Thematik sowie anderer Sachbücher[57] geprägt ist. Schultheß' geht die Geschäftsverbindung mit Sealsfield vermutlich aus denselben Gründen wie Hagenbuch ein. Sein Kalkül wird es sein, einen prominenten Autor gewonnen zu haben, mit einem thematisch exotischen, aktuellen, daher attraktiven Œuvre, mit seinem Konkurrenten Hagenbuch gleichziehen, ihm schaden und sein ebenfalls farbloses Belletristikprogramm auffrischen zu können.

Die Beschreibung des Autor-/Verlegerverhältnisses Sealsfield/Schultheß läßt auf Grund des schmalen Materials nur begrenzte Erkenntnisse zu. Überliefert sind drei Verträge von 1835, 1838 und 1840, die Titeleintragungen in Schultheß' Verkaufskatalog von 1837 sowie ein Brief des Verlegers von 1857.[58] Komplementär zu den drei Verträgen mit Sealsfield können nunmehr sechs, jährlich ausgeführte geschäftsinterne Kalkulationen von 1836 bis 1841 im *Calculationsbuch 1836-1847* eingesehen werden. Es fehlt jedoch das Hauptgeschäftsbuch des Verlages, das über die tatsächliche Auflagenmenge, die Höhe und Dauer des Buchabsatzes, über Restbestände und deren Weiterverkauf, den Umsatz und die Honorarzahlungen Auskunft geben könnte. An diversen Informationen in den Verträgen, die Sealsfield mit Folgeverlagen abschließt und in denen der Ankauf von Restbeständen notiert ist, läßt sich ablesen, daß der Buchabsatz seiner Werke auch bei Schultheß unbefriedigend ausgefallen ist.

---

53 Religionsgeschichtliche, dogmatische und kirchenpolitischer Schriften; Zwingli-Ausgabe in elf Lieferungen, 1828-42, Texte von Johann Melchior Schuler (1779-1859) und Schultheß; Schriften zur Reformation, theologischen Aufklärung, zu David Friedrich Strauß; religiöse Texte für Laien, biblische Erzählungen des *AT* und *NT* für Volksschulen, ein Katechismus (1838) und ein biblisches Spruchbüchkein (1840).

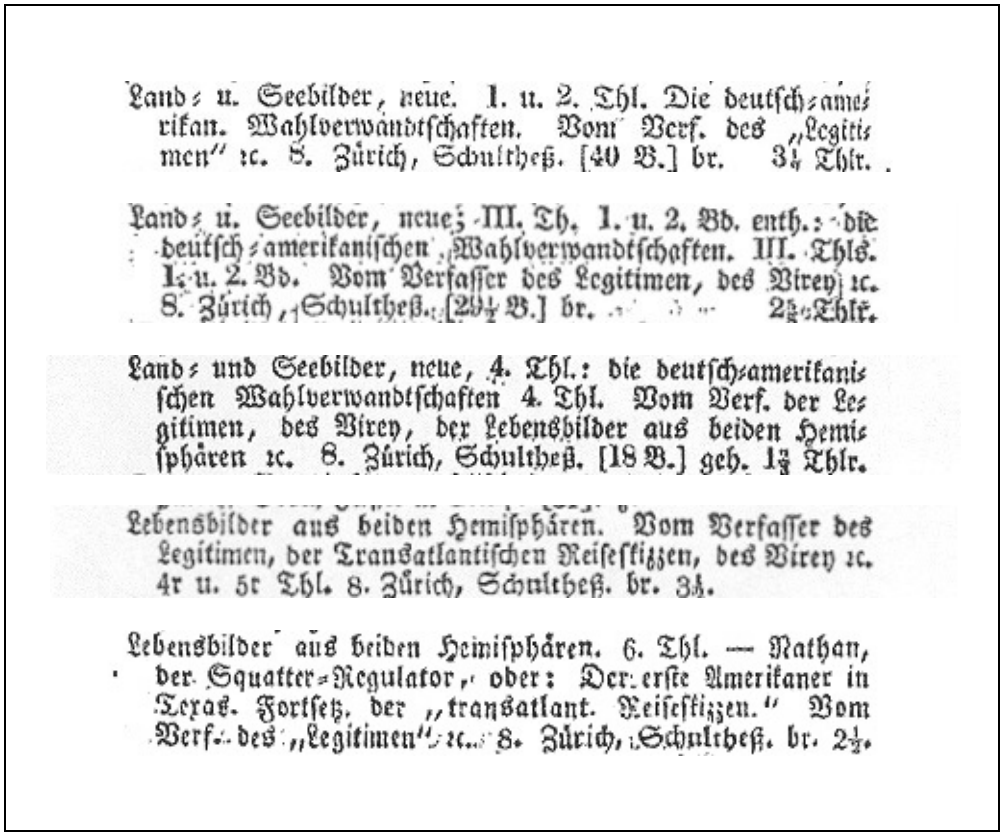
54 *Neue officielle Sammlung der Gesetze und Verodnungen des Standes Zürich* (1821ff.), Kommentarsammlungen, juristische Ratgeber, Gesetztextes, Monographien; Zeitschrift: *Kunde und Fortbildung der Zürcherischen Rechtspflege* (1841ff.).

55 Texte zum Elektromagnetismus, der Heilung von Brüchen, zu Fauna und Flora, zu Themen der Geologie, Chemie und Ingenieurtechnik, zur Naturphilosophie.

56 Über die Napoleonischen Kriege, den Wiener Kongreß, die Julirevolution, 1848er Revolution und Einheitsbestrebungen, Militärorganisation, Politik und Krieg.

57 Anleitung für Holzarbeiter (1835), Schiffahrtsordnung (1836), banktechnische und kaufmännisches Fachwissen (1838), Pflanzen und Forstwirtschaft, Rhetorik (1840).

58 *BA* (Anm. 5), S. 159f., 162f., 165f.



Land- u. Seebilder, neue. 1. u. 2. Thl. Die deutsch-amerikan. Wahlverwandtschaften. Vom Verf. des „Legitimen" ꝛc. 8. Zürich, Schultheß. [40 B.] br. 3¼ Thlr.

Land- u. Seebilder, neue; III. Th. 1. u. 2. Bd. enth.: die deutsch-amerikanischen Wahlverwandtschaften. III. Thls. 1. u. 2. Bd. Vom Verfasser des Legitimen, des Virey ꝛc. 8. Zürich, Schultheß. [29½ B.] br. 2⅔ Thlr.

Land- und Seebilder, neue, 4. Thl.: die deutsch-amerikanischen Wahlverwandtschaften 4. Thl. Vom Verf. der Legitimen, des Virey, der Lebensbilder aus beiden Hemisphären ꝛc. 8. Zürich, Schultheß. [18 B.] geh. 1⅔ Thlr.

Lebensbilder aus beiden Hemisphären. Vom Verfasser des Legitimen, der Transatlantischen Reiseskizzen, des Virey ꝛc. 4r u. 5r Thl. 8. Zürich, Schultheß. br. 3⅓.

Lebensbilder aus beiden Hemisphären. 6. Thl. — Nathan, der Squatter-Regulator, oder: Der erste Amerikaner in Texas. Fortsetz. der „transatlant. Reiseskizzen." Vom Verf. des „Legitimen" ꝛc. 8. Zürich, Schultheß. br. 2½.

Kataloge der Frankfurter und Leipziger Buchmesse

Die geschäftliche Kontaktaufnahme zum Verleger kann im Laufe des Jahres 1835 stattgefunden haben, denn am 1. Dezember 1835 schließen beide das erste Abkommen über die Fortsetzung der Reihe *Lebensbilder aus beiden Hemisphären* für die Bände 4 und 5, *Pflanzerleben* (1836) und die *Farbigen* (1836) ab.[59] Die Vereinbarung wird noch

[59] Leiziger Michaelismesse 1836 (Meßkatalog: Fertig gewordene Schriften […], S. 518): „Lebensbilder aus beiden Hemisphären. Vom Verfasser des Legitimen, der Transatl. Reiseskizzen, des Virey etc. 4. und 5. Thl. 8. Zürich, Schultheß. br. 3 ½." – Die Wahl des Sammeltitels „Lebensbilder" ist keine originale Formulierung von Sealsfield. Autoren, die mit ihrer Publikation biographische und gesellschaftliche Facetten aus einer Region zu einer bestimmten Zeit mit dem Anspruch auf Lebenswirklichkeit vorstellen möch-

im selben Jahr um Band VI, *Nathan* (1837), erweitert. Am 16. Februar 1837 schließt sich der Vertrag über ein Werk mit dem Titel *Rambleton* an, der dann in einem „Nachtrag" vom 4. Oktober 1838 in *Neue Land- & Seebilder*[60], den Obertitel zu *Die deutsch-amerikanischen Wahlverwandtschaften* (1839f.), abgeändert wird. Als letzte Vereinbarung folgt am 26. September 1840 die Absprache für das *Kajütenbuch* (1841).

Vergleicht man Schultheß' Konditionen mit denen von Orell, Füßli & Cie., darunter die größere Auflagenmenge, ein höheres Bogenhonorar, verbesserte Zahlungsbedingungen und grundsätzlich zugebilligte Büchereinsicht,[61] so scheint die Annahme nahe liegend, daß dieser den Autor abgeworben hat.[62] Dafür spricht eine Reihe von Hinweisen. Im ökonomischen Vergleich erweist sich Schultheß als der erfolgreichere Unternehmer. Auffällig ist ferner der Zeitpunkt des Überwechselns, das Jahr 1835. Obwohl Friedrich Schultheß den Verlag leitet, bestimmt das konservative Programm noch weitgehend der Vater, durch dessen Ableben 1836 der aufgeschlossenere Sohn freie Hand für Geschäftsabschlüsse, programmatische und weitere technisch-organisatorische Modernisierung erhält. Vergleicht man ferner die Konditionen, die Schultheß anbietet, dann sind diese für den Autor deutlich attraktiver. Während dieser eine Durchschnittsauflage von 1108 Exemplaren offeriert, beträgt diese bei Orell, Füßli & Cie. lediglich 762 Exemplare. Entsprechendes gilt für die Honorarkonditionen. Hagenbuch verbindet die Honorarvereinbarungen mit rückversichernden Zahlungsmodalitäten, um die möglichen eigenen Verluste kontrollieren und gering halten zu können. Schultheß beginnt vorsichtshalber ebenfalls mit Zahlungseinschränkungen, garantiert aber bei den weiteren Abschlüssen komplette Auszahlung nach Drucklegung, was wiederum nicht gewährleistet, daß die vereinbarte Auflage vollständig ausgedruckt wird, sondern in Teilmengen, um die Honorarzahlung zu verzögern. Des Weiteren sichert er dem Autor zu, Einblick in die ‚Bücher' nehmen zu dürfen, um sich über den jeweils aktuellen Stand des Aus-

---

ten, bedienen sich des Kompositums. Ein Beleg dafür ist die folgende Veröffentlichung, die dem Sealsfield-Titel folgt. „Lebensbilder aus der Mit- und Vorzeit zur Weckung des Bußsinnes gesammelt und herausg. von e. Weltpriester. Mit 1 Titelbild. 8. Landshut, Thomann. [14]. 2/3."

60 Diese Titelformulierung ist vermutlich mit der Absicht verbunden, sich von dem Reihentitel *Lebensbilder aus beiden Hemiphären* (Verlag Orell, Füßli & Cie.) abzusetzen.

61 Verlagsvertrag vom 26. September 1840. In: *BA* (Anm. 5), S. 165.

62 Castles Hinweis, es sei „zu einem offenen Zerwürfnis mit Hagenbuch […] nicht gekommen" (Castle: *Das Leben* (Anm. 5), S. 386), ist wohl zutreffend. Seine Spekulationen jedoch, Sealsfield habe durch eine den Roman *Morton* zensierende Freimaurerintervention den Verlag gewechselt, die „zunehmende Altersreife" zum Partnerwechsel „von dem revolutionären Verlag Orell, Füssli & Cie zu dem konservativerem Verlag Friedrich Schultheß" geführt, sind überaus fragwürdig, die Sealsfields pragmatische Einstellung zu Autorerfolg, Geschäft und Geld unbeachtet lassen. (Ebd., S. 386f.)

druckens, der Verlagskosten und des Verkaufs zu informieren. Hagenbuch läßt das offenkundig nicht zu und setzt sich dem berechtigten Mißtrauen des Autors aus, zumal dieser inzwischen über die branchenüblichen Geschäftspraktiken des spekulativen Mehrdrucks, inkorrekter Abrechnungen und Kostenangaben informiert sein wird.

Die Zürcher Buchhaltung erfolgt zu dieser Zeit im in Gulden Zürcher Währung ([10]fl., (10)fl. oder fl. = 40 Schilling/ß; 1 Louisd'or = 10 Gulden), der gängigen Verrechnungseinheit, und in Gulden Reichswährung ([11]fl., (11)fl. oder "fl. = 60 Kr.). Aus Gründen der in den Dokumenten nicht immer deutlichen Unterscheidung zwischen Gulden Zürcher Währung und Gulden Reichswährung werden die Berechnungen in ersterer durchführt und können somit nur als ungefähre Einschätzung gewertet werden.[63] Für eine grundsätzliche Beurteilung der geschäftlichen wie publizistischen Seite des Autor-/Verleger-Verhältnisses sind für die folgende systematisierte Faktenzusammenstellung die Verlagsinformationen aus den drei erwähnten Quellen zusammengefügt worden, dadurch entsprechende Ungenauigkeiten in Kauf nehmend. Bei gravierenden Abweichungen zwischen den Daten im Vertrag mit dem Autor und der verlagsinternen Kalkulation wird gesondert auf diese gesondert hingewiesen.

(1) 1836: *Lebensbilder aus beiden Hemisphären*, IV. und V. Band *Pflanzerleben/Die Farbigen* [Verlagsvertrag vom 1. Dezember 1835, Castle: Briefe (Anm. 4), S. 159f.; 2 Bde., publiziert 1836]; Seitenzahl: (IV. *Pflanzerleben*) 335 (21 Bogen) + (V. *Die Farbigen*) 335 (21 Bogen) = 42 ½ Bogen ges.; Auflagenhöhe: zus. 800 Exemplare/400 je Band; Bogenhonorar: 2 Louisd'or = 20 Gulden; Honorar: 850 fl.; Ausgaben ges.: 1700,12 fl.; Deckungsauflage: 397 Ex.; Kosten (Satz, Druck, Papier): 770,12 fl.; Verkaufspreise: 4,28 fl.(20 Ex.) + 3,44 "fl. (780 Ex.); Einnahmen: 2562 fl.; Gewinn: 861,88 fl.; Restbestände: > Titelauflagen bei Metzler: 1842.

(2) 1837: *Nathan* [Verlagsvertrag vom 1. Dezember 1835 + Nachtrag vom 4. Oktober 1838, Castle: Briefe (Anm. 4), S. 159f.; 2 Bde., publiziert 1836]; Seitenzahl: 451 (29 Bogen); Auflagenhöhe: 820 Ex.; Bogenhonorar: 20 fl.; Honorar: 570 fl.; Ausgaben ges.: 1147,32 fl.; Deckungsauflage: 365 Ex.; Kosten (Satz, Druck, Papier): 477,32 fl.; Verkaufspreise: 3,14 fl. + 4 "fl.; Einnahmen: 1957 fl.; Gewinn: 810 fl.; Restbestände: > Titelauflage bei Metzler [1842].

(3) 1838: *Neue Land & Seebilder* [Nebentitel für *Die deutsch-amerikanischen Wahlverwandtschaften* Theil 1-4; [vgl. Verlagsvertrag vom 16. Februar 1838 + Nachtrag vom 4. Oktober 1838, Castle: Briefe (Anm. 4), S. 162f.; 2 Bde., publiziert 1839/40]; gedr. nur Teil 3; unvollständig]; Seitenzahl: 475; Auflagenhöhe: 1250 Ex.; Bogenhonorar: [?]; Honorar: 1230 fl.; Ausgaben ges.: 2151,23 fl.; Deckungsauflage: 401 Ex.; Ko-

63 Vgl. die Informationen zu den vornehmlich verwendeten Währungen und ihrer gegenseitigen Verrechnung zu Beginn des Kapitels „VI. Dokumentation" am Schluß des Beitrags.

sten (Satz, Druck, Papier): 864,3 fl.; Verkaufspreise: 5,36 fl. (regulär) + 3,12 rt.; Einnahmen: 4288 fl.;[64] Gewinn: 2151,50 fl.; Restbestände: [?].

(4) 1839: *Die deutsch-amerikanischen Wahlverwandtschaften* [wahrscheinlich modifizierter Vertrag von 3; 3 Bde., publiziert 1839/40]; Seitenzahl: 1396 (88 Bogen); Auflagenhöhe: 1250 Ex.; Bogenhonorar: [?]; Honorar: 890 fl.; Ausgaben ges.: 1555,12 fl.; Deckungsauflage: 486 Ex.; Kosten (Satz, Druck, Papier): 620,12 fl.; Verkaufspreise: 3,20 fl. + 4,12 "fl. + 2,15 rt.; Einnahmen: 3069,34 fl.; Gewinn: 1514,22 fl.; Restbestände: [?].

(5) 1840 *Neue Land & Seebilder* IV. Band [Werkbezug unklar]; Seitenzahl: [?]; Auflagenhöhe: 1250 Ex.; Bogenhonorar: [?]; Honorar: 540 fl.; Ausgaben ges.: 959,50 fl.; Deckungsauflage: 453 Ex.; Kosten (Satz, Druck, Papier): 384,20 fl.; Verkaufspreise: 2,12 fl. (regulär) + 2,45 "fl. + 1,16 rt.; Einnahmen: 2084; Gewinn: 1124,50 fl.; Restbestände: [?].

(6) 1840 *Das Cajütenbuch oder nationale Charakteristiken* [Verlagsvertrag vom 26. September 1840, Castle: Briefe (Anm. 4), S. 165f.; 2 Bde., publiziert 1841]; Seitenzahl: 720 (45 Bogen); Auflagenhöhe: 1250 Ex.; Bogenhonorar: 3 Louisd'or = 30 Gulden; Honorar: 1350 fl. // [tatsächliche Kalkulation] Seitenzahl: 720 (45 Bogen); Auflagenhöhe: 1170 Ex.; Bogenhonorar: 3 Louisd'or = 30 Gulden; Honorar: 1350 fl.; Ausgaben ges.: 2256,58 fl.; Deckungsauflage: 442 Ex.; Kosten (Satz, Druck, Papier): 873,10 fl.; Verkaufspreis: 5,10 fl. + 2,24 "fl.[?] + 4.- rt.; Einnahmen: 4917.20 fl.; Gewinn: 2660,62 fl.; Restbestände: [?].

Bei der Auswertung dieser Unterlagen ist wie bei den Informationen zum Orell, Füßli & Cie.-Verlag zu bedenken, daß es sich um Vereinbarungen und Kalkulationen handelt, die von verlagsbuchhändlerischer Projektion ausgehen. Ob diese Projektionen sich in der literaturmarktlichen Realität bestätigt haben, kann nicht nachgewiesen werden, weil die entsprechenden Unterlagen des tatsächlichen geschäftlichen Verlaufs fehlen. Die vom Verleger angenommenen Zahlen lassen sich jedoch für des Autors Erfolg am Buchmarkt verwenden, da es in späteren Verhandlungstexten, welche die Geschäftsverbindungen von Sealsfield mit Baedeker[65] und Metzler regulieren, etliche Hinweise darauf gibt, daß beide Verlage mit dem Absatz von Sealsfields Büchern Schwierigkeiten haben. Ein weiteres Problem sind die drei verwendeten Reihentitel *Transatlantische Reiseskizzen*, *Lebensbilder aus beiden Hemisphären*, *Neue Land & Seebilder* und die den Leser eher verwirrende Zuordnung der Einzelbücher, mit denen sich weder der werbetechnisch schlecht beratene Autor noch die beiden Verlage, anschließend auch Metzler, einen verkaufsfördernden Gefallen getan haben.

---

[64] Nach den vorhandenen Unterlagen des Kalkulationsbuches stimmt die Relation von Ladenpreis zu Einnahmen nicht. Die Einnahmen werden zu hoch angesetzt.

[65] *Julius Theodor Baedeker* (1814-1880), Buchhändler und Verleger; Filialleiter von W. Langewiesche (Barmen), Leiter des Baedeker-Verlages (Essen), 1843 eigener Verlag (Elberfeld), 1846 Filiale (Iselohn), 1852 Übersiedlung nach Iserlohn.

Julius Theodor Baedeker (1814-1880)

Schultheß setzt also die von Orell, Füßli & Cie. begonnene Reihe *Lebensbilder aus beiden Hemisphären* fort, mit den Bänden IV *Pflanzerleben* (1836) und V *Die Farbigen* (1836), in einer geplanten Gesamtauflage von lediglich 800 Exemplaren. Beiden Romanen führen im Titel die zusätzliche Reihenbezeichnung *der transatlantischen Reiseskizzen*. Es folgt *Nathan* (1837) als *der Transatlantischen Reiseskizzen sechster Theil* bzw. der *Lebensbilder aus beiden Hemisphären, sechster Theil* mit 820 Ex. Unübersichtlich sind die Angaben zum Roman *Die deutsch-amerikanischen Wahlverwandtschaften* (1839/40) unter dem Obertitel *Neue Land- und Seebilder*, deren kalkulatorischen Umstände – wahrscheinlich wegen des erheblichen Werkumfangs – vom Verlag auf drei Berechnungsschritte verteilt werden: 1838, 1839 und 1840 mit jeweils einer Teilauflage von 1250 Ex. Die Zusammenarbeit endet mit dem Übereinkommen zum Roman *Das Kajütenbuch oder Nationale Charakteristiken* (1841), der in einer Auflage von 1170 Ex. erscheint Das ergibt innerhalb einer Publikationszeit von sechs Jahren die Gesamtbuchmenge von 6540 Exemplaren und ein Gesamthonorar von 5430 Gulden Zürcher Währung. Schultheß kalkuliert wie die Firma Orell, Füßli & Cie. eher am unteren Rand gängiger Auflagenhöhen, geht aber mit der Gesamtmengenplanung darüber hinaus. Vermutlich handelt es sich dabei um einen Abwerbungsschachzug. Seine Entscheidung kann aber auch der Überlegung gefolgt sein, daß Sealsfields Bücher auf Grund der Publikation beim Vorgängerverlag inzwischen größere Marktchancen haben.

Um Schultheß' Kalkulationen und den geschäftlichen Vorgang exemplarisch nachvollziehen zu können, soll versucht werden, die Zusammenhänge am Beispiel des Romans *Nathan, der Squatter-Regulator, oder der erste Amerikaner in Texas* (1837) vorzustellen, wohl wissend, das die folgenden Berechnungen auf Grund unvollständiger Geschäftsdaten mit Vorbehalt zu sehen sind und nur Grundsätzliches vermitteln können. Angesichts der überlieferten kaufmännischen Honorigkeit und Tüchtigkeit von Friedrich Schultheß, kann jedoch davon ausgegangen werden, daß die projizierten Faktoren denen der geschäftlichen Wirklichkeit entsprechen.

Schultheß vereinbart im Vertrag von 1835 eine Auflage von 800 Exemplaren, kalkuliert dann aber 1837 eine auf 820 Exemplare erhöhte Auflage und errechnet dafür eine Kostenposition von 1147,32 fl. (Satz, Druck, Papier, Werbung, Binden usw.), einschließlich der Autorhonorierung mit einem Bogenhonorar von 20 fl. (451 Seiten = 29 Bogen), was ein Gesamthonorar von 570 fl.[66] ergibt oder knapp 50% Anteil an den Gesamtkosten, auch bei Cottas Berechnungen ein durchaus durch

[66] Honorarbeispiele (nach Cotta): Freiligrath (1840ff.): *Gedichte* (jährlich aufgelegt) 1000-1200 fl. /Auflage (1250-1300 Ex.); Mörike (1837): *Gedichte*: 320 fl./1000 Ex.; Lenau (1837): *Gedichte*: 1000 fl./1100-1200 Ex.

schnittlicher Wert. Auf Grund der komplizierten Währungsverhältnisse, Verrechnungsumstände und des sich beständig ändernden Kaufkraftwertes sollen die folgenden Informationen veranschaulichen, wie die Höhe eines Honorars von 570 Gulden Zürcher Währung ungefähr einzuschätzen ist:[67]

> Honorar: 570 Gulden = 380 Taler = 11,372 Groschen; Preise: Durchschnittsladenpreis für ein Buch (1834): 2 ½ Taler = 50 Groschen; Lebensmittel (1831): 1 Schock Eier (60 Stück): 25 Groschen, 1 Pfund Rindfleisch: 2 Groschen 8 Pfennig; Löhne (1825): Tagelohn Zimmermann: 10 Groschen; Maurer: 8 Groschen; Wochenlohn Baumwollspinner 9 Fr (1852); Callico-Spinnerin 2,50 Fr.; Ausgaben/ Woche (1852): 2-3 Brote 2,05 Fr., Milch 0,40 Fr., Kaffee 0,08 Fr.

Dem Sollsatz von 1147,32 fl. stellt Schultheß einen Habensatz von 1957 fl. gegenüber. Rechnen wir hier aus Vereinfachungsgründen mit einem durchschnittlichen Ladenpreis von 3,14 fl., dann ergibt sich eine kalkulierte Deckungsauflage von 365 Exemplaren oder 46% der Gesamtauflage, eine geringere und damit riskantere Veranschlagung als bei Cotta mit 54% bei schöngeistigen Werken (1833-40).

Der Roman *Nathan* erscheint zur Michaelismesse 1837. Die Überprüfung der in den Meßkatalogen dieses Jahres angezeigten Publikationen des Schultheß-Verlages bestätigt, daß Sealsfields Roman eine dem Genre und dem Ladenpreis nach singuläre Veröffentlichung ist, deren publizistischer Kontext keinen Werbeffekt auslösen kann, im Gegenteil, eher bremsend wirkt:

Meßkatalog Leipzig Oster- und Michaelismesse 1837

> Corrodi, W. biblisches Liederbüchlein für Schule u. Haus. Eine Zugabe zu Ed. Dändliker „bibl. Spruchbüchlein". 2. Aufl. 16. Zürich, Schultheß, 1/24.
>
> Heer, Jak., method. Lehrbuch d. Denkrechnens, sowol im Kopfe mit Ziffern, für Volksschulen. 3. Thl, das Exempelbuch enthaltend. 1. Abthl. Gr. 8. Zürich, Schultheß. 3/8.
>
> Derselbe, Schlüssel zu den im Exempelbuch enthalt. Rechnungsbeispielen. gr. 8. Daselbst. 1/6.
>
> Heer, J. H., Religionsunterricht für die reifere Jugend u. zum Hausgebrauche für christl. Familien. Nach dem Tode des Verf. herausg. von Jak. Heer. 8. Zürich, Schultheß. 3/8.
>
> **Lebensbilder aus beiden Hemisphären. 6. Thl. – Nathan der Squatter=Regulator, oder: Der erste Amerikaner in Texas. Forts. der „transatlant. Reiseskizzen." Vom Verf. des „Legitimen" etc. 8. Zürich, Schultheß. br. 2 ½.**
>
> Mayor, M., von der radikalen Heilung der Brüche. Aus d. Französ. von J. Finsler. 8. Zürich, Schultheß, geh. 1/6.

---

[67] Umrechnung: 1 Taler = 1 4/5 Gulden Zürcher Währung = 30 Groschen; 1 Gulden Zürcher Währung = 1 3/5 Schweizer Franken = 0,6 Taler = 40 Schillinge.

Sammlung, officielle, der seit Abnahme der Verfassung vom J. 1831 erlassenen Gesetze, Beschlüsse u. Verordnungen des eigenössischen Standes Zürich. 4. Bd. 4. Heft. 8. 8. Zürich, Schultheß. ¼.

Schuler, Melch., Lesebuch für Schweizerkinder von 10 – 14 Jahren zum Schul- und Hausgebrauch. 1. Bdchn. I. Gleichnisse u. Erzählungen. II. Stoff zu Denk= und Schreibübungen. 8. Zürich, Schultheß. ½.

Dasselbe, 2. Bdchen. Vaterländ. Erzählungen. 8. Daselbst. ¼.

Ders, Geschichte u. Beschrb. des Landes Glarus. Ein Auszug aus der vollständ. Geschichte des Landes Glarus. Für die Jugend in Schule u. Haus. 8. Zürich, Schultheß. ½.

Zimmermann, R., Abrégé de l'histoire de la Suwisse surtout à l'usage des écoles. (III. Edit.) Traduit par Ch. Richon. 8. Zürich, Schulheß. 3/8.

Der Verkauf von Sealsfields Büchern, die in beiden Verlagen erschienen sind, verläuft unbefriedigend. Beide Unternehmen verfügen, gemessen an den Auflagenzahlen, über hohe Lagerbestände. Die Fakten dazu lassen sich aus der vertraglichen Absprache mit Julius Baedeker (Elberfeld) über eine Verwertungszeit für das *Kajütenbuch* bis Ende 1851 entnehmen.[68]

Ende der 1830er Jahre verändert Sealsfield seine Publikationsstrategie. Als Anlaß dafür können die folgenden Umstände angenommen werden. Infolge des Züriputsches am 6. September 1839 kommt es zu einem Umsturz der liberalen Regierung, ausgelöst durch den ‚Straußenhandel', und zur Einsetzung einer reaktionären Regierung. Sealsfield verliert den politischen Einfluß seiner liberalen Bekannten, darunter den für die liberale Verfassung von 1831 maßgeblich mitverantwortlichen Conrad Melchior Hirzel. Der Umschwung läßt ihn ferner befürchten, daß die weitere Verbreitung seiner konservativ-liberalen Botschaft unerwünscht ist, es zu Problemen mit seinem Verleger Friedrich Schultheß kommen und der schwache Buchabsatz noch mehr beeinträchtigt werden könnte. Die Gelegenheit scheint günstig, mit seinen Büchern die zum deutschen Literaturmarkt periphere Schweiz zu verlassen, erneut zu versuchen, einen deutschen Großverleger für sich zu interessieren und auf diesem Wege seine in verschiedenen Verlagen veröffentlichten Texte als *Gesammelte Werke* in einem Verlag zu arrondieren.

[68] Verlagsvertrag zwischen Julius Baedeker (Elberfeld) und der J. B. Metzlerschen Buchhandlung (Stuttgart) vom 19./27. September 1845 über die Aufnahme des „Cajütenbuchs" als Band 14 und 15 in die „Gesammelten Werke von Charles Sealsfield" bei der Metzlerschen Buchhandlung. In: *BA* (Anm. 5), S. 194-198; Heinrich Erhard an Sealsfield vom 24./28. September 1845. In: Ebd., S. 199-209; vgl. auch die Briefe: Ebd., S. 188f., 193-206, 209, 216.

Heinrich Erhard (1804-1874)

Vermutlich nimmt er Ende 1840, Anfang 1841 Verhandlungen mit der Metzlerschen Buchhandlung in Stuttgart auf, Cotta als Buchverleger aus den bekannten Gründen meidend.[69] Das herzoglich-württembergische Stuttgart steht im Ruf einer für Sealsfield attraktiven liberalen Anwendung der Zensurvorschriften, und die Metzlersche Buchhandlung gilt unter ihrem Inhaber Heinrich Erhard (1796-1873)[70] als technisch fortschrittlicher Verlag mit moderner Schnellpressenausstattung, der als erster mit spekulativen Massenauflagen auf den deutschen Literaturmarkt gegangen ist. Weil aber Orell, Füßli & Cie. offenbar auf seinem Vertragsrecht beharrt, kommt es 1841 zu komplizierten, nicht vollständig überlieferten Auseinandersetzungen zwischen dem Autor, Heinrich Erhard von der Metzlerschen Buchhandlung und den Züricher Verlegern. In deren Verlauf geht es vor allem darum, Vertragsrechte aufzulösen und Restbestände „loszukaufen",[71] zumal sämtliche für die *Gesammelten Werke* vorgesehenen Romane, bis auf *Süden und Norden* (Metzler, 1842f.), in den beiden Zürcher Verlagen erschienen sind.

Angesichts der in Branchenkreisen vermutlich kolportierten Verkaufsbilanzen beider Schweizer Verlage hätte der Geschäftsmann Heinrich Erhard eigentlich mißtrauisch werden und vorsichtig verhandeln wie kalkulieren müssen. Vermutlich aber ist es gerade dieser Umstand, der ihn zu der Annahme verleiten, mit der immer noch aktuellen politischen Thematik und dem Amerika-Thema könne man den großen Kundenkreis der Gebildeten in den deutschen Ländern erfolgreich ansprechen, zumal die Schweizer Editionen diesen Markt so gut wie gar nicht erreicht haben. Neben dem geschäftstaktischen Geschick des Autors und dessen Nachweis seiner Publikationen in durchaus namhaften Verlagen werden ihn auch die wohlwollend ausgefallenen Rezensionen in dieser Überlegung bestärkt haben. Ein weiteres Kalkül ist die mögliche Kostenersparnis durch Titelauflagen billig erworbener Restposten und Druckstöcke sowie das Vermeiden von Neusatz durch Nachdruck.

---

[69] Reinhard Wittmann: *Ein Verlag und seine Geschichte. Dreihundert Jahre J. B. Metzler Stuttgart.* Stuttgart: Metzler, 1982.

[70] *Heinrich Erhard* (1796-1873), Verleger und Standespolitiker. Erhard richtet als Leiter der Metzlerschen Buchhandlung (Stuttgart) eine Druckerei, Schriftgießerei und Stempeldruckerei ein und erweitert das Sortiment. Der Standespolitiker fungiert als Vorsteher des Vereins der Buchhändler (Stuttgart) und wird 1843 für drei Jahre zum Ersten Vorsteher des Börsenvereins gewählt. Als Mitbegründer eines privaten Handelsvereins (1843) wird er 1855 zum Vertreter der Fabrikanten in die Stuttgarter Handels- und Gewerbekammer berufen. Daneben befördert er den württembergischen Eisenbhanbau und wird Richter am Handelsgericht (Stuttgart).

[71] Sealsfield an Heinrich Erhard vom 30. August 1841. In: *BA* (Anm. 5), S. 166.

Den nun folgenden Verträgen mit der Metzlerschen Buchhandlung und auch mit Julius Baedeker (Elberfeld) lassen sich Umstände entnehmen, die die Geschäftsbeziehungen zu Orell, Füßli & Cie. sowie zu Friedrich Schultheß beleuchten. Der eine betrifft die geschäftliche Redlichkeit beider Verlage gegenüber Sealsfield. Besonders in den Verträgen mit Metzler definiert der Text überpräzise die Kontrollmöglichkeiten des Autors im Hinblick auf unzulässigen Mehrdruck, manipulierte Auflagen-, Verkaufs- und Einnahmenzahlen.[72] Im Umkehrschluss bedeuten diese Maßnahmen, daß Sealsfield, inzwischen hochgradig mißtrauisch, offenbar auch von Schultheß hintergangen worden ist.

Teil der Vereinbarung ist die Übernahme der Lagerbestände von Schultheß, die Sealsfield selbst nach zehn Jahren Verkaufszeit noch annimmt.[73] Ein solcher Restpostenhandel gilt auch für die Verträge mit der Metzlerschen Buchhandlung. In beiden Abkommen von 1841 und 1842 über eine Edition der *Lebensbilder aus der westlichen Hemisphäre* in fünf Bänden, wahrscheinlich eine Kombination aus Titel- und Nachdruckauflage, sollen – so heißt es 1841 – die Restbestände der Schultheß-Edition (5. und 6. Band) übernommen werden, „sofern dieser Vorrath nicht über etliche und sechzig Exemplare beträgt“ (1841). Ein Jahr später wird die Zahl nach oben korrigiert: der Verlag habe „den Rest […] der ersten Auflage der *Lebensbilder aus beiden Hemisphären* 4r, 5r, 6r Band sofort ebenfalls zu kaufen, sofern dieser Vorräthe nicht über 180 Exemplare betragen“.[74] Diese Mengenangabe entpuppt sich nach drei Jahren als Annahme mit falsch eingeschätzten Verkaufszahlen, denn 1845 teilt Heinrich Erhard mit, daß er sich für den Druck der zweiten Auflage der *Lebensbilder* entschlossen habe, „die Bände 3 bis 5 gleich anzuschließen, u die bedeutenden Vorräthe von Band 4 bis 6 von Schultheß anzukaufen, deren Zahl sich, sowie Bd. 3 u der Transatlant. Reiseskizzen bei Orells, bei der Übernahme noch bedeutender herausstellte, als Sie angegeben hatten.“[75]

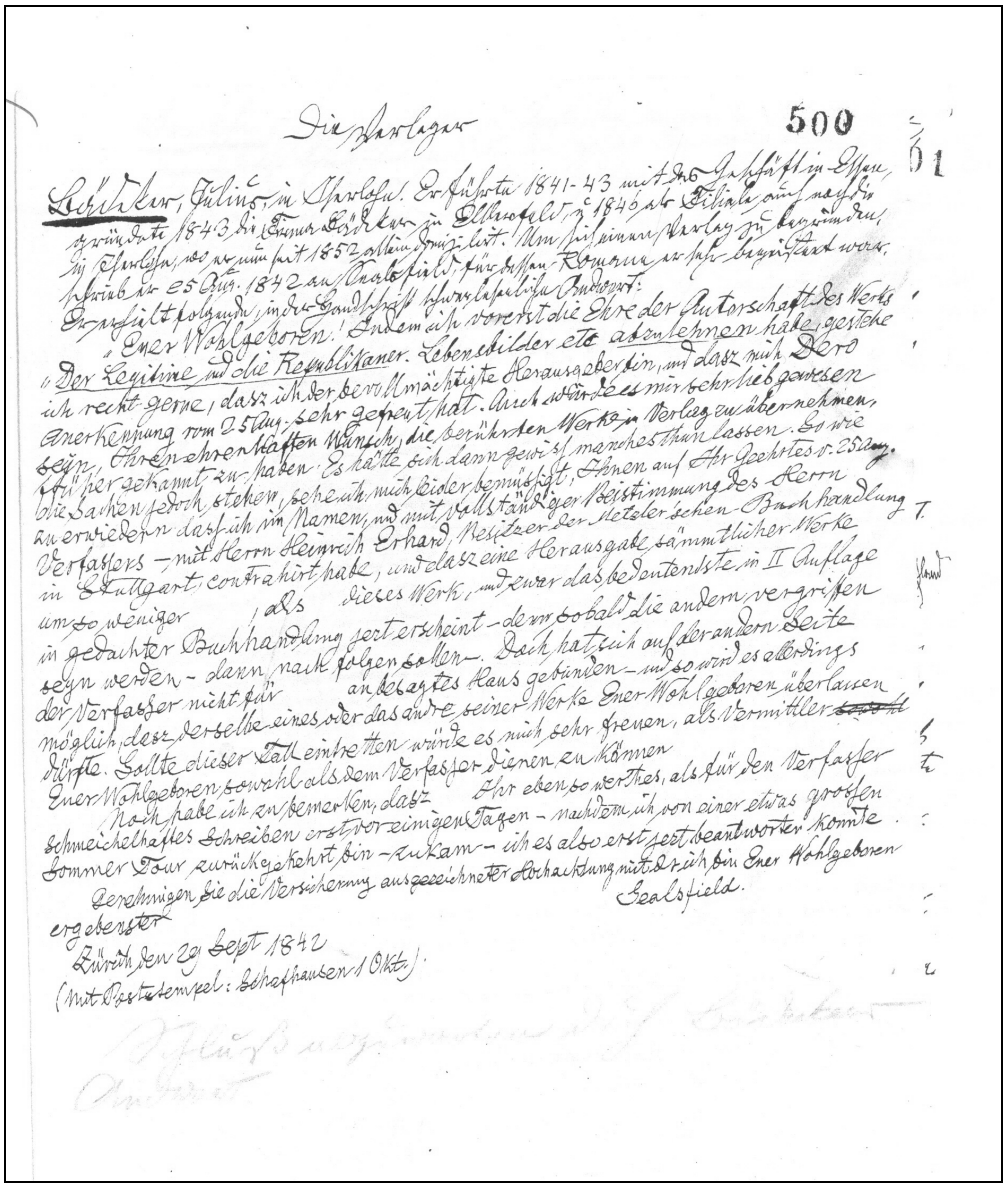
---

72 Verlagsvertrag zwischen Sealsfield und Heinrich Erhard vom 3. September 1841. In: *BA* (Anm. 5), S. 169.

73 Verlagsvertrag zwischen Sealsfield und Julius Baedeker (Elberfeld) vom 13./18. August 1844. In: *BA* (Anm. 5), S. 188f.

74 Verlagsvertrag zwischen Sealsfield und Heinrich Erhard vom 3. September 1841 zur Edition der „Lebensbilder aus den westlichen Hemisphären[,] in fünf Bänden“ (vermutlich ein kostensparender Nachdruck). In: *BA* (Anm. 5), S. 168-170, 169; Verlagsvertrag zwischen Sealsfield und Heinrich Erhard (Metzlersche Buchhandlung) vom 13./16. August 1842. Ebd., S. 179; Verlagsvertrag zwischen Sealsfield und Heinrich Erhard (Metzlersche Buchhandlung) vom 1./4. September 1845. Ebd., S. 193f.

75 Heinrich Erhard an Sealsfield vom 24./28. September 1845. In: *BA* (Anm. 5), S. 199-209.



Charles Sealsfield (Solothurn) an Karl Maria Kertbeny vom 26. September 1860

Die Verleger
Bädeker, Julius, in Iserlohn. Er führte 1841-43 mit das Geschäft in Essen, gründete 1843 die Firma Bädeker in Elberfeld, u 1846 als Filiale auch noch die in Iserlohn, wo er nun seit 1852 allein domiziliert ist. Um sich einen Verlag zu begründen, schrieb er 25 Aug. 1842 an Sealsfield, für dessen Romane er sehr begeistert war. Er erhielt folgende, in der Handschrift schwer leserliche Antwort:
Euer Wohlgeboren! Indem ich voerst die Ehre der Autorschaft des Werks Der Legitime und die Republikaner, Lebensbilder etc. abzulehnen habe, gestehe ich recht gerne, dasz ich der bevollmächtigte Herausgeber bin, und dasz mich Dero Anerkennung vom 25. Aug. sehr gefreut hat. Auch würde es mir lieb gewesen seyn, Ihren ehrenhaften Wunsch, die berührten Werke in Verlag zu übernehmen, früher gekannt zu haben. Es hätte sich dann gewiss manches thun lassen. So wie die Sachen jedoch stehen, sehe ich mich leider bemüssigt, Ihnen auf Ihr Geehrtes v. 25 Aug. zu erwiedern, daß ich im Namen, und mit vollständiger Beistimmung des Herrn Verfassers – mit Herrn Heinrich Erhard, Besitzer der Metzler'schen Buchhandlung in Stuttgart, contrahirt habe, und dasz eine Herausgabe sämmtlicher Werke um so weniger [Kertbenys Auslassung], als dieses Werk, und zwar das bedeutendste in II Auflage in gedachter Buchhandlung jetzt erscheint – denn sobald die andern vergriffen seyn werden – dann nachfolgen sollen. Doch hat sich auf der andern Seite der Verfasser nicht für [Kertbenys Auslassung] an besagtes Haus gebunden – und so wird es allerdings möglich, dasz derselbe eines oder das andre seiner Werke Euer Wohlgeboren überlassen dürfte. Sollte dieser Fall eintretten würde es mich sehr freuen, als Vermittler [(sowohl), Streichung Kertbenys Euer Wohlgeboren sowohl als dem Verfasser dienen zu können.
Noch habe ich zu bemerken, dasz Ihr ebenso werthes, als für den Verfasser schmeichelhaftes Schreiben erst vor einigen Tagen – nachdem ich von einer etwas grossen Sommer Tour zurückgekehrt bin – zukam – ich es also erst jetzt beantworten konnte.
Genehmigen Sie die Versicherung ausgezeichneter Hochachtung mit der ich bin
Euer Wohlgeboren ergebenster Sealsfield
Zürich den 29 Sept 1842
(Mit Poststempel: Schafhausen 1 Okt.)

Charles Sealsfield an Julius Baedeker, vom 29. September 1829

Geht man nun davon aus, daß sich für die Metzlersche Buchhandlung eine Titelauflage des *Nathan* vermutlich erst ab 200 Exemplaren lohnt, ergibt sich für Schultheß im Zeitraum von acht Jahren eine verkaufte Buchmenge von rd. 621 Bänden, d. h. ein Absatz von 78 Exemplaren/Geschäftsjahr, was in der Tat späteren Äußerungen des Verlegers entspricht. Für den Gewinn des Verlegers bedeutet dies, daß er lediglich rd. 90 Bücher mit Nettogewinn verkauft und eine erhebliche Reduzierung des kalkulierten Gesamtprofits in Kauf genommen hat. Nimmt man weiterhin an, daß Schultheß die vereinbarten 570 fl. Honorar nach umgehend erfolgter kompletter Drucklegung vollständig ausgezahlt hat, dann entsteht per Saldo ein Geschäftsminus von 376 fl. zuzüglich Zinsverlust, Lagerkosten u. a.

Die folgende in den Unterlagen von Karl Maria Kertbeny (Kertbeny Archiv, Budapest) gefundene Abschrift eines Schreibens von Sealsfield an Baedeker vom 29. September 1842 fügt den komplizierten Gesprächen zwischen Sealsfield, Baedeker und Erhard weitere irritierende Facetten hinzu, deren Glaubwürdigkeit Kertbenys Kopiersorgfalt voraussetzt:[76]

Der klug gewordene Friedrich Schultheß, vermutlich insgeheim froh, als er die Restbestände seiner geschäftlich marginalen Fehlinvestition an Metzler abstoßen kann und nicht durch Makulieren als totalen Verlust notieren muß, hat wohl geahnt, daß auch Sealsfields Handel mit Heinrich Erhard nicht erfolgreich verlaufen wird. Im Jahre 1857 scheint auch Sealsfield rückblickend von seinem selbst propagierten Autorenerfolg nicht mehr überzeugt zu sein. Auf eine sich vergewissernde Rückfrage bei Schultheß teilt ihm dieser „ganz offen" seine „buchhändlerische Ansicht" mit. Das Branchengespräch habe ihn und seine eigene Fehlentscheidung von „vor 20 Jahren" bestätigt:

> Ihre Schriften sind für das gebildete, nachdenkende Publicum geschrieben u immer für dieses genießbar. Diejenigen Buchhändler, wie Metzler, welche meynten große Auflagen davon absetzen zu können, haben die Sache nicht überlegt u mit Volksschriftstellern verwechselt.
>
> Mehr als 800 – 1250 Expl. höchstens sind von solchen Schriften nicht abzusetzen, denn wie gesagt, nur Gebildete lesen sie u viele von diesen in Lesezirkeln, Leihbibliotheken u. s. w.
>
> Metzler hat, so viel ich weiß, an der Gesammtausgabe eine große Summe verloren: theils durch eigene Schuld, weil er den Unterschied nicht ins Auge faßte, der

[76] Das Dokument hat freundlicherweise Walter Grünzweig für die Publikation zur Verfügung gestellt (Kertbeny Nachlaß Oct. Germ. in der Ungarischen Nationalbibliothek, Budapest). – *Karl Maria (Benkert) Kertbeny* (1824-1882), österreichischer Journalist, Schriftsteller, Übersetzer und Menschenrechtler, u. a. enge Beziehung zu Charles Sealsfield; initiierte die öffentliche Debatte über Homosexualität und prägte die einschläigen Bezeichnungen (1868).

> zwischen Ihren Werken u den Schriften eines Walter Scott, W. Irving u. s. w. liegt, die den den Absatz aller belletristischen Literatur zu Boden warf. Jetzt scheinen die Werke fast vergessen, so daß von den Land- und Seebildern seit 1850 nur noch 15 Explre abgesetzt wurden.[77]

Friedrich Schultheß' Einschätzung ist die professionelle Analyse eines erfahrenen Verlegers. Sealsfield hat dessen Urteil als eine Art Vermächtnis akzeptiert.

V. Nachbemerkung

Es gibt in Sealsfields Korrespondenz und in seinen Vorworten zu den Romanen eine Reihe von persönlichen Äußerungen, die belegen, wie hartnäckig der Autor an der für sich selbst definierten Überzeugung vom trans- und cislatlantischen Literatenerfolg festhält und die gegenteilige Buchmarktrealität eher widerstrebend versteht und anerkennt.

Auch wenn er wahrscheinlich nicht genau informiert ist, wohl aber ahnen muß, daß der Verkauf seiner Publikationen aus den den Zürcher Verlagen und der Metzlerschen Buchhandlung weder in den deutschsprachigen Ländern noch in den USA ein Erfolg gewesen ist, renommiert er im Vorwort zu seinen *Gesammelten Werke* (1845/47) mit der großen Popularität in den Vereinigten Staaten, wo die Romane „sich das Bürgerrecht mit Einemmale erworben" haben und „in den Händen nicht bloss von Tausenden, sondern von Hunderttausenden Bürgern der Vereinigten Staaten" und darum deren „Lieblings-Lektüre" seien.[78] Sealsfields Angaben zu einer solch breiten Zirkulation seiner Romane *nationwide* sind eine, im Einverständnis mit dem Verleger publizierte kühne Behauptung, eine reine Werbemaßnahme, deren Aussage nicht überprüfbar ist, weil es zu dieser Zeit keine systematischen Erhebungen zum Leseverhalten gibt. Und noch 1854 behauptet er, daß seine „Schriften in allen Staats und größeren Stadtbibliotheken in den Catalogen aufgeführt sind – in Washington Philadelphia New York New Orleans – und zwar wohlgemerkt die deutsche wohlfeile Auflage 14 Bände," muß aber für die Gegenwart konzedieren, er sei „für jetzt […] jedoch bei dem großen Haufen rein vergessen".[79] Mit diesem Urteil zur Verbreitung seiner Bücher in den USA zeigt Sealsfield, daß er den Zusammenhang von Buchpräsenz in Bibliotheksbeständen und Leserzuwendung zunehmend realistisch einschätzt, sein nicht genügend differenziertes Urteil über die begrenzte Attraktivität seiner Texte jedoch beibehält.

---

[77] Friedrich Schultheß an Sealsfield vom 23. Juli 1857. In: *BA* (Anm. 5), S. 305.

[78] Charles Sealsfield: Vorwort. In: C. S.: *Gesammelte Werke*. Stuttgart: Metzler, 1845/47. Bd. 1. S. XIf.

[79] Sealsfield an Heinrich Erhard vom 17. Juli 1854. In: *BA* (Anm. 5), S. 294-297.

Für den deutschen Markt beruhigt sich der Autor selbst angesichts Heinrich Erhards Befürchtung eines öffentlichen Desinteresses an der Metzlerschen Edition der *Gesammelten Werken* durch die Bemerkung von 1847, die Zurückhaltung der Rezensenten sei Ausdruck von Neid. Sie können „glücklicherweise […] nicht mehr viel schaden – die Werke haben sich zum Theil Bahn gebrochen […]."[80] Allerdings schon kurze Zeit später, 1849 und 1850, nachdem der letzte Band erschienen ist, wiederholt Sealsfield in zwei Briefen an die Verleger Heinrich Erhard und Friedrich Schultheß die von ersterem ihm mitgeteilten negativen Erfahrungen mit dem Buchabsatz. Künftige 'Verlagsgeschäfte' seien zu verschieben,[81] denn die „Buchhändler Messen von 1848-1849 sind kläglich ausgefallen", die Metzlersche Verlagsbuchhandlung habe mit „großen Verlusten" zu kämpfen, „es sei an einen künftigen Absatz der Octav Ausgabe nicht zu denken".[82] Und noch in seinem Beitragskonzept für die Brockhaus-Enzyklopädie von 1854 vermag er die ihm inzwischen bewusst gewordene Selbsttäuschung als Erfolgsautor öffentlich nicht zu korrigieren, wiewohl die Perfektkonstruktion ein indirekter Hinweis auf diese ist: „Das deutsche Volk hat die Schriften des Verfassers der Lebensbilder so wahrhaft gastfreundlich und gütig aufgenommen […]."[83]

Seiner insgesamt zu optimistischen Einschätzung widerspricht wiederum die marginale Stellung im Lesebetrieb der deutschen Leihbibliotheken zwischen 1834 und 1846.[84] In Einrichtungen von Hessen-Kassel (1753-1866) führen nur drei seine Schriften im Bestand: Elwert/Marburg 1847: 17 Bde./2. Stelle; Edler/Hanau 1847: 21. Bde./38. Stelle; Schuster & Zimmermann/Hersfeld 1842.[85] Die Auswertung von

---

80 Sealsfield an Heinrich Erhard vom August 1847. In: Ebd., S. 215f.

81 Sealsfield an Heinrich Erhard vom 21. November 1849. In: Ebd., S. 235.

82 Sealsfield an Heinrich Erhard vom 7. September 1850. In: Ebd., S. 251.

83 Sealslsfield an Brockhaus vom 21. Juni 1854. In: Ebd., S. 289ff.

84 Wittmann: *Geschichte* (Anm. 9). Darin: „Der Buchhandel zwischen Wiener Kongreß und Märzrevolution", S. 218-256; Georg Jäger/Valeska Rudek: *Die deutschen Leihbibliotheken zwischen 1860 und 1914/18*. In: *Zur Sozialgeschichte der deutschen Literatur im 19. Jahrhundert. Einzelstudien* Teil II. Hrsg. im Auftrag der Münchener Forschungsgruppe „Sozialgeschichte der deutschen Literatur 1770-1900" von Monika Dimpfl und Georg Jäger. Tübingen: Niemeyer, 1990 (*Studien und Texte zur Sozialgeschichte der Literatur*; 28), S. 228ff.; Georg Jäger: *Die deutsche Leihbibliothek im 19. Jahrhundert. Verbreitung-Organisation-Verfall.* In: *Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur* 2 (1977), S. 106ff.; Alberto Martino: *Die deutsche Leihbibliothek. Geschichte einer literarischen Institution (1756-1914)*. Wiesbaden: Harrassowitz, 1960.

85 Thomas Sirges: *Die Bedeutung der Leihbibliothek für die Lesekultur in Hessen-Kassel. 1753-1866*. Tübingen: Niemeyer, 1994 (*Studien und Texte zur Sozialgeschichte der Literatur*; 42), S. 193, 199, 213.

Katalogen aus Bamberg, Berlin, Hannover, Oldenburg, Straßburg und Wien für die Jahre 1860-1914 durch Jäger und Rudek zeigt, daß Sealsfield weder zu den jeweils dreißig ersten Autoren noch zu den Erfolgsautoren gehört.[86] Das *Handbuch der Leihbibliotheken oder Anleitung zur Bearbeitung eines Catalogs* […] (1833) der Marx'schen Buchhandlung in Karlsruhe und Baden führt 16.875 Titel ohne ein Werk von Sealsfield auf. Auch der Katalog von 1847/48 notiert negativ, während die Ausgabe von 1851 die Romane *Süden und Norden* und *Das Cajütenbuch*, die nächste von 1856 nur noch *Süden und Norden* nennt.[87] In den sozialdemokratischen und freigewerkschaftlichen Bibliotheken 1908-1914 nimmt Sealsfield mit einem Band und 32 Ausleihungen die 76. Position von insgesamt 81 ein, die erste Friedrich Gerstäcker mit 576 Bänden und 9.856 Ausleihen.[88] Die umfangreiche Erhebung und Analyse von Martino zu den deutschen Leihbibliotheken 1844-1900 weist nach, daß Sealsfield in nur elf Einrichtungen mit durchschnittlich 22 Bänden vertreten ist. In den statistischen Extrapolierungen jeweils bestimmter Büchereien wird Sealsfield lediglich in zwei Übersichten den Erfolgsautoren zugeordnet: einmal 1838-1848 in 23 Bibliotheken (Bestände unter 5.000 Bänden) mit 85 Büchern auf Position 86 (von 100; Nr. 1: Scott – 1807 Bände; Nr. 7: Cooper – 1.138 Bände), zum andern 1832-1848 in 11 Bibliotheken (Bestände zwischen 5.000 und 10.000 Bänden) mit ebenfalls 85 Büchern auf Position 62 (von 100; Nr. 1: Scott – 1.213 Bände; Nr. 5: Cooper – 660 Bände).[89] Die ohnehin bescheidene Buchmenge Sealsfieldscher Werke in den Leihbüchereien und – so ist zu vermuten – auch in den Buchbeständen der Lesegesellschaften[90] wird aus Gründen des Geschmackswandels wohl kaum noch ausgeliehen. Sie ver-

---

86 Jäger/Rudek: *Leihbibliotheken* (Anm. 84), S. 234ff., 252ff.

87 *Handbuch für Leih-Bibliotheken oder Anleitung zur Bearbeitung eines Catalogs sowohl nach den Verfassern als nach den Titeln. Karlsruhe und Baden*, 1833. In: *Die Leihbibliothek der Goethezeit. Exemplarische Kataloge zwischen 1790 und 1830*. Hrsg. mit einem Aufsatz zur Geschichte der Leihbibliotheken im 18. und 19. Jahrhundert von Georg Jäger, Alberto Martino und Reinhard Wittmann. Hildesheim: Gerstenberg, 1979 (*Texte zum literarischen Leben um 1800*; 6), S. 97-455; *Catalog der deutschen Leih-Bibliothek von D. R. Marx Baden-Baden*. o. O., o. J. [ca. 1847/48]; *Catalog der deutschen Leih-Bibliothek der Buch-, Kunst- & Musikalien-Handlung von D. R. Marx. Baden-Baden*; daß. 1851, S. 47; daß., 1856, S. 48.

88 Martino: *Leihbibliothek* (Anm. 84), S. 543-545.

89 Ebd., S. 218f., 286f.

90 Für eine Beschreibung der Verbreitung von Sealsfields Werken sind bislang weder die Dokumentationen deutscher Lesegesellschaften noch der weiteren europäischen beachtet worden, vor allem auch der österreichischen wie schweizerischen. Vgl. u. a. Martin Bachmann: *Lektüre, Politik und Bildung. Die schweizerische Lesegesellschaft des 19. Jahrhunderts unter besonderer Berücksichtigung des Kantons Zürich*. Bern: Lang, 1993 (*Geist und Werk der Zeiten*; 81); Marlies Raffler: *Bürgerliche Lesekultur im Vormärz. Der Leseverein am Johanneum in Graz (1819-1871)*. Frankfurt am Main: Lang, 1993 (*Rechts- und Sozialwissenschaftliche Reihe*; 6).

bleiben zwar im Angebot, aber der ohnehin schmale Bestand verschleißt allmählich und wird sukzessive ausgemustert. Vor diesem Hintergrund kann zumindest teilweise die Begründung dafür gefunden werden, warum der Absatz seiner Bücher stagniert, neue Werke und Neuauflagen von Verlegern abgelehnt werden.

Die Ursachen dafür sind grundsätzlich im Bedingungsfeld von seiner Persönlichkeit und dem biographisch besonderen Schicksal, dem literarästhetischem und thematischem Schreibanspruch, den Literaturmarktveränderungen und dem Geschmackswandel sowie den für *seine* literarisch gestaltete Weltsicht befristet günstigen gesellschaftspolitischen Umständen der Vormärzzeit zu suchen. Sämtliche Verlage von Cotta – vermutlich auch Carey, Lea & Carey – über John Murray, Simpkin & Marshall, Hurst, Chance & Co, Orell, Füßli & Cie., Friedrich Schultheß und die Metzlersche Buchhandlung haben mit des Autors Werke durch Fehleinschätzung von Lesererwartung und Markterfolg offenkundig falsch kalkuliert und Verlustgeschäfte gemacht. Der dazu im Kontrast stehende literarkritisch günstige Zuspruch ist vor allem der Würdigung durch zeitgenössische Intellektuelle aus dem liberalen Lager geschuldet und steht im Gegensatz zum Desinteresse der breiten Leserschaft. Friedrich Schultheß' verlegerphilosophisches Bekenntnis aus dem Jahre 1838 umreißt grundsätzlich das, woran es dem Autor und den mit ihm zusammenarbeitenden Verlagsbuchhändlern gemangelt hat. Der Verleger habe, konstatiert er nach siebzehn Jahren Branchenerfahrung, wenn er erfolgreich sein wolle, über „Verständnis der Zeit, Menschenkenntnis und Literaturkenntnis und einen gewissen […] Instinkt" zu verfügen, wenn er nicht seine Existenz aufs Spiel setzen wolle.[91]

Eine dieser lebensklugen Feststellung entsprechende Einsicht Sealsfields sucht man bei letzterem vergeblich. Stattdessen zeigt die Auseinandersetzung mit den verschiedenen Unterlagen zu des Autors sowie seiner Verleger Geschäftsgebaren und zum Verkaufserfolg, daß die folgenden Umstände seinen literarischen Erfolg beeinträchtigt haben:

> Die komplizierte soziokulturelle Herkunft und Biographie des Autors generieren ein anzunehmendes mißtrauisch-hermetisches Agieren und überhöhtes Selbstwertgefühl als Voraussetzungen ungünstiger Verhaltensweisen im Autor-/Verleger- und Literaturmarktverhältnis.
>
> Der begrenzte Publikumszuspruch kann als Funktion von Sealsfields Distanz zu Verlegern wie seiner Fehlseinschätzung des Literaturmarktes, von fehlender lektorierender Beratung, von seinem Desinteresse an Werbemaßnahmen zur Vermarktung und seinem Festhalten am Schreibkonzept erklären werden.
>
> Seine Publikationsstrategie, der vorzüglich schriftliche Kontakt zu Großverlegern im Kernraum des deutschen Literaturmarktes und des persönlichen Kontaktes zu zwangsläufig gewählten Kleinverlegern ohne Belletristikerfahrung an dessen Peri-

[91] Albers-Schönberg/Homburger/Reiser: *Schulthess* (Anm. 45), S. 56f.

pherie, ist wohl als Folge der Existenzabsicherung zu verstehen, wirkt sich aber negativ auf die beabsichtigte Öffentlichkeitswirkung seiner Bücher aus.

Aus diesen vorläufigen Erkenntnissen ergeben sich u. a. diese Fragen, denen sich die Rezeptionsforschung zuwenden sollte:

Grundlegender Auftrag ist die Verbreiterung der Materiallage, d. h. die Suche nach Dokumenten, welche zur Klärung der Verlagsbeziehungen wie rezeptionsgeschichtliche Größenordnung auf dem Literaturmarkt seiner und der späteren Zeit beitragen. Dazu zählen auch Nachweise zum Werbeaufwand der Verlage (Rezensionen, Annoncen in Büchern, Verlagskatalogen, Periodika und den Leipziger Meßkatalogen, Kommissionäraktionen in anderen Ländern etc.) und zur Käufer- und Leserklientel (regionale Verteilung, Intellektualität, Sozialstatus, Nutzer von Leihbibliotheken, Lesegesellschaften und vergleichbaren Einrichtungen).

Für die Auswertung solcher Unterlagen sind die dichotome Rezeption durch Intellektuelle (Insiderkenntnis der Gebildeten) und die allgemeine Leseröffentlichkeit zu berücksichtigen, die Zirkulationswirklichkeit verfälschenden Erfolgsmeldungen des Autors sowie wiederum deren Auswirkung auf das Verlegerverhalten und die rezeptionsgeschichtliche Einschätzungen durch die Forschung angemessen einzuschätzen.

Auf die Lebenskonzeption von Literaten übt der Funktionszusammenhangs von finanziellem Potential, kontinuierlichen Reiseaktivitäten sowie Textthematik und Publikationsintention nachhaltigen Einfluß aus. Das gilt in besonderer Weise für Sealsfield. Insofern ist es nicht nur biographisch interessant, wenn geklärt wird, welche finanziellen Resourcen die besondere Existenzform des Autors als politischer Flüchtling und Amerikareisender initiiert hat, sein lebenslang begrenztes Honoraraufkommen ein kostenaufwendiges Reiseleben und den Erwerb von Grundbesitz ermöglicht, letztlich die Autorexistenz in ökonomischer Unabhängigkeit gestattet hat.

VI. Dokumentation

Die folgende Übersicht dokumentiert die Kalkulationen des Friedrich Schultheß-Verlages für Charles Sealsfields Romanveröffentlichungen zwischen 1836 und 1841. Grundlage ist das *Calculationsbuch 1836-1847* (Archiv des Schultheß-Verlages). Vergleicht man die bei Schultheß erschienenen Titel mit den Auszügen aus dem Kalkulationsbuch, dann fällt auf, daß wahrscheinlich nicht sämtliche Eintragungen zu Sealsfield erfaßt worden sind.

Die Buchhaltung Zürcher Kaufleute erfolgt zu dieser Zeit in Gulden und Schilling. Folgende Währungsabkürzungen werden verwendet: fl. = Gulden Zürcher Währung ([10]fl. oder (10)fl.; 1 fl. = 40 Schilling); [11]fl., (11)fl. oder "fl. = Gulden Reichswährung (Währungskürzel: 11fl. = 60 Kr.); kr, +, x = Kreuzer; ß = Schilling; rt = Reichtaler; gr = Groschen. Die unterschiedliche Guldenmarkierung ergibt sich aus dem unterschiedlichen ‚Münzgewicht' im Verhältnis zu dem etwas ‚schwereren' Zürcher Gulden (10 Zürcher Gulden = 11 Gulden Reichswährung).[92] In der Buchhaltungspraxis wird lediglich der Gulden Reichswährung durch zwei voran- und hochgestellte Striche markiert. Für die Währungsverhältnisse, auf dem Gulden basierend, ergibt sich folgende Systematik: 1 Gulden (fl.) = 40 Schilling (ß) = 480 Haller (h, hlr); 1 Gulden (fl.) = 60 Kreuzer (kr, +, x); 1 Schilling = 12 Haller; 1 Kreuzer = 8 Haller. Der Hinweis innerhalb der Rechnungsübersichten auf ein Debitorenbuch (Ausgabenbuch) und die jeweils entsprechende Seite konnte nicht überprüft werden, weil die Unterlage nicht zur Verfügung stand.

1836. Lebensbilder aus beiden Hemisphären
IV. V. Band 800 Explre [*Pflanzerleben*, *Die Farbigen*]

		Ausgaben	*Einnahmen*
Satz Druck & Papier	*f*	*770 12*	
Broschüre[93]		*80 "*	
Honorar, 42 ½ Bogen		*850 "*	
Verkauf v. 20 Explrn à f 4,28 ß			*94 "*
" " 780 " " "f 3,44 kr netto			*2648 "*

[92] Die Umstellung der beiden Guldenarten auf die einheitliche Währung Schweizer Franken erfolgt 1850/51.

[93] Lieferung nicht in Planobögen, sondern in vorgehefteten Buchblöcken.

1837 Lebensbilder aus beiden Hemisphären VI Bd [*Nathan*]

	Ausgaben	*Einnahmen*
Ordin[ärer] *P.*[reis] *rt 2.12 g*[94] *"f 4. –* [95] *Verkaufspreis f 3.14 ß.*[96] *820 Explr.*		
Satz Druck & Papier laut Deb^to 274.[97]	*477 32*	
Honorar	*570 „*	
Broschüre	*80 „*	
Inserate	*20 „*	
	1147 32	
Verkauf v. 20 Explrn à f 3,14 ß. [98]		*67*
„ „ 780 „ „ "f 2,40 kr netto [99]		*1890*
		1957

94 „Ordinärer Preis“: buchhandelsinterner Verrechnungspreis, liegt üblicherweise zwischen dem Nettopreis und dem Ladenpreis. Die Bezahlung erfolgt nicht umgehend in bar, sondern auf Rechnung mit unterschiedlichen Zahlungsfristen, meist von Messe zu Messe, festgelegt je nach Kulanz.

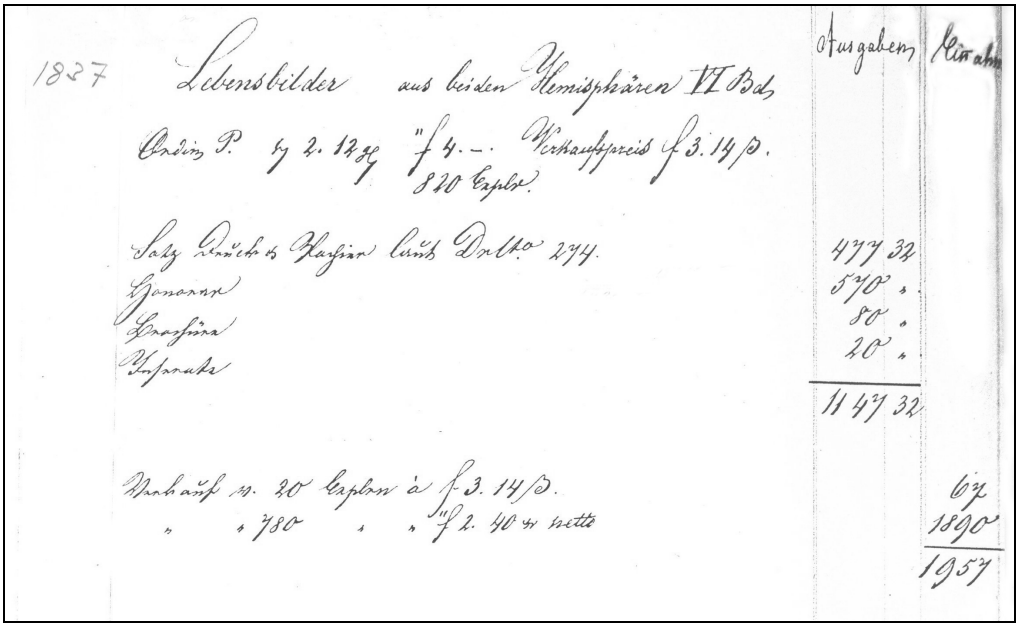
95 Vermutlich tatsächlicher Ladenpreis, der eingesetzt wird, wenn der Verkauf nicht zufriedenstellend verläuft.

96 Ladenverkaufspreis.

97 *Debito*: Verbindlichkeit, Schuld; Hinweis auf die Seite (Blatt) eines Ausgabenbuches.

98 Buchpreis für den geschäftsinternen Verkauf.

99 Nettobuchhandelspreis für die Weitergabe an den Sortimenthandel, rabattiert mit 23,6% zuzüglich Portokosten. Dabei handelt es sich in der Regel um einen Barpreis, d. h. die Bezahlung muß umgehend erfolgen.



1837 Lebensbilder aus beiden Hemisphären VI Bd.

Ordin P. rt 2. 12 gg "f 4.–. Verkaufspreis f 3. 14 ß.
820 Explr.

	Ausgaben	Einnahmen
Satz Druck & Papier laut Debt° 274.	477 32	
Honorar	570 "	
Brochüre	80 "	
Inserate	20 "	
	1147 32	
Verkauf v. 20 Explrn à f 3. 14 ß.		67
" " 780 " " "f 2. 40 sr netto		1890
		1957

1838 Sealsfield Neue Land- & Seebilder
I. II^r Bd 41 Lagen 1250 Explre [*Rambleton*]

	Ausgaben		Einnahmen
Preis rt 3.12 g f 5.36 g ordin Verkaufspreis f 4.28 ß		ß.	
Satz Druck & Papier laut Debt° fol° 350.	864.	3	
Honorar	1230	"	
Heften à f 1.20 ß pr %.	37	20	
Inserate & (Frachten)	20	"	
Verkauf von 40 Explrn à f. 4.28.			188 "
" " 1210 " "			4100 "
2151.23.	*4288 "*		

1839 Land- & Seebilder neue III. Bd^s 1 & 2te Abthlg.
1250 Explre [*Die deutsch-amerikanischen Wahlverwandtschaften*]

		Ausgaben	*Einnahmen*
Preis: f 3.20 ß .f 4.12 kr rt 2.15.g			
Satz Druck & Papier laut Deb^to 395.		*620. 12*	
Honorar		*890 „*	
Heften v. 600 Explrn Heiz[100]		*45 „*	
	1555.12		
Verkauf von 40 Explrn à f 3.20ß.		*"*	*140. „*
„ „ 710 „ „ "f 2.48 kr netto.			*1623 „*
„ „ 500 „ „ „ 2,48 kr "			*1306 34*
	3069.34		

1840. Land- & Seebilder IV^r Bd. 1250. [*Das Kajütenbuch*]

			Ausgaben	*Einnahmen*
	Verkaufspreis: f 2.12 ß. Ordin.“f 2.45 kr rt 1.16 g			
	Satz Druck & Papier lt Deb^to 439.		*384 20*	
	Honorar		*540 "*	
	Broschüre v. 700 Explrn	*949.-*	*24 20*	
1845.	*Druck v. 300 Titeln*		*11 10*	
	Verkauf v. 750 Explrn. à f 1.50 kr netto			*1250 „*
	„ „ 500 „ „ „ 1.50 kr „			*834 „*
		2084.-		

100 Evtl. Name einer Buchbinderei in Zürich.

1841. Cajüten = Buch. 2 Bde.
1250. Auflage- [101]

			Einnahmen	*Ausgaben*
Preis: "f 2.24. kr ordin rt 4. – Verkaufspreis f. 5.10 ß				
Satz Druck & Papier laut Debto. folo 473.			"	*873 10*
Honorar			"	*16* "
Broschüre v. 800.			[102] "	*1350* "
Druck v. 340 Umschl. zu 1ter 2ter Bd.	*Debto*	*528. 940*	"	*5 24*
" " *30 Explrn. v. Sig. 14.27 1/4*	"	*2244. 34*	"	*12 24*
Verkauf von 50 Explrn à f 5.10 ß.				*262 20*
" " *1200* " " *"f 4.16kr netto.*				*4655* "
		4917. 20		

101 S. 169; *Das Kajütenbuch*. Verlagsvertrag vom 26. September 1840, S. 165f.

102 Der Buchhalter hat die Angaben für das Honorar und die Kosten für die Broschierung verwechselt.

Christian von Zimmermann

Jeremias Gotthelf und Charles Sealsfield

Literarische und diskursive Sichtung einer Zeitgenossenschaft

Es ist eine erprobte Vergleichsoperation: Kontrastive Werkanalysen im Rahmen von Zeitgenossenschaften tragen zur wechselseitigen Profilierung der Werkcharakteristika bei und können den Blick auf die Möglichkeitswahrnehmung in literarischen Handlungshorizonten einer literaturgeschichtlichen Phase eröffnen. In der vorliegenden Sichtung einer Zeitgenossenschaft werden zunächst im engeren Sinn literarische und literargeschichtliche Positionierungen differenzierend beschrieben, um in einem zweiten Schritt die Zeitgenossenschaft im diskursiven Horizont des Biedermeier für die Themenbereiche Menschenbild und Brautschau zu betrachten.

I. Literarhistorische und biographische Sichtung

Das Ausgangsproblem für den Verfasser der vorliegenden Betrachtungen: Ein Vergleich zwischen Charles Sealsfields (Karl Postl, 1793-1864) amerikanischen Romanen und den Schweizer Erzählungen von Jeremias Gotthelf (Albert Bitzius, 1797–1854) schien zunächst nicht gerade nahe zu liegen; zu offensichtlich waren die zunächst notierten Unterschiede zwischen den Werken der beiden Autoren, und der direkte Vergleich schien zunächst vor allem erzählerische Schwächen des ersteren bloßzulegen. Sealsfields Beschreibung eines Gewitters etwa am Beginn des Romans *Morton oder die große Tour*[1] (1835) steht nicht nur noch in der Tradition romantischer Seelenlandschaften, sondern läßt sowohl die sprachliche Virtuosität als auch den von Friedrich Sengle als Charakteristikum der Epoche herausgearbeiteten Detailrealismus[2] vermissen, wie er sich etwa in der ausführlichen Unwetterbeschreibung

---

1 Charles Sealsfield: *Morton oder die große Tour*. Vom Verfasser des Legitimen, des Virey, der Lebensbilder aus der westlichen Hemisphäre etc. In zwei Theilen. Zweite durchgesehene Auflage. Stuttgart: Metzlersche Buchhandlung, 1844.

2 Friedrich Sengle: *Biedermeierzeit. Deutsche Literatur im Spannungsfeld zwischen Restauration und Revolution 1815-1848*. 3 Bde. Stuttgart: Metzler, 1971/72/80.

in Gotthelfs spektakulärer *Wassernoth im Emmenthal*[3] (1838) oder der daraus entnommenen Erzählung *Ritter von Brandis*[4] (1842) findet. Die prägnante Darstellung von Topographie und Landschaft – und sei es die Beschreibung des Misthaufens vor einem Emmentaler Bauernhaus – oder eben die erzählerische Inszenierung von Unwettern beherrscht Gotthelf, der nach seinem 1837 erschienenen Romanerstling *Der Bauernspiegel* allmählich das Lesepublikum im ganzen deutschen Sprachraum eroberte, besser als dem österreichisch-amerikanisch-schweizerischen Popularautor Sealsfield. Freilich gelingen Sealsfield gerade im Reiseberichtsstil seiner Landschaftsbeschreibungen mitunter ebenfalls eindrückliche Bilder. Nicht zuletzt erschien zunächst die größere sprachliche Virtuosität Gotthelfs in den Passagen auffällig, in denen er zwischen Hochsprache und Dialekt zahlreiche Abstufungen schafft und dem Redeinhalt, dem Stand der Figuren, den fiktionalen Situationen angemessene Sprachniveaus findet, gegen welche die schlichte Differenzierung zwischen Aristokraten- und Matrosensprache zumindest im *Morton* eher unbeholfen wirkt.

Solche literaturkritischen Vergleiche könnten gewiss in die Länge und Breite durchgeführt werden, hätten aber letztlich – auch wenn Gotthelf als Shakespeare des Emmental bezeichnet worden ist – kaum eine andere Qualität als die beständigen Vergleiche zwischen Shakespeare und Goethe, die Charles Sealsfield selbst wiederholt und vor allem auch im Gespräch zugunsten Shakespeares geführt haben soll und von denen der Pfarrer Hemmann in seiner Erinnerung an Sealsfield bemerkt:[5]

> Er schleppte seine Vergleichungen mit Shakespeare herbei und konnte es gar nicht leiden, als ich ihm bemerkte, auf diesem Wege könnte man jeden Autor, den britischen nicht ausgenommen, heruntersetzen, sobald man diejenigen Stellen, wo der gute Homer eingeschlafen ist, sich merkt und die andern des Rivalen dagegenhält, wo dieser mit voller Kraft einsetzt.

Und die Vergleiche sind auch deswegen mit Vorsicht zu führen, da – wie später Friedrich Sengle –[6] bereits die Zeitgenossen sprachliche Schwächen der Werke von Sealsfield strukturell interpretiert haben. So sah der in die Schweiz emigrierte deutsche Liberale Johannes Scherr (1817–1886) etwa eine „augenscheinlich absichtliche

---

[3] Jeremias Gotthelf: *Die Wassernoth im Emmenthal am 13. August 1837*. Burgdorf: Langlois, 1838.

[4] Jeremias Gotthelf: *Der Ritter von Brandis*. In: Ders.: *Bilder und Sagen aus der Schweiz*. Erstes Bändchen: *Die schwarze Spinne – Ritter von Brandis – Das gelbe Vögelein und das arme Margrithli*. Solothurn: Jent & Gassmann, 1842, S. 113-134.

[5] Friedrich Hemmann: *Charles Sealsfield*. [1879] In: *Das Geheimnis des großen Unbekannten. Charles Sealsfield=Karl Postl. Die Quellenschriften*. Hrsg. von Eduard Castle. Mit einem Vorwort, Anhang und Kommentar von Winfrid Kriegleder. Hildesheim/Zürich/New York: Olms, 1995 (*Sämtliche Werke. Supplementreihe*; 2), Nr. 56, S. 325-362, hier S. 352f.

[6] Sengle: *Biedermeierzeit* (Anm. 2), Bd. 3, S. 797f.

Verwilderung" des Stils zu einer „athemlosen Zerfahrenheit",[7] und Julian Schmidt (1818–1886) vermutet im Sealsfield gewidmeten Abschnitt seiner *Geschichte der Deutschen Litteratur seit Lessing's Tod*, Sealsfield habe unbewusst oder eher noch aus „Koketterie" in die Sprache seiner Werke zahlreiche „Anglicismen" aufgenommen.[8] Damit freilich würden Gotthelf, dessen Sprachregisterbeherrschung Julian Schmidt mit einem Zitat von Jacob Grimm nachdrücklich hervorhebt,[9] und Sealsfield im parallelen Verstoß gegen Vorstellungen von Sprachreinheit und gegen ästhetische Normen in eine gewisse Nähe rücken. In diesen Zusammenhang gehört auch die „Groteskkomik", die Sengle als verbindendes Merkmal der Texte von Gotthelf und Sealsfield herausstreicht.[10]

Weitere Aspekte liefern interessante Parallelen, wie etwa die häufigen politischen Anspielungen und Polemiken, die nicht immer in der Erzählhandlung motiviert sind, oder die ausgiebige Nutzung populärer oder trivialer Narrationstechniken, wie etwa Kolportagetechniken, die Gotthelf im Fortsetzungsroman *Geld und Geist* (1843/44) ebenso nutzt wie Sealsfield in seinen *Lebensbildern aus der westlichen Hemisphäre* (1835/37).

Beide Autoren lassen zwar in ihren Werken eine Auseinandersetzung mit literaturgeschichtlichen Traditionen und somit ein literarisch-ästhetisches Interesse erkennen; beide Autoren aber sehen in der Literatur nicht zuletzt ein didaktisches Instrument mit sittlichen und patriotischen Aufgaben. Gotthelf sieht sein Schreiben durchaus als eine narrative Alternative zu homiletischen Konzepten der Belehrung und Aufklärung an, wenn er etwa die Kalenderschriften als 'Predigten in Lebenssprache' bezeichnet.[11] Diese narrative Theologie verbindet sich in Texten wie *Der*

---

7 Johannes Scherr: *Poeten der Jetztzeit*. Stuttgart 1844, S. 320f. – Zitiert nach: Castle: *Das Geheimnis des großen Unbekannten* (Anm. 5), S. XX.

8 Julian Schmidt: *Geschichte der Deutschen Litteratur seit Lessing's Tod*. Vierte, durchweg umgearbeitete und vermehrte Auflage. Dritter Band. Leipzig: Herbig, 1858, S. 213.

9 Ebd., S. 351.

10 Sengle: *Biedermeierzeit* (Anm. 2), Bd. 3, S. 797.

11 Vgl. Jeremias Gotthelf: Brief an Carl Bitzius vom 16. Dezember 1838 In: Jeremias Gotthelf: *Sämtliche Werke in 24 Bänden*. Hrsg. von R. Hunziker, H. Bloesch, K. Guggisberg und W. Juker. 24 Bände und 18 Ergänzungsbände. München, Erlenbach-Zürich: Rentsch, 1911-1977, Ergänzungsbd. 4, S. 281f. – Ferner: Ders.: *Der Glaube*. In: *Neuer Berner-Kalender für das Jahr 1840. Ein nützliches Hausbuch zur Unterhaltung und Belehrung*. Hrsg. auf Anordnung der Bernerischen gemeinnützigen Gesellschaft. Bern: Rätzer [1839], S. 27-31. – Zu Gotthelfs Predigten und Kalenderschriften vgl.: Christian von Zimmermann: *Geistliche Rede – weltliche Predigt. Ausblick auf die Edition der Predigten und Kalenderschriften*. In: *Jeremias Gotthelf – Wege zu einer neuen Ausgabe*. Hrsg. von Barbara Mahlmann-Bauer u. Christian von Zimmermann. Tübingen: Niemeyer, 2006 (Beihefte zu *editio*; 24), S. 27-45; Sil-

Knabe des Tell (1846) und besonders in *Eines Schweizers Wort an den Schweizerischen Schützenverein* (1842) mit dezidiert patriotischen Anliegen in der Konstitutionsphase eines staatsbürgerlichen Selbstverständnisses der Schweizer Nation. Sealsfield betont in der Vorrede zum *Morton* in einer Gegenwendung gegen den egoistischen Individualismus des 'Dichters ohne Vaterland' – ein geläufiges Bild der Goethe-Kritik – ebenfalls die soziale und nationale Aufgabe der Literatur. Ja, beide Autoren sehen ihre Position auch im Gegensatz zu einer goetheschen Literatur, wenngleich nur Sealsfield diese Abgrenzung explizit ausführt, während Gotthelf sich im republikanischen SelbstBewußtsein eher beiläufig vom deutschen Hofdichter distanziert. Sealsfield wendet sich in der Vorrede zum *Morton* gegen Goethes Auffassung vom Roman und besonders gegen dessen *Wilhelm Meister*-Romane;[12] Gotthelf äußert sich in *Geld und Geist* parodierend über Goethes *Werther*[13] und läßt den Weimarer Dichter in ebendiesem Roman als ebenbürtigen Charakter neben den egoistischen und ignoranten Dorngrütbauern treten: Jeder als ein Spiegel der Hochnäsigkeit des anderen.[14] Im Vergleich mit anderen Autoren der Zeit – man denke an Franz Grillpar-

---

via Serena Tschopp: *Jeremias Gotthelfs „Neuer Berner-Kalender" und seine schweizerischen Konkurrenten*. In: Ebd., S. 169-186; dies.: *„Predigen, gefaßt in Lebenssprache". Zur narrativen Strategie von Gotthelfs „Neuem Berner-Kalender"*. In: Erzählunst und Volkserziehung. Das Literarische Werk des Jeremias Gotthelf. Hrsg. von Walter Pape, Helmut Thomke und Silvia Serena Tschopp. Tübingen: Niemeyer, 1999, S. 111-127.

12 Vgl. Charles Sealsfield: *Zuschrift des Herausgebers an die Verleger der ersten Auflage*. In: Sealsfield: *Morton* (Anm. 1), Bd. 1, S. III-XVIII.

13 Jeremias Gotthelf: *Geld und Geist oder die Versöhnung*. In: Ders.: *Bilder und Sagen aus der Schweiz*. Zweites Bändchen. Solothurn: Jent & Gassmann 1843, S. 3-148; ders.: *Geld und Geist oder die Versöhnung*. (Zweite Abtheilung.) Solothurn: Jent & Gassmann 1844 (*Bilder und Sagen aus der Schweiz*. Viertes Bändchen); ders.: *Geld und Geist oder die Versöhnung*. (Dritte Abtheilung, Schluß.) Solothurn: Jent & Gassmann 1844 (*Bilder und Sagen aus der Schweiz*. Fünftes Bändchen). – Die 'Philosophie der Körbe', die der Erzähler im dritten Teil des Romans entwickelt, als Reslis Hochzeitshoffnungen scheitern, gibt hierzu Gelegenheit: „[…] über Nacht hat man große Gedanken über Menschenwerth und wahres Glück, und vor dreißig Jahren oder noch länger hat man unter solchen Umständen viel an Werther gedacht. Das war nämlich ein Mensch, der sich von wegen Liebe und allerlei sonst erschossen." (Gotthelf: *Geld und Geist* 3 (a. a. O.), S. 97)

14 „Und wenn er [der Dorngrüttbauer] mit einem zusammentraf, der ihn nicht kannte, was noch hie und da geschah, obgleich seine Nase selten außerhalb seiner Kuhweid zu sehen war, so sagte er, das dueche ihn kurios, sust wüß öppe es nieders [das heisst: ein jedes] King uf d'r Welt, wer der Dorngrüttbauer sei. es wäre sehr merkwürdig gewesen, wenn der und Göthe sich einmal getroffen hätten, sie zwei an einem Wirthshaustisch, zwischen beiden etwa ein Kalbskopf an weißer Sauce, und hätte der Göthe nicht gewußt wer der Dorngrüttbauer sei, und der Dorngrüttbauer eben so wenig von dem Göthe, was die sich für Augen gemacht hätten, und wie jeder bei sich gedacht hätte, der weiß afe nüt, wird ume so ne Löhl sy! Nun über dieses Verwundern darf man sich bei solchen Nota-

zer, Adalbert Stifter, Karl Gutzkow, Heinrich Heine, Karl Immermann u.v.a.m. – ist aber auffällig, daß sich bei Gotthelf von diesen etwas derben Seitenhieben abgesehen keine weiter ausgearbeitete Auseinandersetzung mit Goethe findet. Dabei finden sich durchaus auch in der Schweiz pointierte Stimmen zu einer Goethe-Polemik.[15] Ebenfalls ist auffällig, daß diese Kritik in der Schweiz (und auch der erneute Abdruck von Sealsfields Vorrede zum *Morton* 1844) als unzeitgemäß erscheinen könnte, da doch manche Goethe-Kritiker bereits Mitte der 1830er Jahre wie etwa Heinrich Heine oder Karl Gutzkow in seinem Essay *Über Goethe im Wendepunkte zweier Jahrhunderte* (1836)[16] eine Kehrtwende zu Goethe vollzogen hatten.

Auch gemeinsame Anknüpfungspunkte an die literarische Tradition lassen sich für Gotthelf und Sealsfield aufzeigen: Einen interessanten Hintergrund, auf den sich beide Autoren beziehen lassen, bildet das Werk Walter Scotts (1771-1832), auch wenn es bei Gotthelf zwar den Hinweis des Biographen Carl Manuel auf eine Scott-Lektüre des Studenten, aber keine namentliche Bestätigung dieser angeblich bevorzugten Lektüre gibt,[17] während Sealsfield,[18] der Scott auch einmal besucht haben soll,[19] in der Vorrede zum *Morton* Scott als Vaterlandsschriftsteller lobt, seine

---

bilitäten nicht verwundern […]." Gotthelf: *Geld und Geist* 2 (Anm. 13), S. 123f. – Vgl. zu dieser Passage die Ausführungen von Hanns Peter Holl: *Gotthelf im Zeitgeflecht. Bauernleben, industrielle Revolution und Liberalismus in seinen Romanen*. Tübingen, 1985 (*Studien zur deutschen Literatur*; 85), S. 16ff.

15 Vgl. Anonymus: [Goethe.] In: *Volks-Bibliothek* (1840), S. 157-159. In dem ein Porträt begleitenden Beitrag der liberalen volkspädagogischen Zeitschrift wird zwar nicht einseitig negativ geurteilt, aber zum einen der Goethe-Kult als „blinde Verehrung" kritisiert und zum anderen ironisch zugespitzt auf die Frage nach Goethes Leistung für seine Zeit geantwortet, Goethe habe die sozialen und politischen Belange seiner Zeit nicht erkannt.

16 Karl Gutzkow: *Ueber Goethe im Wendepunkte zweier Jahrhunderte*. Berlin: Plahn'sche Buchhandlung, 1836.

17 Carl Manuel: *Jeremias Gotthelf. Sein Leben und seine Schriften*. Erlenbach-Zürich: Rentsch, 1922, S. 29. – Zu Gotthelf und Scott vgl. a.: Paul Mäder: *Gotthelfs historische Novellistik und ihre Quellen*. Bern: Haupt, 1932, S. 116ff.

18 Zu Sealsfield und Scott vgl. a.: Alexander Ritter: *Die Bekannten und die beiden großen 'Unbekannten'. Scott, der historische Roman und sein Einfluß auf Charles Sealsfield*. In: Beiträge zur Rezeption der britischen und irischen Literatur des 19. Jahrhunderts im deutschsprachigen Raum. Hrsg. von Norbert Bachleitner. Amsterdam, Atlanta: Rodopi, 2000, S. 443-477.

19 Karl Maria Kertbeny [Benkert]: *Besuche bei Charles Sealsfield*. In: Castle: *Quellenschriften* (Anm. 5), S. 36-56, hier S. 52f. – Ritter (*Die Bekannten* (Anm. 18), S. 456, Anm. 50) bezweifelt den Wahrheitsgehalt dieses von Sealsfield selbst kolportierten Besuchs bei Scott, den er im Sinn einer bewußten Autofiktion deutet.

Figuren Scott lesen und manchmal gar bespötteln.[20] Gleichwohl zeigen gerade die historischen Romane und Erzählungen von Gotthelf eine mitunter verblüffende Nähe zu Scott, und sie stehen zumindest im Kontext derjenigen gattungsgeschichtlichen Entwicklungen des Romans, welche maßgeblich durch die Scott-Rezeption bestimmt werden. Auch hier gibt es freilich signifikante Unterschiede, wenn die jeweiligen Übereinstimmungen und Differenzen der Werke von Sealsfield und Gotthelf mit den Charakteristiken Scottscher Romane verglichen werden. Zwischen Gotthelf und Scott bildet sicher der virtuose Einsatz landschaftlich gebundener Sprachvarianz ein Verbindungsglied, aber auch ein Erzähleinstieg wie die Reiterszene am Beginn der Erzählung *Der letzte Thorberger*[21] und die Technik der Figurencharakterisierung – hier etwa durch Reitstil, Kleidung und Situation – hat Parallelen bei Scott. Sealsfield neigt deutlicher zu einer auktorialen Ausdeutung der Figuren;[22] er arbeitet allerdings wie Scott mit asozialen, geheimnisvollen Sonderlingsfiguren – wie etwa im *Morton* eine verlumpte deutsche Auswandererfamilie –, um an der außergewöhnlichen Erscheinung Interesse für Lebensschicksale zu wecken und die abstoßende Gestalt durch eine aitiologische Erzählung dem Leser anzunähern, der das Sonderlingshafte als Möglichkeit menschlicher Lebensentwicklung verstehen lernt. Bei Sealsfield zeigt sich – wenngleich immer wieder auktorial unterbrochen – auch eine Scotts Romanen ähnliche Technik, die Erzählung in Figurendialoge zu verlagern und den Erzähler eher in den Hintergrund zu rücken.

Noch deutlicher scheint freilich zunächst die Differenz in der je spezifischen Auffassung vom Helden der Erzählung zu sein. Sealsfields Morton kann ohne weiteres als jener Typ der Hauptfigur aufgefaßt werden, den man mit dem mittleren Helden Scotts verbindet: Der Individualheld ist in seinen Handlungen abhängig von übergeordneten Akteuren, die seine Entwicklung weitgehend lenken. Dies gilt genauso im Bösen bei Morton wie im Guten etwa bei George Howard, der stets wundersame Retter findet, die seinen Weg ebnen.

---

[20] Charles Sealsfield: *George Howard's Esq. Brautfahrt*. Dritte durchges. Auflage. Stuttgart: Metzler'sche Buchhandlung, 1846 (*Lebensbilder aus der westlichen Hemisphäre*. Erster Theil); kommentierter Nachdruck in: Ders.: *Sämtliche Werke*. Hrsg. von Karl J. R. Arndt. Band 11. Hildesheim/New York: Olms, 1976, S. 13. Freilich ist es Arthurine, eine eher negativ gezeichnete Figur, die von Walter Scott sagt, er werde „so alt und abgedroschen, als wenn er für Tagelohn schriebe".

[21] Jeremias Gotthelf: *Der letzte Thorberger*. In: Ders.: *Bilder und Sagen aus der Schweiz*. Drittes Bändchen. *Der letzte Thorberger*. Solothurn: Jent & Gassmann, 1843.

[22] Vgl. etwa Sealsfield: *Morton* (Anm. 1), I, S. 22: „Der Reiter, der in jener gänzlichen Geistesabwesenheit auf dem Rücken des Thieres hing, die einen Menschen verräth, dem ein fixer Gedanke im wahnsinnigen Kopfe haftet, wurde endlich durch die Bewegungen desselben aus seiner Bewußtlosigkeit aufgerüttelt."

In einigen historischen Erzählungen Gotthelfs ist – wie Daniel Fulda am Beispiel der *Thorberger*-Erzählung gezeigt hat[23] – der Held dagegen ein herausragender Vertreter einer der führenden Parteien. Dennoch sei eine übergeordnete Ebene erkennbar, doch sei diese „nicht historisch, sondern religiös besetzt" (Fulda), da der Held vom unmittelbaren Einwirken von Gottes Willen, Gnade und Strafe abhängig erscheine. Da freilich gerade im *Morton*-Roman von Sealsfield die Figuren der übergeordneten Ebene wie die teuflischen Verführer Girard und Lomond die geschichtsmächtigen Kräfte (hier eines ungezügelten Geldkapitalismus) vertreten und der göttliche Geschichtsplan bei Gotthelf sich durch ein Aufstiegs- und Dekadenzmodell als Bewährungssituation für den Menschen erweist, ergeben sich für Morton wie etwa für den Thorberger vergleichbare Handlungs(un)möglichkeiten, deren Grenzen der Thorberger allerdings aktiv auslotet, während Morton der Verführung erliegt und im Torso gebliebenen Roman weder Strafe noch Rettung für sein Handeln erleben muß oder darf. Auf der Ebene der privaten Verhältnisse haben allerdings die amerikanischen Figuren in Sealsfields Romanen wie George Howard und Ralph Doughby größere Handlungsfreiheit als Gotthelfs Bauernsöhne, deren Brautfahren immer auch durch die Beachtung des sozialen und ökonomischen Umfeldes also durch die Rücksicht auf Familie und Hof geprägt ist.

Sealsfield, Scott und Gotthelf – Amerika, England und die Schweiz ergeben auch darüber hinaus ein untersuchenswertes literarisches Dreieck. Scott, der Heinrich Zschokkes (1771-1848) Abriss der Schweizer Geschichte unter eigenem Namen in englischer Sprache publizierte,[24] Sealsfield, der die Schweiz zur Wahlheimat erkor, und Gotthelf, der die Schweiz wohl nur zweimal in seinem Leben verließ, verbindet dabei die Bedeutung der Schweiz mit einem vierten Autor: mit James Fenimore Cooper (1789-1851), der 1828 einen Teil seiner *Lederstrumpf* in Bern geschrieben, einen Schweiz-Roman und Beschreibungen seiner Schweiz-Reisen publiziert hatte.[25] Möglicherweise wären auch aus dem Vergleich mit Coopers Bestseller-Ro-

---

[23] Daniel Fulda: *Geburt der Geschichte aus dem Gedächtnis der Familie: Gotthelfs historisches Erzählen im Kontext vormärzlicher Geschichtsdarstellung.* In: Pape, Thomke, Tschopp: *Erzählkunst und Volkserziehung* (Anm. 11), S. 83-110, hier S. 87.

[24] Zschokkes in zahlreichen Ausgaben erschienener Abriss „Des Schweizerlandes Geschichte für das Schweizervolk" (zuerst 1822) bildet die wichtigste Grundlage für: Walter Scott: *The History of Switzerland.* London: Longman, 1832.

[25] Vgl.: Aurel Schmidt: *Lederstrumpf in der Schweiz. James Fenimore Cooper und die Idee der Demokratie in Europa und Amerika.* Frauenfeld [u. a.]: Huber, 2002. – James Fenimore Cooper: *Gleanings in Europe. Switzerland.* Hrsg. Von Robert E. Spiller [u. a.]. Albany: State University of New York Press, 1980.

manen weitere Aspekte für eine Gotthelf-Sealsfield-Abgrenzung zu gewinnen.[26] Jedenfalls eröffnet sich ein spannender angelsächsisch-schweizerischer Forschungsgegenstand, in welchem Scott, Sealsfield, Cooper und Gotthelf (auch Zschokke) wichtige Pole bilden könnten und der selbstverständlich nicht nur erneut die Frage gegenseitiger Lektüre, sondern auch die Frage nach einem persönlichen Kontakt zwischen Gotthelf und Sealsfield aufwirft. Hier allerdings betritt man endgültig das Feld ungesicherter Spekulation.

Als Sealsfield in der Schweiz lebte, wurde und war Gotthelf ein überaus bekannter Autor, und umgekehrt war der Aufenthalt des bekannten Popularautors Sealsfield in der Schweiz kein Geheimnis. Gemeinsame Bekannte gab es wohl auch, allerdings in einer gewissen Phasenverschiebung, denn als der Solothurner Schriftsteller Alfred Hartmann (1814-1897)[27] mit Sealsfield in engeren Kontakt trat, war Gotthelf bereits verstorben, und Hartmann und Gotthelf hatten sich zudem nach anfänglich freundlichem Verkehr überworfen. Die Durchsicht der Personenregister in den Werk- und Ergänzungsausgaben beider Autoren ergibt noch die eine oder andere Überschneidung, aber – soweit ich bisher sehe – nicht einen eigentlichen Kontakt, der auch über Heinrich Zschokke nicht hergestellt werden kann, zu dem Gotthelf keine engeren Beziehungen unterhielt und gegen dessen Volksschriftenmonopol er in ersten literarischen Arbeiten sich durchsetzen wollte.[28] So bleibt nur ein Brief, den der Literaturkritiker Heinrich Pröhle (1822-1895) aus Berlin an Gotthelf adressierte. In diesem Brief heißt es:[29]

> A propos, kennen Sie einen großen, lebhaften Ungarn namens Benkert oder Kertbeny oder wie er sich sonst damals genannt haben mag, der Sie mit Sealsfield zusammen vor Jahren in Bern gesehen haben will?

---

[26] Der Vergleich zwischen Sealsfield und Cooper liegt sicher nahe und ist auch schon von Julian Schmidt (*Geschichte der Deutschen Litteratur*, Anm. 8, S. 213f.) angedeutet worden. Alexander Ritter hat den Horizont einer amerikanischen Nationalliteratur umrissen, in dem Sealsfield die Romane von Cooper und Irving rezipierte (Ritter: *Die Bekannten*, Anm. 18).

[27] Wahrscheinlich lernte Hartmann Sealsfield überhaupt erst nach dem Tod von Gotthelf kennen, als sich Sealsfield in Solothurn niederließ. Vgl.: Walther von Arx: *Alfred Hartmann. Sein Leben und seine Schriften*. Solothurn: Zepfel, 1902, S. 56 (*Beilage zum Jahresbericht der Kantonsschule Solothurn* 1901/02), S. 55.

[28] Vgl. hierzu auch: Christian von Zimmermann: *Wie man (k)ein Volksbuch schreibt: Beobachtungen zu Gotthelfs „Dursli, der Branntweinsäufer" (1839)*. In: *Text+Kritik* 178/179: *Jeremias Gotthelf*. Red von Stefan Humbel und Christian von Zimmermann. München: edition text + kritik, 2008, S. 43-55.

[29] Brief von Heinrich Pröhle. Leipzig, den 2. Juli 1851. In: Jeremias Gotthelf: *Sämtliche Werke* (Anm. 11), Ergänzungsbd. 18, S. 52-55, hier S. 53.

Eine Reaktion Gotthelfs auf diese Frage von Pröhle ist nicht bekannt. Weder ein Kontakt zu dem ungarischen Schriftsteller Karl Maria Benkert (Ps. Kertbeny, 1824-1882), noch eine Begegnung mit Sealsfield läßt sich genauer nachweisen, und obwohl eine Begegnung nicht gänzlich unwahrscheinlich ist, muß sie als eine unbelegte Vermutung gelten. Daß Gotthelf sich weder über eine Begegnung mit Sealsfield äußert noch über eine Lektüre von Sealsfields Werken, muß freilich nicht heißen, er habe ihn weder gekannt noch gelesen, denn kaum ein Autor schweigt sich so beharrlich über seine Lektüren in der Korrespondenz aus wie gerade Gotthelf.

II. Anthropologie und Brautschau

Nach den vorangegangenen allgemeinen literarhistorischen und biographischen Bemerkungen soll ein etwas genauerer Blick auf die Werke von Gotthelf und Sealsfield geworfen werden. Letztlich – wenngleich die vorliegende Sichtung nur vorläufige Anmerkungen und Ausblicke zu geben vermag – geht es bei dem Vergleich im Sinn der Aufforderung von Wynfrid Kriegleder darum, Sealsfields „Positionen in kulturgeschichtlicher Hinsicht“[30] und hier am Beispiel der anthropologischen Grundlagen seiner Erzählungen kontrastiv zu beleuchten. Den Ausgangspunkt bildet dabei die Beobachtung, daß in den Erzählungen und Romanen „in der Phase des Biedermeier“[31] die Thematik der Brautschau und Eheschließung nicht nur ein erzählerisches Konstruktionselement ist, welches die didaktischen und narrativen Anliegen in attraktiver Weise vermittelt, sondern, daß sie das zentrale Handlungsmotiv sind, in welchem sich anthropologische und ethische Argumentation im Raum der Fiktion wahrscheinlich machen lassen. Andernorts habe ich im Vergleich von Gotthelfs und Adalbert Stifters (1805-1868) Brautschauerzählungen und in kritischem AnSchluß vor allem an Studien von Wolfgang Lukas zur Entsagungsanthropologie

---

[30] Wynfrid Kriegleder: *Die Charles Sealsfield-Forschung. Rückblick und Ausblick*. In: Charles Sealsfield. Perspektiven neuerer Forschung. Hrsg. von Alexander Ritter. Wien: Praesens, 2004 (*SealsfieldBibliothek*; 1), S. 21-34, hier S. 25.

[31] Ich schließe hier an die zugleich ältere und jüngste Phaseneinteilung an, derzufolge Biedermeier eine literaturgeschichtliche Phase zwischen Goethezeit und Realismus etwa 1825/30-1850/60 umfaßt, wobei der Begriff vor allem die Reduktion der Literatur auf ihre politische Funktionalisierung oder auf politische Eckdaten zu vermeiden sucht, welche durch ‘Vormärz’ oder ‘Restaurationszeit’ gegeben ist. Aus dem spezifischen Blickwinkel der Geschichte der Schweizer Literatur erscheinen zudem diese Begriffe, die sich an einer anderen politisch-historischen Entwicklung in den Nachbarländern orientieren, ungeeignet. – Zur jüngeren Diskussion vgl.: *Zwischen Goethezeit und Realismus. Wandel und Spezifik in der Phase des Biedermeier*. Hrsg. von Michael Titzmann. Tübingen: Niemeyer, 2002 (*Studien und Texte zur Sozialgeschichte der Literatur*; 92).

des Bürgers[32] Gedanken zu einer rhetorischen Anthropologie der Brautschauerzählungen entwickelt,[33] die hier im Vergleich zwischen Gotthelf und Sealsfield aufgegriffen und erweitert werden sollen. Dabei ging es vor allem um die Frage nach der gemeinsamen anthropologischen Grundlage der Brautschauerzählungen in der zu disziplinierenden Triebnatur des Menschen und um die Differenzierung zwischen einem Selbstdisziplinierungsmodell bei Stifter und einem Modell der Disziplinierung des Menschen durch bürgerliche Institutionen wie Ehe und Familie bei Gotthelf. Die folgenden Ausführungen beschränken sich für Charles Sealsfield auf die Brautschauromane *George Howard's Esq. Brautfahrt* (zuerst 1834)[34] und *Ralph Doughby's Esq. Brautfahrt* (zuerst 1835).[35] Ergänzend wird auch der unvollendete Roman *Morton oder Die große Tour*[36] herangezogen.

Bereits in der Debatte um die Lebenskultur und das Lebensgefühl des Biedermeier, wie sie die Germanistik in den 1930er Jahren geführt hat,[37] um ein eigenes Epochenprofil für die Zeit zwischen Romantik und Realismus herauszuarbeiten, hatte das Augenmerk auf kultur- und mentalitätsgeschichtlichen Aspekten gelegen. Dabei wurden Auffassungen von Liebe, Familie, Ehe ins Zentrum gerückt, um Abgrenzungsmöglichkeiten gegenüber der Romantik zu schaffen. Gerade in jüngerer Zeit ist an diese Überlegungen etwa von Wolfgang Lukas stillschweigend wieder angeknüpft worden, um auf neuer Grundlage die Schilderungen von Privatheit, Familie, individueller Lebenspraxis, Partnersuche und Liebe, wie sie in zahlreichen

---

32 Vgl. bes.: Wolfgang Lukas: *'Gezähmte Wildheit': Zur Rekonstruktion der literarischen Anthropologie des 'Bürgers', um die Jahrhundertsmitte (ca. 1840-1860).* In: *Menschenbilder. Zur Pluralisierung der Vorstellung von der menschlichen Natur (1850-1914).* Hrsg. von Achim Barsch u. Peter M. Hejl. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 2000 (*stw*; 1469), S. 335-375; Wolfgang Lukas: *'Entsagung' – Konstanz und Wandel eines Motivs in der Erzählliteratur von der späten Goethezeit zum frühen Realismus.* In: Titzmann: *Goethezeit* (Anm. 31), S. 113-149.

33 Christian von Zimmermann: *Das seltsame Paarungsverhalten auf dem Lande: Rhetorische Anthropologie in den Brautschauerzählungen von Adalbert Stifter und Jeremias Gotthelf.* In: *Euphorion* (2007), S. 227-254.

34 Sealsfield: *Howard* (Anm. 20).

35 Charles Sealsfield: *Ralph Doughby's Esq. Brautfahrt.* Dritte durchges. Auflage. Stuttgart: Metzler'sche Buchhandlung, 1846 (*Lebensbilder aus der westlichen Hemisphäre.* Zweiter Theil); kommentierter Nachdruck in: Ders.: *Sämtliche Werke.* Hrsg. von Karl J. R. Arndt. Band 11. Hildesheim/New York: Olms, 1976.

36 Sealsfield: *Morton* (Anm. 1).

37 Vgl. bes.: Paul Kluckhohn: *Biedermeier als literarische Epochenbezeichnung.* In: *DVjs* 13 (1935), S. 1-43. Ferner: Günter Weydt: *Literarisches Biedermeier.* In: *DVjs* 9 (1931), S. 628-651; ders.: *Literarisches Biedermeier II. Die überindividuellen Ordnungen.* In: *DVjs* 13 (1935), S. 44-58; Rudolf Majut: *Das literarische Biedermeier. Aufriß und Probleme.* In: *GRM* 20 (1932), S. 401-424.

Texten der Zeit variiert werden, ins Zentrum zu rücken, um die Debatte um eine bürgerliches Menschenbild als Charakteristikum der Phase des Biedermeier zu profilieren. Die literarische Themenpräferenz in den Texten wird weniger als ein biedermeierlicher Rückzug ins Private interpretiert, denn als Versuch der Autoren, die ethischen und anthropologischen Grundlagen des sozialen Zusammenlebens im Kontext sozialer Wandlungsprozesse und historischer Krisenerfahrungen zu reformulieren. Selbstverwirklichung, Ruhmstreben, höchste Individualität, Liebesegoismus werden zum Gegenbild der eigenen Lebens- und Sinnentwürfe in den literarischen Fiktionen, welche in vielfältiger Weise bürgerliche Norm- und Verhaltensmuster als aus der Natur des Menschen abgeleitete soziale Notwendigkeiten profilieren.

Die Entwicklung eines bürgerlichen Idealbildes des Menschen, der in seinen Leidenschaften bezähmt ist, und die Entwicklung einer liberalen Leistungsethik, welche das Lebensglück nicht als Ziel des Handelns, sondern als Handeln selbst definiert und Pflichterfüllung, Hingabe an die Arbeit und Mäßigkeit selbst zum Glück erklärt, wird zwischen 1830 und 1860 vielfach auch literarisch inszeniert. Augustinus in Adalbert Stifters *Mappe meines Urgroßvaters*, der die eigene Leidenschaftlichkeit an der Grenze zum Selbstmord als lebensbedrohlich erfährt und seine Leidenschaft durch eine Hingabe an die ärztliche Pflicht und demütige Weiterbildung zügelt, wäre hier eine paradigmatische Gestalt. Was Stifter im stilisierten Raum einer – durch väterliche Erzieherfiguren angestoßenen – individuellen Selbsterziehung bei geringstmöglicher sozialer Einbindung entwickelt, wird freilich bei Gotthelf vor allem im Blick auf die Sozialwelt verhandelt. Gerade in der Gestalt der Mutter im Roman *Geld und Geist* zeigt Gotthelf, daß die individuelle demütige Lebenshaltung nur dann erfolgreich sein kann, wenn das gesamte Sozialsystem der Familie respektive des Hauses durch die Tugenden der Sanftmut und Demut geleitet wird. Gotthelf, geradezu ein Familien- und Sozialpsychologe mit Gespür für die Dominosteinverhängnisse, die sich aus Störungen eines bestehenden Sozialsystems ergeben können, erweitert darum die individualethische Perspektive um eine sozialethische Dimension. Der einzelne wirkt gut im Verband der Guten, und entsprechend ist es erst die soziale Einbindung in die Familie, die aus dem triebhaften einzelnen – wie etwa in *Michels Brautschau* (1850) – einen bezähmten Ehemann zu erziehen vermag oder zumindest erziehen sollte.

Leidenschaftlichkeit, Triebhaftigkeit ist auch die Natur der amerikanischen Protagonisten in Sealsfields Romanen, ja, diese werden von äußersten Leidenschaften getrieben: Morton steigert sich – ähnlich wie Augustinus – im Affekt enttäuschter Ehehoffnungen zu Selbstmordabsichten; anders als Stifters Landarzt jedoch, den ein benachbarter väterlicher Freund auf den rechten Weg weist, entzieht sich Morton der Fürsorge seines väterlichen Gönners – als deren Ziel auch hier eine Eheanbahnung bereits angedeutet ist – und gerät in die teuflischen Fänge globaler Intrigen der Kapitalisten Girard und Lomond. In dieser Verteufelung kapitalisti-

schen Wirtschaftshandelns wäre wohl ein konservativer Zug zu erkennen, der Sealsfield in die Nähe gemäßigt liberaler und gegenüber radikaleren Forderungen zunehmend skeptischer Positionen rückt, wie dies auch bei Gotthelf der Fall ist. In der literarischen Fiktion wird, wie Wolfgang Lukas gezeigt hat, das Abweichen von einer liberalen Ethik als Abweichen von einer gemäßigten bürgerlichen Konstitution des Menschen respektive von seiner Bezähmung in bürgerlichen Institutionen inszeniert. Triebhafte Adlige stehen genauso dem liberalen Ideal einer bürgerlichen Anthropologie gegenüber wie die egoistischen und triebhaften Symbolfiguren des Radikalismus.

Gleichzeitig freilich ist Leidenschaftlichkeit – im Sinn anfänglicher Unbezähmtheit – der Ausgangsstatus eines jeden Menschen, und Sealfields Figurenkonzeption folgt dieser antirousseauistischen Auffassung. Auch George Howard bekennt sich zu einem zügellosen Junggesellenleben, und Ralph Doughby steht in seiner Wildheit den ebenso naiv-unbeherrschten wie animalischen Schwarzen in keiner Weise nach, die zwischen Sentimentalität und Schlägerei in Sekunden zu wechseln scheinen.

Vergleicht man die Brautwerbung von Stifters Augustinus mit derjenigen Ralph Doughbys, so scheint es zunächst wenig Gemeinsames zu geben, denn offensichtlich steht Augustinus' Leistung einer Bezähmung der Leidenschaften die tollkühne heimliche Heirat Doughbys gerade entgegen. Dennoch: Auch Ralph Doughby muß seine in Alkoholexzessen, Anzüglichkeiten, Unbeherrschtheit und Übermut sich artikulierende Triebnatur („ein böser Geist")[38] bezähmen, und in den Augen des unfreiwilligen Schwiegervaters ist es gerade die sexuelle Enthaltsamkeit vor der Zustimmung zur übereilten Hochzeit, welche Doughby als Ehrenmann und Schwiegersohn Gnade finden läßt. Im Vergleich zu Stifters Selbstdisziplinierungsmodell und Gotthelfs Modell einer Heiligung und Reinigung durch die Ehe zeigt sich, daß Sealsfield weniger auf die Selbsterziehungsleistung des einzelnen Menschen setzt als auf die bürgerliche Institution der Ehe. Und gerade zwischen Ralph Doughbys Kentucky-Ungestüm und der ungehobelten Art des Emmentaler Bauernsohnes Michel in Gotthelfs *Michels Brautschau* gibt es nicht wenige Parallelen; Michel wird erst in der Ehe diszipliniert. Noch beim Hochzeitsfest fallen Freudenschüsse.[39] Die Disziplinierungsfunktion der Ehe bestätigt sich besonders in der Figur des George Howard, der im ersten Band der *Lebensbilder* als Hitzkopf und Hagestolz geschildert wird, genüsslich eine Topographie der jeweiligen körperlichen Vorzüge des weiblichen Geschlechts in den einzelnen amerikanischen Regionen liefert und

[38] So Richards' Bezeichnung für Doughbys Ungestüm. Sealsfield: *Doughby* (Anm. 35), S. 191.

[39] Vgl. von Zimmermann: *Das seltsame Paarungsverhalten* (Anm. 33).

sich selbst als „Mädchennarr“[40] beschreibt. Im anschließenden *Doughby*-Roman scheint der nunmehr verheiratete Howard nicht nur von sämtlichen negativen Eigenschaften geheilt zu sein, sondern auch von seinen erotischen Leidenschaften, denn die Erfüllung der unerfüllten Triebwünsche im Eheleben wird nicht einmal andeutungsweise benannt. Erzählerisch interessant ist daran vor allem, daß es hier der Ich-Erzähler Howard ist, der bezähmt und besänftigt erscheint und sich mehr als einmal nun über dieselben Junggesellenleidenschaften bei seinem Freund Doughby empört.

Während Stifters Augustinus das Jawort Margaritas als einen Akt der Gnade empfängt, in welchem sein gelungener Selbsterziehungsprozess als Aufnahme in die Kontinuität der menschlichen Gemeinschaft abgeschlossen wird, versteht Gotthelf – als Albert Bitzius Pfarrer in Lützelflüh – die Ehe in Erzähltexten und Traupredigten gleichermaßen als ein Instrument gegenseitiger „Reinigung und Heiligung“, welches – freilich ohne Gewähr – den Ehepartnern potentiell Schutz und Geborgenheit in den Wechselfällen des Lebens geben kann. Diese Differenz zwischen einem Gnadenmodell und einem Bewährungsmodell wäre möglicherweise bei Stifter und Gotthelf konfessionell zu erklären; bei Sealsfield allerdings erscheint die Eheverbindung als eine rein anthropologische Notwendigkeit. Explizit wendet sich der *Ralph-Doughby*-Roman gegen eine Selbsterziehung als Basis der Partnerfindung (Stifter-Modell), denn die Ralph Doughby gegenüber geäußerte Warnung – „Mit eurem Kentucky-Ungestüm erwerbt ihr kein Mädchen von Erziehung“ –[41] wird durch den Fortgang der Handlung zumindest teilweise widerlegt. Wie in Gotthelfs Texten so zeigt sich auch bei Sealsfield eine Tendenz zu einem Verständnis der Ehe als Instrument gegenseitiger Bezähmung, ohne daß freilich damit eine christliche Reinigung und Heiligung explizit verbunden wäre. Sealsfields Äußerungen zu Kirche und Glauben sind widersprüchlich und im Hinblick auf die Ehe wenig aussagekräftig, auch wenn Ralph Doughby nach der übereilten Zivilehe nun auf Drängen seines Schwiegervaters Menou den Segen eines katholischen Priesters verlangt. Die Argumentation ist eher rein anthropologisch.

Sealsfield legt größeren Wert auf eine komplementäre Geschlechterordnung, welche in der Partnerschaft der Eheleute zivilisierend wirkt. Insbesondere ist es das sanftmütige und demütige Einwirken der Frau auf den wilden und leidenschaftlichen Mann, welches zur Grundlage dieser Disziplinierungsfunktion der Ehe gemacht wird, und beide Autoren – Sealsfield und Gotthelf – tendieren zu einer Überhöhung der Frau, die Gotthelf auch als die ‘Priesterin des Hauses’ bezeichnet.[42] Gotthelf ge-

[40] Sealsfield: *George Howard* (Anm. 20), S. 152.

[41] Sealsfield: *Ralph Doughby* (Anm. 35), S. 211.

[42] Gotthelf: *Geld und Geist* 3 (Anm. 13), S. 71, 142.

staltet auch gerade die christlichen Tugenden Sanftmut und Demut (freilich ebenso wie deren Gegenbilder) in Frauengestalten, welche dann das ideale Funktionieren von Gemeinschaften (respektive die Pervertierung der Gemeinschaftsgrundlagen) exemplarisch vorleben, wie etwa die sich durch ideale Demütigkeit auszeichnende Mutter im Roman *Geld und Geist*, dessen Thema Gotthelf selbst als „Verklärung des Bildes einer guten Mutter" benennt.[43]

Sealsfields Ralph Doughby, der in seiner fröhlich-wilden Natürlichkeit der natürlichen Wildheit Amerikas gleicht, findet seine Erfüllung in der Tochter des alteuropäischen, zivilisierten Menou. Sie scheint die Frau zu sein, die ihm seine ehemalige Verlobte Emilie Warren wünscht: „eine würdige Gattin, die Ihre Raschheit zu mildern hinlängliche Sanftmuth besitzen möge".[44] Und der Erzähler betont die Versittlichungsrolle der Frauen als ein Fundament der Kultivierungsgeschichte Amerikas: „[…] vor ihnen weicht die Rohheit, schmilzt die Härte. Sie sind es, die den dem Erlöschen nahen Funken des Menschlichen wieder anfachen, den Verwilderten wieder zur Gesittung zurückführen."[45] In diesem Sinn würde ich Wynfrid Kriegleder zustimmen: „George Howards Heirat mit der hübschen Kreolin Louise und die Wiedereinrichtung seiner Plantage sind über das Private hinausgehende Stationen auf dem Zivilisationsprozeß."[46] Als Gegenfiguren könnte auf die verwilderten Trapper-Junggesellen oder aber auf Morton hingewiesen werden; der edle Wilde dagegen, der Ralph Doughby bei einem ungestümen Hirschjagdabenteuer aus der Gefahr rettet, ist vor allem dadurch in seiner Wildheit edel, daß er offensichtlich als Familienvater mit Vater, Mutter, Frau und Kindern lebt.[47]

Beiläufig sei angemerkt, daß die anthropologische Grundlegung der Figuren bei Sealsfield wohl besonders auf drei Pfeilern ruht: *erstens* auf einer als ambivalent angesehenen 'conditio humana', *zweitens* auf einer komplementären, den Menschen als Sozialwesen definierenden Geschlechterordnung und *drittens* auf einer Kulturstufenlehre, welche das ethnologische Moment der Rassendifferenz zum Spiegel eines disziplinierenden Zivilisationsprozesses – also zum Spiegel der Erziehung der naiven *conditio humana* zum zivilisierten, mithin gemäßigten Gegenwartsmenschen macht.

---

43 Ebd., S. 172.

44 Sealsfield: *Ralph Doughby* (Anm. 35), S. 213.

45 Ebd., S. 237.

46 In einer Studie über Morton als 'Anti-Howard': Wynfrid Kriegleder: *Zwischen Goethe und Balzac: Charles Sealsfields „Morton oder die große Tour"*. In: Zwischen Louisiana und Solothurn. Zum Werk des Österreich-Amerikaners Charles Sealsfield. Hrsg. von Joseph P. Strelka. Bern [u. a.]: Lang, 1997 (*New Yorker Beiträge zur österreichischen Literaturgeschichte*; 6), S. 101-118, hier S. 117.

47 Sealsfield: *Ralph Doughby* (Anm. 35), S. 193.

Die Funktionalisierung der anthropologischen Geschlechterdifferenz unterscheidet Sealsfield übrigens auch von Stifter, Gotthelf und anderen Autoren. Während in der zeitgenössischen Debatte um das Menschenbild der Geschlechterunterschied im Hinblick auf die *conditio humana* aller Menschen etwa bei Ernst von Feuchtersleben (1806-1849) auf ein rein statistisches Signal für den Sozialcharakter des Menschen, auf seine natürliche Anlage zur Gemeinschaft reduziert wurde,[48] Stifter eher von der geschlechtsübergreifenden Bezähmungspflicht eines jeden Menschen auszugehen scheint und Gotthelf die Geschlechterdifferenz in erster Linie über soziale Rollenverteilungen definiert, zeigt sich bei Sealsfield eine deutlichere Tendenz zu einer klaren Geschlechterdichotomie mit festgelegten Geschlechtscharakteren.

Von Bedeutung für die Brautschau-Konzeption der Autoren ist auch die Frage nach der Rolle einer spontanen Leidenschaft und Liebe der Partner im Gegensatz etwa zu einer durch die Vernunft bestimmten Partnerwahl. Stifters Augustinus entsagt – so Wolfgang Lukas – seinen sexuellen Wünschen, seinem Begehren, um an sich selbst erzieherisch die Reife zur Partnerschaft als Verzichtsleistung zu erbringen. Das durchaus leidenschaftliche Jawort Margaritas verheißt immerhin eine Erfüllung, die erst durch den vorangehenden Verzicht ermöglicht wird. Im Gegensatz zu Stifters *Mappe* ist die Leidenschaft, die aufwallende Liebe des Augenblicks bei Sealsfield allerdings durchaus als Fundament für eine Eheschließung tauglich. Sowohl George Howard als auch Ralph Doughby sind hierfür Beleg. Das gilt – in etwas unspektakulärerem Gewand und mit Einschränkungen – auch bei Gotthelf, der sich übrigens ebenso wie Sealsfield in diesem Sinn für die individuelle Liebe und gegen eine elterliche Bevormundung, also gegen die Verheiratung der Kinder durch die Eltern ausspricht. Die einzelnen Figuren müssen vor allem das Potential für ein partnerschaftliches Eheleben abgeben, leidenschaftliche spontane Liebe kann hierfür ein Zeichen sein, wenn die Anlage zum Besseren nicht bezweifelt wird. Gotthelfs Roman *Geld und Geist* böte hierfür wohl die treffendsten Belege.

Stillung der Leidenschaft, Bezähmung des Egoismus, sittliche und patriotische Integrität sind auch Maßstäbe, an denen Sealsfield die Werke anderer Autoren in seiner bekannten Vorrede zum *Morton* mißt. Eine andere Frage ist freilich, ob es Sealsfield tatsächlich überzeugend gelingt, diese Forderungen auch im eigenen Werk umzusetzen. Schon Julian Schmidt, der die Fähigkeit, „concrete Menschen" detailliert zu beobachten, empfinden und zu schildern, besonders Jean Paul, Charles Dickens und Jeremias Gotthelf zuerkennen wollte,[49] hatte zwar auch auf die teilweise differenzierte psychologische Motivierung der Handlung bei Sealsfield hingewiesen,

---

[48] Ernst von Feuchtersleben: *Fünf Vorlesungen über Anthropologie.* (Bestimmt zu Vorträgen im Theresiano) 1849. In: Ders.: *Pädagogische Schriften.* Hrsg. von K. G. Fischer. Paderborn: Schöningh, 1963, S. 6-41, hier S. 28-30.

[49] Schmidt: *Geschichte der Deutschen Litteratur* (Anm. 8), S. 351.

aber zugleich bemerkt, ebenso oft sei diese „sprunghaft und verworren".[50] Die Durchführung der Brautschau-Konzeptionen als anthropologische und ethische Bezähmungsfiktion erscheint in den Werken in sich zumindest brüchig. Das Bezähmungsmodell wird der Eigendynamik der Narration geopfert, wenn es etwa der Ich-Erzähler George Howard ist, der nicht aus geläutertem Abstand, sondern aus dem unmittelbaren Erleben von seinem Junggesellenleben berichtet. Howards Entwicklung wird erst im Zusammenhang der Romane von der Brautschau bis zum Pflanzerleben erkennbar, während die Ambivalenz der Figur im ersten Teil auch die Forschung irritiert hat. Annelise Duncan etwa vermutet, daß Sealsfield Howard „mit seinen eigenen Schwächen und Vorzügen ausgestattet [hat] und die eigenen unerfüllten Wünsche sich durch diese Figur erfüllt".[51] Demgegenüber würde ich eine allgemeine anthropologische Grundlage im Sinn einer ohnehin ambivalenten Menschennatur für die Erklärung bevorzugen.

Offensichtlich arbeitet Sealsfield in seinen Texten mit dem unterhaltsamen Reiz des Abenteuerlichen und Erotischen, wodurch eine überzeugende Durchführung der Brautschau-Erzählungen immer wieder unterlaufen wird. Gerade im *Morton* wird der eigentlich bedenkliche Lebenswandel Mortons im zweiten Teil mit einem hedonistischen Reiz ausgestattet, der dem im ersten Teil entwickelten Lob amerikanischen Landlebens und der Triebbezähmung gesitteter Bürgerlichkeit so entgegenläuft wie der Verführungsreiz der biederen Moral. Während der Oberst im ersten Teil als Ratgeber Mortons Mäßigkeit predigt und die „Verläugnung der uns so tief ins Herz gegrabenen Selbstsucht […] zum Besten der Menschheit"[52] als Erziehungsziel postuliert, verfällt Morton im zweiten Teil einer üppigen, wollüstigen und leichtfertigen Französin,[53] deren erotische Vorzüge und Bereitwilligkeit allemal eher auf einen lüstern sympathisierenden Erzähler als auf einen Morallehrer schließen lassen. Nicht zuletzt ist es diese deutliche Neigung zu trivialen Erzählmustern und -gegenständen, welche in den Texten die Konstruktion eines in sich konsistenten Welt- und Menschenbildes verhindert. Besonders auffällig in den hier herangezogenen Texten ist nicht nur die kaum verborgene Neigung zu erotischen Anspielungen oder ein scherzhafter Umgang mit allzu biederer Moral,[54] sondern etwa die fehlende Integration einer nurmehr schauerlichen Kindesentführungsgeschichte als

---

50 Ebd., S. 214.

51 Vgl. Annelise Duncan: *Der fingierte Autor: George Howard und Charles Sealsfield.* In: *Neue Sealsfield-Studien. Amerika und Europa in der Biedermeierzeit.* Hrsg. von Franz B. Schüppen. Stuttgart: M & P 1995, S. 211-225, hier S. 211.

52 Sealsfield*: Morton* (Anm. 1), I, S. 109.

53 Vgl. Ebd. II, S. 144ff.

54 So verbreitet Ralph Doughby etwa im parodierten „Hausvatertone" Mäßigkeitslehren und erregt damit allgemeine Heiterkeit. Sealsfield: *Doughby* (Anm. 35), S. 133.

Binnengeschichte in *George Howards Esq. Brautfahrt*, denn die Erzählung wird zwar als Binnenerzählung eingeleitet, aber nicht wieder in den Handlungsfortgang integriert, so daß ohne inneren Zusammenhang und ohne Deutungsvorgaben der schauerliche Gehalt der Erzählung als erzählerischer Selbstwert bestehen bleibt, was im Gesamtzusammenhang einigermaßen bedenklich erscheinen muß. Es versteht sich von selbst, daß dieser – gerade im vergleich mit Zeitgenossen auffällige – Mangel an weltanschaulicher Konsistenz ebenso wie die deutlich erkennbare Unterhaltungs- und Fabulierfreude auch einer immer wieder erprobten biographischen Sealsfield-Lektüre enge Grenzen setzt.

Die Sichtung zu einer Zeitgenossenschaft ging von der Bestätigung der Differenz zwischen den Autoren aus, um in der von beiden geführten Auseinandersetzung mit einer ähnlich verstandenen literarischen Tradition und Gegenwart dennoch bestehende parallele Tendenzen aufzuzeigen. Vor allem interessierte die Situierung Sealsfields in einem Zusammenhang, den ich als literarische Anthropologie bezeichnen möchte. Die Autoren stellen ihre erzählerische Fiktion auf eine anthropologische Grundlage, welche die ethischen Postulate wahrscheinlich macht, die Handlungsmöglichkeiten der Figuren mitbestimmt und insbesondere zumindest Aspekte einer Sozialordnung benennt, welche wie die Institutionen der Ehe und Familie als Sicherungssysteme gegen das in der *conditio humana* angelegte Potential des Egoismus, der asozialen Interessendurchsetzung, der Verrohung aufgefaßt werden. Anzuregen wäre eine konsequente Analyse der Verbindung von Narration, Anthropologie und Ethik vor dem Hintergrund der Ausdifferenzierung des Liberalismus in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts.

Walter Grünzweig

Charles Sealsfield, Karl Maria Kertbeny und der frühe europäische Homosexualitätsdiskurs

I.

Im Verlaufe meiner Forschung zur Rezeption Walt Whitmans in den deutschsprachigen Kulturen stieß ich durch Zufall auf einen Namen, der mir aus der Sealsfield-Forschung bekannt war. Dies war überraschend, da Sealsfield und Whitman kaum etwas miteinander zu tun hatten, auch wenn sie aus derselben politisch-kulturrevolutionären Schule der *Jacksonian Democracy* kamen. Sealsfield kannte Whitman mit großer Sicherheit überhaupt nicht. Unter Umständen hatte er journalistische Beiträge des jungen Walt in New Yorker Zeitungen gelesen. Die von Whitman selbst herausgegebene berühmte erste Ausgabe der *Leaves of Grass* von 1855 war ihm sicherlich unbekannt geblieben, zumal er sich für Lyrik kaum interessierte. Whitman wiederum hatte Sealsfield in den 1840ern – wie Longfellow, Hawthorne, Poe und andere der „Großen" der amerikanischen Romantik – in der *New World,* für die er auch eine Zeit lang arbeitete, vermutlich in Übersetzung gelesen oder zumindest zur Kenntnis genommen. Dokumentiert ist das jedoch nicht. Eine Persönlichkeit, die nachgewiesenermaßen beide Autoren kannte, war der bedeutende New Yorker *littérateur* Nathaniel Parker („N. P.") Willis. Dieser besuchte Sealsfield 1849 in der Schweiz,[1] aber ob er ihm dabei von Walt Whitman, der 1844 für ihn gearbeitet hatte, erzählte, läßt sich nicht rekonstruieren.

Die wesentlich interessantere Figur, auf deren Namen ich im Zusammenhang mit der Rezeption Whitmans stieß, ist der Sealsfield-Forschung sehr gut bekannt. Es handelt sich um Karl Maria Kertbeny, geb. Benkert (1824-1882). Zwar kannte Kertbeny Whitman genauso wenig wie Sealsfield, aber er fand indirekt seinen Weg in die Whitmanliteratur, und zwar als früher Sexualforscher und Aktivist gegen die Diskriminierung von Homosexuellen, – eine Rolle, die wiederum der Sealsfield-Forschung kaum bekannt bzw. bewusst war. In der frühen Homosexuellenbewegung spielen Whitman und die Whitmankritik selbst eine große Rolle, und so ist es nicht überraschend, daß Kertbeny, der 1869 das Wort „Homosexualität" geprägt hatte,

---

[1] Charles Sealsfield an Stephan Gutzwiller vom 2. Oktober 1849. In: *Der große Unbekannte. Das Leben von Charles Sealsfield. Briefe und Aktenstücke.* Hrsg. von Eduard Castle. Wien: Karl Werner, 1955, S. 229.

heute in der Geschichte der globalen Sexualforschung und Schwulenbewegung seinen festen Platz hat. Sein Grabmal auf einem Budapester Friedhof ist ein bedeutender symbolischer Gedächtnisort der internationalen Schwulenbewegung.[2]

Ich hatte auf der Sealsfieldtagung in Marbach im Jahr 1993 kurz auf Kertbeny hingewiesen. Dieser Hinweis ist jedoch bislang nicht weiter verfolgt worden.[3] Im Verlaufe von zwei Budapest-Aufenthalten konnte ich zunächst Lage und Zustand des Kertbeny-Nachlaßes eruieren, um mich dann mit den reichhaltigen Akten in der Széchényi Könyvtár, der Ungarischen Nationalbibliothek, vertraut zu machen.[4]

Für die Sealsfield-Forschung ist Kertbeny insbesondere mit der spezifischen Thematik des vorliegenden Bands, den Schweizer Jahren des Autors, von Interesse. Er war einer der häufigeren Besucher Sealsfields und schrieb mehrmals über ihn, wobei er jeweils verschiedene Schwerpunkte setzte. Als Beitrag zur facettenreichen Biographieforschung Sealsfield betreffend mag das vorliegende Projekt bereits ausreichend motiviert sein; es geht jedoch weit über dieses Interesse hinaus. Auslösend war insbesondere eine Passage in Kertbenys zweitem Sealsfield-Text, *Erinnerungen an Charles Sealsfield* (Brüssel 1864), geschrieben kurz nach Sealsfields Tod, wo gegen Ende die Frage gestellt wird, welche „von Vorsicht gebotene bürgerliche und soziale Ursache" Sealsfields Maskenspiel zugrunde liegen könnte. Und Kertbeny gibt folgende, dem Durchschnittsleser (und vor meiner Kenntnisnahme der schwulen Rezeption Whitmans auch mir) wenig sagende Erklärung:

> Aber in unserer Zeit liegen noch ganz andere Ursachen zur Verheimlichung seiner Existenz in der Gesellschaft still und verborgen zwischen den verdorrten Schlinggewächsen alter Vorurtheile, die noch den Boden unseres europäischen Lebens überziehen, und zwischen dem übermüthigen jungen Pflanzenwuchs, der keck und einseitig emporschießt, und auch neben sich nichts bestehen lassen will, was

---

[2] Für diese und andere Hinweise danke ich der ungarischen Sozialwissenschaftlerin Judit Takács, die mir maßgeblich bei der Erschließung des Nachlaßes geholfen hat und mir in Budapest für ein ausführliches Gespräch zur Verfügung stand. Ihr Beitrag *The double life of Kertbeny* (in: *Past and Present of Radical Sexual Politics. Working Papers.* Hrsg. von Gert Hekma. Amsterdam: Mosse Foundation, 2004, S. 26-40) stellt eine wichtige Grundlage jeder wissenschaftlichen Befassung mit Kertbeny dar. Für weitere Hinweise auf Kertbeny im Rahmen der Sexualitätsforschung siehe Herzer bzw. Féray/Herzer unten.

[3] Vgl. Walter Grünzweig: *Die wunderlichen Weisen der Methodisten. Sklavenreligion und Subversion bei Sealsfield.* In: *Neue Sealsfield-Studien. Amerika und Europa in der Biedermeierzeit.* Hrsg. von Franz B. Schüppen. Stuttgart: M & P, 1995, S. 242-244.

[4] Ich danke der Ungarischen Nationalbibliothek, der Széchényi Könyvtár und insbesondere Frau Dr. Orsolya Karsay, für die großzügige Hilfe bei der Sichtung des Nachlaßes von Kertbeny. Der Abdruck der Dokumente aus der Nationalbibliothek erfolgt mit freundlicher Genehmigung.

> nicht ganz gleicher Farbe ist. Doch das gehört ins Gebiet der einstigen Kulturgeschichte unserer Entwicklung von Recht, Sitte, wirklicher Sittlichkeit und Numa Numantius'scher Thesen.[5]

Es ist amüsant, daß die 1943 im Dritten Reich erschienenen *Quellenschriften*[6] das Pseudonym „Numa Numantius" aufnahmen und Eduard Castle damit ahnungslos eine Schlüsselfigur der frühen Schwulenbewegung in der Sealsfield-Forschung kanonisierte. Denn Numa Numantius, und das konnte selbst ein detailverliebter Forscher wie Castle nicht wissen, war niemand anderer als der Pionier des Homosexuellenbewegung, Karl Heinrich Ulrichs. Und – hier das sexualhistorisch bedeutsame Ereignis, das inzwischen auch Sealsfields Namen in der Literatur etabliert hat – der Hinweis in Kertbenys Schrift war die erste öffentliche Erwähnung von Ulrichs' gerade publizierten Thesen, wenn auch an einem recht obskuren Ort.[7]

In den Erinnerungen an Charles Sealsfield fördert genaue Lektüre noch einen weiteren, ähnlich verklausulierten Hinweis zutage:

> Denn schweigen konnte er wie eine Auster; auch in scheinbar vertrautestem Freundeskreise. Und so ist zu befürchten, daß er alle Anstalt traf, um sogar auch die Testamentsexekutoren nichts finden zu lassen, als eben blos das Testament; wenn aber die in letzterem bedachten Personen keinen Aufschluß zu geben wissen, dann gibt es noch ein historisches Räthsel mehr zu jenen über die Persönlichkeit der Päpstin Johanna, der Eisernen Maske, des Junius, des Chevalier d'Eon und Kaspar Hausers.[8]

Vier der fünf erwähnten Bespiele sind einschlägig bzw. haben entsprechende Innuendos. Die Päpstin Johanna und der Chevalier d'Eon sind *transgender*-Phänomene (von ersterer wird es der Legende nach behauptet; der Chevalier behauptete von sich selbst, physisch eine Frau zu sein, auch wenn die ärztliche Untersuchung nach seinem Tod ergab, daß dem nicht so war); Kaspar Hauser und der Mann mit der Eisernen Maske wird bestimmten Überlieferungen gemäß mit Homosexualität und *transgender* in Verbindung gebracht. Lediglich der Anonymus Junius, ein britischer Politkritiker, dessen Identität bis heute nicht geklärt ist, passt nicht in diese Reihe,

---

5 Karl Maria Kertbeny: *Erinnerungen an Charles Sealsfield*. In: *Das Geheimnis des großen Unbekannten. Charles Sealsfield – Karl Postl. Die Quellenschriften*. Hrsg. von Eduard Castle. Wien: Wiener Bibliophilen-Gesellschaft, 1943, S. 36-56, hier S. 154.

6 Anm. 5.

7 Zu dieser Stelle sowie zu Kertbeny und Ulrichs vgl. Manfred Herzer: *Kertbenys Leben und Sexualitätsstudien*. In: Karl Maria Kertbeny: *Schriften zur Homosexualitätsforschung*. Berlin: Verlag rosa Winkel, 2000, S. 30-32.

8 Kertbeny: *Erinnerungen an Charles Sealsfield* (Anm. 5), S. 115.

Dieser wird mit Sealsfield in bezug auf *Austria As It Is* (1828), dessen Autorschaft Sealsfield Kertbeny gegenüber eingestand, in Verbindung gebracht.[9]

Mit diesen Anspielungen Kertbenys ist in hinsichtlich der sexuellen Identität Sealsfields nichts bewiesen. Ich hatte in Marbach lediglich auf einen mir bedeutsam erscheinenden Nexus hingewiesen, dem ich in den Archivstudien nun im Detail nachgehen wollte. Darüber hinaus soll die vorliegende Untersuchung versuchen, Kertbenys Persönlichkeit sowie seine Funktion und Leistungen in der Sealsfield-Forschung insgesamt genauer zu definieren und konkreter zu bewerten.

II.

Zwischen 1860 und 1863, also in Sealsfields späten Jahren, war Kertbeny sieben- oder achtmal in Solothurn und hat deshalb einiges über den Schriftsteller zu berichten. Trotzdem hat er in der Sealsfield-Forschung bislang keinen sehr guten Namen und wurde schon früh als unglaubwürdig bezeichnet. In einem Brief an Elise Meyer schreibt Sealsfield selbst am 1. September 1860:

> Die Briefe des Ungarn lege ich bei (zu verschiedenen Büchern, Geschenke der Verfasser) u bitte Sie um Ihr Urtheil. Ein merkwürdiger Kamerad in der That! Fein u roh, demüthig u arrogant, wahr u falsch, kurz eine Musterkarte von Incongruitäten wie sie nur in einem Lande sich vorfinden können, das Anomalie ist wie Ungarn.[10]

Diese Aussage stellt zwar ein eher gemischtes Urteil dar, scheint allerdings doch nicht Elise Meyers gänzliche Ablehnung zu rechtfertigen, die sie über Kertbeny nach Sealsfields Tod an dessen Schwestern ausdrückte:

> Der Name Kertbeny ist Ihnen als der eines ungarischen Flüchtlings wohl kein unbekannter. In Solothurn drängten sich an den großen Schriftsteller einige solche Männer der Umsturzparthei: sie würden ihn gar zu gerne vor der Welt als einen der Ihrigen bezeichnen. Aber wenn auch Republikaner war Ch. Sealsfield in Gesinnung den Revolutionärs wenigstens ebenso fern als der Reaktion, was ich mit seinen Briefen beweisen kann. Von Kertbeny sind kürzlich Erinnerungen an Ch. Sealsfield erschienen, die aber viele Unrichtigkeiten enthalten und nicht den mindesten Aufschluß über Leben u. s. w. meines verehrten Freundes geben. Natürlich! wenn sich dieser auch die Besuche Kertbeny's gefallen ließ, ihn in sein Vertrauen zu ziehen, dazu war er nicht der Mann.[11]

---

9 Vgl. Ebd., S. 127f.

10 In: Castle: *Briefe und Aktenstücke* (Anm. 1), S. 318.

11 Elise Meyer an Sealsfields Schwestern vom 14. Dezember 1864. In: Castle: *Briefe und Aktenstücke* (Anm. 1), S. 402f.

Eduard Castle wiederholt und bestärkt dieses Mißtrauen. Er bezeichnet Kertbeny als unglaubwürdig und zudringlich, von Sealsfield eher geduldet als geschätzt.[12] Es ist erstaunlich, daß trotz dieses Mißtrauens die verschiedenen Beiträge Kertbenys in Castles *Quellenschriften* von 1943 immerhin mehr als ein Fünftel (!) des Bandes einnehmen. Darüber hinaus wird er von den übrigen frühen Stimmen, die in dieser Sammlung vertreten sind, ausgesprochen häufig erwähnt. Im Briefband druckt Castle die von Kertbeny lediglich in gedruckten Texten zitierten und nicht im Original vorliegenden Briefe Sealsfields unkommentiert ab, – ein großes, philologisch nicht ganz gerechtfertigtes Vertrauen angesichts der Tatsache, daß er Kertbeny nicht nur für unzuverlässig, sondern auch noch für einen „Verlierer" hielt. Auch in der Biographie greift Castle rund dreißig Mal auf Kertbeny zurück.

Die ablehnende Haltung der Sealsfieldforscher wird von einer Reihe anderer Beobachter geteilt. Kertbeny galt so manchem Kommentator als oberflächlicher Vielschreiber, als unsteter, ganz Europa unsicher machender Schuldenmacher und ganz besonders als extrem prominentenverliebter Zeitgenosse, dem es nur darum ging, seinen eigenen Namen mit berühmten Persönlichkeiten in Verbindung bringen zu können. Eine Glosse in einem deutschen Feuilleton, die sich in Kertbenys Zeitungsausschnittsammlung in Budapest findet, faßt seine Persönlichkeit mit aggressiver Ironie zusammen:

> Die Zeitungen haben alle Hände voll zu thun, um seine Thaten zu registriren. Heute kommt er in einer Stadt an, über vier Wochen reist er wieder ab, oder vielmehr ist er wieder abgereist, denn dieser Act geht gemeiniglich in viel größerer Stille vor sich, als das Ankommen; in der Zwischenzeit hat er sechs Bücher geschrieben, auf deren Titelblättern ebenso vielen bekannten Persönlichkeiten des Ortes das schmeichelhafte Zeugniß ausgestellt wird, daß sie sich Herrn Kertbeny's „Freundschaft" erworben haben, und diese „Freunde" pflegen sein plötzliches Verschwinden mit einer Wehmuth aufzunehmen, welche doch nicht egoistisch genug ist, um sie seine Wiederkehr wünschen zu lassen. Heute in München und morgen in Genf, jetzt in London und dann in Turin; kein Wandermime thuts ihm an Beweglichkeit zuvor […].[13]

In vielem ist Kertbeny eine sehr Sealsfieldsche Persönlichkeit, und zwar gerade was die negativen Seiten derselben betrifft. Der deutsche Sexualhistoriker Manfred Herzer hat ihn in die Nähe von „Hochstapelei, Betrug und Prellerei"[14] gestellt; sein Leben lang habe er sich finanzielle Unregelmäßigkeiten zu Schulden kommen lassen.

---

12 Vgl. Eduard Castle: *Der große Unbekannte. Das Leben von Charles Sealsfield (Karl Postl).* Wien und München: Manutius Presse,1952, S. 590f.

13 [Anon.]: *Alexander Petöfi und Herr Kertbeny*. Ohne weitere Angaben. Zeitungsausschnitt, Teil des Nachlaßes in der Ungarischen Nationalbibliothek (Oct. Germ. 297).

14 Herzer: *Kertbenys Leben und Sexualitätsstudien* (Anm. 7), S. 20.

Wie Sealsfield bot sich Kertbeny – ebenfalls erfolglos – der österreichischen Polizei als Informant an.[15] Wie Sealsfield adaptierte er kreativ seine Herkunft und Biographie, wobei er immer zwischen einem revolutionären und einem konservativen Impetus zu schwanken scheint. Wie Sealsfield hatte er zwei ganz verschiedene, voneinander weitgehend unabhängige Identitäten, deren Separation nicht namensmäßig-lebensgeschichtlich begründet war wie im Falle von Postl-Sealsfield, sondern die durch die Zweiheit seiner öffentlichen Persönlichkeit als *littérateur* und seiner anonymen Rolle als Kämpfer gegen die rechtliche Diskriminierung Homosexueller erklärbar ist. Und sogar ein körperliches Gebrechen teilten die beiden: Wie Sealsfield bekam Kertbeny früh Schwierigkeiten mit seinem Augenlicht und war gegen Ende seines Lebens fast erblindet.

So ergibt sich insgesamt das Bild eines unglücklichen Zerrissenen, das selbst von den ihn positiv sehenden Sexualhistorikern geteilt wird, die seine öffentliche, literarische Tätigkeit als insignifikant darstellen und sich ganz auf seine terminologische und sexualtypologische Pionierarbeit konzentrieren. Demgegenüber soll hier – aus der Kenntnis seines faszinierenden Nachlaßes im Budapester Archiv heraus – versucht werden, die Gesamtleistung Kertbenys zu verstehen und damit auch dessen Bedeutung für das Verständnis von Sealsfield zu etablieren bzw. zu rekonstruieren.

Karl Maria Kertbeny war eine klassische Mittlerpersönlichkeit. Er ist zwar in Wien geboren, aber in Ungarn aufgewachsen und fühlte sich sehr bald ganz der ungarischen Nationalbewegung zugehörig. Judit Takács vermutet, daß sein Ungarisch nicht besonders gut gewesen ist; aber gerade diese Zwischenstellung führte dazu, daß er es als eine seiner Hauptaufgaben ansah, die – vor allem deutschsprachige – Welt mit der weitgehend unbekannten Kultur und Literatur Ungarns bekannt zu machen. Sealsfield selbst unterstützte solche Bestrebungen, wie er Kertbeny in einem Brief vom 27. Januar 1863 mitteilte:

> Für Ihr jetziges Vorhaben jedoch, ein Handbuch ungrischer [sic] Bibliographie zu schreiben, werden Sie sich Dank und Lohn verdienen. Es ist ein Werk durch welches – wenn auch nur leidlich durchgeführt – Ungarn in die Reihen civilisirter Völker einzutreten, entscheidenden Anlauf nimmt. Empfangen Sie daher zu diesem Ihren EntSchluße, und den schon begonnen Anfängen meinen aufrichtigsten Glückwunsch.[16]

Neben der Bibliographie gründete er zu diesem Zweck mehrere, teils kurzlebige Zeitschriften, schrieb mehrere tausend (!) Artikel in europäischen Zeitungen und Magazinen verschiedenster Provenienz und übersetzte die ungarische Nationallite-

15 Vgl. Ebd., S. 22.

16 In: Castle: *Briefe und Aktenstücke* (Anm. 1), S. 336.

ratur seiner Zeit, darunter Autoren wie Sándor Petöfi, Mór Jókai und János Arany. Er schrieb über ungarische Geschichte, Politik, Städte und Volkskultur, immer bestrebt, eine Lebenswelt, für die im Rest Europas kein rechtes Verständnis existierte, dem interessierten Leser zu öffnen. Seine europäische Perspektive ist vielleicht am besten erkennbar durch das nie realisierte Projekt einer *Europäischen Literaturzeitung*, die den großen Tageszeitungen Deutschlands und Österreichs zweimal wöchentlich beigelegt werden und der europäischen Literatur und Kultur eine breite Öffentlichkeit geben sollte.

Kertbenys Sucht nach Kontakt mit Prominenten sollte ebenfalls nicht ganz so negativ beurteilt werden, wie dies bisher geschehen ist. Der Ungar kannte eine sehr, sehr große Zahl von sehr bedeutenden Menschen persönlich, die er auch immer wieder in umfangreiche Listen und Darstellungen bannte, aber er war auch immer sehr großzügig, wenn es darum ging, Beziehungen herzustellen, die für andere nützlich waren. So entstand Gustave Revilliods französische Übersetzung von Teilen des Romans *Das Kajütenbuch* (1861) auf Vermittlung und Initiative Kertbenys, und es darf zumindest vermutet werden, daß er seine Hand im Spiel hatte, als es um die Durchsetzung des für uns so wertvollen einzigen photographischen Portraits Sealsfields ging.

Auch seine wie eine Marotte anmutende Art, die persönliche Bekanntschaft und Freundschaft von Autoren zu suchen, von Petöfi über Heine bis Sealsfield, wird bei genauerem Hinblicken verständlicher. Dazu braucht man gar nicht die potenziell homoerotische Dimension seiner Persönlichkeit zu bemühen, die natürlich auch eine Rolle gespielt haben mag. Wie etwa die Berichte über seine Treffen mit Sealsfield zeigen, konnte er *zuhören*. Es ging ihm um das Werk, um die Bezüge des Werks zur Lebenswelt des Autors und um das Netzwerk von literarischen Texten und literarischen Persönlichkeiten, in denen sich ein einzelner Autor befand. Er sah sich als Ein-Mann-Literaturarchiv, das einzelne Stimmen der Literatur, aber auch die Literatur als System verschiedener Bezüge sicherte. Von seinen biobibliographischen Datensammlungen über die Briefschaften einzelner Autoren bis hin zu den „Albumblättern" und Unterschriftsproben ging es ihm immer darum, Texte und Autoren möglichst konkret, d. h. auch in ihrer (Hand-)Schriftlichkeit, zu dokumentieren.

Diese Beziehungsbesessenheit steht meiner Ansicht nach auch hinter seinem Interesse für die menschliche Sexualität. In einer handschriftlich konzipierten Ankündigung eines anonymen Werks zum „Homosexualismus" stellt er fest:

> Mit diesem Werk wird eine Frage berührt, die seit fast 2 Jahrtausenden nicht nur von allen Moralisten, Rechtslehrern, Medizinern und überhaupt Naturforschern und Filosofen einstimmig als das Scheußlichste und Schröcklichste hingestellt wird, was sich nur je als übles Symptom im gesellschaftlichen Leben bemerklich machte, sondern zugleich auch eine Frage, von der, wie gleich bewiesen werden

> soll, die Wissenschaft in Wirklichkeit grade so viel weiß, als von der angeblichen Bevölkerung im Monde! [17]

Es geht ihm, anders als Ulrichs – mit dem er eine Zeitlang in intensivem brieflichem Kontakt war, sich dann jedoch allem Anschein nach überwarf – und vielen anderen frühen Vertretern der Homosexualitätsbewegung, *nicht* um die Definition eines speziellen Typus von Mann, häufig eines „weiblichen" oder „zwischengeschlechtlichen" Mannes. Vielmehr entwarf er eine Typologie, die die Homosexualität quasi natürlich und gleichberechtigt neben zwei andere Formen menschlicher Sexualität stellte, nämlich die Monosexualität (Onanie) und die Heterosexualität (ein Begriff, der ebenfalls von Kertbeny geprägt wurde). Ausgehend von der Überlegung, daß jeder Mensch mit seinem Körper machen dürfe, was er wolle, so er andere nicht schädige, kritisiert er die rechtliche Diskriminierung der Homosexuellen nicht bloß als Ungerechtigkeit, sondern hebt hervor, daß das, was den Homosexuellen so häufig vorgeworfen werde, eigentlich wesentlich häufiger und intensiver auf die heterosexuelle Lebensführung zuträfe – und nicht bestraft würde.[18]

Es sei dahingestellt, ob Kertbeny praktizierender Homosexueller war oder vielleicht auch „nur" homoerotische Tendenzen hatte. Für beides spricht eine Menge. In seinen zwei anonymen Pamphleten sowie weiteren, von Manfred Herzer zugänglich gemachten Schriften zitiert er jedoch häufig Schriftsteller und Künstler, die einerseits gezwungen waren, ihre Homosexualität zu verstecken, ihr andererseits jedoch durch ihre Kunst spezifischen Ausdruck gaben. Das Besondere an der oben zitierten Aussage zu Sealsfield ist, daß der „öffentliche" Literaturkritiker Kertbeny hier den Anliegen des Antidiskriminierungsaktivisten Kertbeny, dessen Werke erst fünf Jahre später anonym erschienen, Stimme und Ausdruck gibt. Die Aussage zu Sealsfield ist also so etwas wie ein *coming out* Kertbenys, was aber wegen der Verklausulierung zunächst von niemandem bemerkt wurde.

III.

Die kursorische Sichtung des umfangreichen Archivmaterials ergibt eine Reihe von Schlußfolgerungen für Sealsfield und die Sealsfield-Forschung bzw. für eine Biographie Sealsfields in seinen Schweizer Jahren.

Sexuelle Orientierung. Die in den *Erinnerungen* gegebenen Hinweise Kertbenys auf die mögliche Homosexualität als Grund für Sealsfields mysteriöse Lebensfüh-

---

17 Kertbeny Nachlaß Budapest (Oct. Germ 381).

18 Vgl. dazu Kertbeny: *Schriften zur Homosexualitätsforschung* (Anm. 7), daneben auch Jean-Claude Féray und Manfred Herzer: *Kertbeny, une »énigmatique mosaïque d'incongruités«.* In: *Études Finno-Ougriennes* 22 (1989-1990), S. 215-239.

rung bleiben auf diese Publikation beschränkt. Die sich daran anschließende Passage, in der berichtet wird, daß „der sonst so umgangsscheue Amerikaner in so vertrauten Beziehungen" mit einem von einem „juridischen Kannibalismus" verurteilten „Unglücklichen" stand, „daß die Volksfama auch seinen [Sealsfields] Namen mit in die Affaire verwob" und Sealsfield „wirklich sofort darnach Zürich verlassen haben, dann aber freilich wieder öfter dort auf Besuch gewesen sein soll",[19] bleibt *auch* im Bereich des Unbestimmten. Keine von mir gesichteten handschriftlichen oder anderen Dokumente des Nachlaßes Kertbenys verweisen ein zweites Mal auf eine mögliche Homosexualität bzw. homoerotische Orientierung Sealsfields und wenn Manfred Herzer in seiner Einleitung zu Kertbenys Schriften Sealsfield neben August von Platen und Eugène Sue schlichtweg zum „schwulen Schriftsteller" erhebt, so gibt es dafür keine weiterführende Grundlage.

Es gibt aber auch keinen Beweis des Gegenteils. Es ist kein Wunder, daß Kertbeny ausgerechnet bei Sealsfield seine sexualwissenschaftlichen Überlegungen öffentlich machte. Das Versteckspiel dieses Mannes, das bis heute nicht geklärt ist, kann eben auch als Selbstverleugnung eines Homosexuellen gesehen werden. Nimmt man dazu die frauenlose Lebensführung oder auch die Problematik von Sealsfields Frauendarstellungen, wird man sich diese Interpretationsoption bei der biographischen Rekonstruktion – nicht so sehr bei der Textinterpretation – zumindest offenhalten dürfen.

Kertbenys Beschäftigung mit Sealsfield. Kertbenys Interesse an und Auseinandersetzung mit Sealsfield ist viel intensiver als bislang angenommen wurde und als die publizierten Texte vermuten ließen. Man kann von einer jahrzehntelangen Beschäftigung mit Biographie und Werk sprechen. Immer wieder legt er Jahreslisten an, in die er Sealsfields Entwicklung, teilweise parallel mit anderen Entwicklungen, tabellarisch darstellt. Es gibt Listen von Städten, in denen Sealsfield gelebt, Listen von Personen, die er gekannt hat. Was das Werk betrifft, so ist die Breite und Quantität der Notizen und Exzerpte, Sealsfields Texte betreffend, erstaunlich. Neben Zitaten und Kommentaren finden sich auch Hinweise auf historische Kontexte und auch etwa Listen von Fremdwörtern, die Sealsfield benutzte und die mit viel Kenntnis des U.S.-amerikanischen und internationalen Umfelds erklärt werden. Kertbeny war nicht bloß ein Bewunderer Sealsfields, er war auch ein Kenner seines Werks.

Bewertung von Kertbenys gedruckten Aussagen zu Sealsfield. Kertbenys umfassende Kenntnis von Sealsfields Werk sollte uns etwas vorsichtiger machen, wenn es um die Einschätzung von Kertbenys gedruckten Schriften zu Sealsfield geht, die alle in den *Quellenschriften* abgedruckt sind. Das sind chronologisch:

---

[19] Kertbeny: *Erinnerungen*. In: Castle (Hrsg.): *Quellenschriften* (Anm. 5), S. 154.

Karl Maria (Benkert) Kertbeny (1824-1882)
Aufnahme 1846/47

Karl Maria (Benkert) Kertbeny (1824-1882)
Aufnahme 1858

„Besuche bei Charles Sealsfield", erschienen 1863 noch zu Lebzeiten des Autors in Kertbenys Sammlung *Silhouetten und Reliquien*, die Erinnerungen an verschiedenste Autoren, darunter Heine und Zschokke, vereinigt.[20]

Erinnerungen an Charles Sealsfield, geschrieben in Brüssel und 1864 erschienen als Broschüre nach dem Tod Sealsfields, die in mehreren Briefen sehr geschickt das Wissen des Autors mit den nach und nach bekannt werdenden Details im Zuge der Testamentseröffnung verknüpft.[21]

„Die Räthsel in Charles Sealsfields Leben", erschienen als Serie in der *Deutschen Zeitung* im Oktober 1880.[22]

Die Sealsfieldfunde in Kertbenys Nachlaß legen nahe, diese Quellen ernster zu nehmen, als das bislang getan wurde. Insbesondere sollten das jene tun, die an der Biographie und den Schweizer Jahren interessiert sind. Der erste Text etwa geht aus von einer kajütenbuchartigen Runde in Genf, bei der die Teilnehmer, ein preußischer Baron, ein ungarischer revolutionärer General, weiters der Hausherr, „eine der ersten Intelligenzen Genf's"[23] und andere, spontan ihre gemeinsame Liebe für Sealsfield entdecken und den Autor feiern. Als der Erzähler, Kertbeny, zu bedenken gibt, daß Sealsfield noch lebe, und zwar in nicht allzu großer Entfernung, beschließen der Baron und Kertbeny eine Expedition. Diesen Baron, der in dem Text einen köstlichen Charakter abgibt und in den „Erinnerungen" und den persönlichen Aufzeichnungen Sealsfields (s. u.) als Baron Heinrich Fircks identifiziert werden kann, gab es tatsächlich. Ich konnte mit seinem heute achtzigjährigen Enkel, der in Münster lebt, Kontakt aufnehmen, der mir Details aus dem Leben seines Großvaters bestätigte, die mit den Informationen in Kertbenys „Besuchen" übereinstimmen.

Dieses Beispiel, aber auch Kertbenys Manuskripte zeigen, daß – anders als es uns Castle glauben machen will – durchaus eine reale Grundlage seiner Darstellungen besteht, wenn auch seine Wirklichkeiten, wie ich meine, hin und wieder auf sehr spezifische Weise konstruiert sind. Wir erfahren in diesem ersten, wirklich gut geschriebenen Text viel über die Rezeption Sealsfields und das intellektuelle Klima der internationalen Rezeption seiner Werke Sealsfields noch in den sechziger Jah-

---

[20] Karl Maria Kertbeny: *Besuche bei Charles Sealsfield.* In: Karl Maria Kertbeny. *Silhouetten und Reliquien.* Prag: Kober, 1863, S. 110-135. Nachgedruckt in Castle (Hrsg.): *Die Quellenschriften* (Anm. 5), S. 36-56.

[21] Karl Maria Kertbeny: *Erinnerungen an Charles Sealsfield.* Brüssel und Leipzig: Ahn's Verlagsbuchhandlung, 1864.

[22] In: Castle (Hrsg.): *Die Quellenschriften* (Anm. 5), S. 379-418.

[23] Kertbeny: *Silhouetten.* In: Castle (Hrsg.): *Quellenschriften* (Anm. 19), S. 37. Gemeint ist Gustave Revilliod.

ren. Der revolutionäre, teilweise auch national(istisch)e Kontext dieser Rezeption, über die sich Sealsfield laut Elise Meyer negativ geäußert hatte, ist nicht zu übersehen. Viel wird auch über seinen Solothurner Kontext, seine literarischen Netzwerke (darunter Cooper und Scott) und über die Spezifik seiner Literatursprache gesagt. Interessant ist in diesem Zusammenhang auch die Beobachtung, daß Sealsfield das Englische „so geläufig wie deutsch" spreche, „aber keineswegs mit jenem bestimmten Accent, der den geborenen Amerikaner oder Engländer nicht verkennen läßt."[24]

Der zweite, wichtigste, Text enthält eine Fülle von Informationen und Namen sowohl aus Sealsfields vorschweizerischem Leben als auch Spekulationen über seine Maskerade, darunter auch die zitierte Spekulation über den Einfluß seiner möglichen Homosexualität. Insbesondere von Interesse für Sealsfields Biographie sind Hinweise auf Kontakte mit den Napoleoniden – eine Frage, der die ernsthafte Sealsfield-Forschung bislang beharrlich ausgewichen ist; die Aufenthalte in Mexiko; die politischen Kontakte Sealsfields in den Vereinigten Staaten und sein Hass auf Österreich. Die im 20. Jahrhundert häufig gemachte Beobachtung, die Österreicher ehrten ihre Genies erst, wenn sie unschädlich seien, wird von Kertbeny in Zusammenhang mit Sealsfield mit bestürzender Prägnanz formuliert:

> [Die österreichischen Blätter nach Sealsfields Tod] jubeln, einen ‚berühmten Oestreicher' mehr zu haben, ganz naiv, ohne zu merken, welche Ironie darin liegt, daß jeglicher Oestreicher der außer seinen vier Pfählen berühmt ist, dies nur wurde, indem er sich ermannte, Oestreich zu fliehen und zu haßen![25]

Bedeutend ist auch dieser Text aufgrund der Aussagen Sealsfields zu seiner Sprache und zur Romanpoetik; darüber hinaus gibt es durchaus glaubhafte Hinweise auf das vermutlich vernichtete, aber nach Kertbeny damals existierende nicht publizierte Spätwerk. Daß er Kertbeny einmal gefragt haben will, ob er bereit sei, ihm bei seinen Memoiren zu assistieren, ist ebenso m. E. genauso glaubhaft wie die Aussage des Ungarn, Sealsfield wäre ihm „zum wahrhaft väterlichen Freund geworden."[26]

Der dritte Text mag Castle mehr beEinflußt haben, als er zugeben möchte. Inhaltlich ist er der enttäuschendste. Eineinhalb Jahrzehnte nach Sealsfields Tod widmet sich Kertbeny mit diesem langen Beitrag erneut einer der literarischen Leitfiguren seines Lebens. Daß er sich auf diese Arbeit intensiv vorbereitet hatte, zeigen die vielen Notizen und Überlegungen zu dieser Schrift. Dabei sind die Fragen, die Kertbeny bezüglich der Ungereimtheiten in Sealsfields Biographie stellte, alles an-

---

24 Ebda, S. 51.

25 Kertbeny: *Erinnerungen an Charles Sealsfield*. In: Castle (Hrsg.): *Quellenschriften* (Anm. 5), S. 162.

26 Ebd., S. 152.

dere irrelevant und noch heute bedenkenswert, wenn man versuchen will, Castles glättende Darstellung zu hinterfragen.

Die „Räthsel in Charles Sealsfields Leben" werden dann allerdings auf sehr einseitige Weise mit der Freimaurerei verbunden. Sealsfields Flucht, seine finanzielle Ausstattung, seine Bekanntschaft mit den Napoleoniden, – alles freimaurerischen Ursprungs, verbunden mit der Person des Frankoamerikaners Stephen Girard in Philadelphia. Dabei spielt mit dem Schlüsseljahr 1828, das er in Sealsfields Biographie und Œuvre erkannt haben will, fast auch noch eine Art Zahlenmagie in den Text hinein. Möglicherweise hat diese mythenbildende Schrift mehr Wirkung gehabt als alle anderen Texte Kertbenys; als Fußnote zur qualifizierten Aussage von Dieter Binder zu Sealsfields Freimaurerbeziehungen[27] ist dieser Text sicherlich zu erwähnen.

Einige interessante Beobachtungen – natürlich verfremdet durch die zeitliche Distanz – finden sich hier zur Persönlichkeit und zum Äußeren Sealsfields „Denn überhaupt war Sealsfield weder melancholisch, noch menschenscheu, sondern bei guter Laune humoristisch, zumeist aber bitter witzig."[28] Der genaue Blick auf Personen, der in Kertbenys Unterlagen immer wieder zu finden ist, wird wohl teilweise auch Sealsfield gerecht geworden sein. Man ist verleitet, die mythenbildende Zerrissenheit in Sealsfields Persönlichkeit mit dem Geheimnis der „Erinnerungen" zu verbinden:

> Was ihn aber so unheimlich und räthselhaft erscheinen machte, war mitten in größter Heiterkeit das Aufblitzen dunkler Erinnerungen, die er rasch unterdrückte; seine vielfache Schlaflosigkeit in Nächten, in denen er bis an den Morgen in seiner Stube umherirrte, wie von einem bösen Geiste getrieben; sein sporadischer Hang zur Einsamkeit und seine stundenlangen einsamen Spaziergänge, verloren in tiefe Gedanken.[29]

Allein, die gleich darauffolgende Vermutung, aufgenommen von Castle und anderen Kommentatoren, deutet in eine ganz andere Richtung: „War er in Amerika etwa Sklavenhalter gewesen und reich geworden? Oder gar etwa Sklavenhändler, gewinnbeglückter Pirat?" Zwar verwirft Kertbeny im Laufe dieses Artikels diese Spekulation, aber nur, um sie durch seine umfassende Freimaurerthese zu ersetzen.

---

[27] Dieter A. Binder: *Charles Sealsfield und die Freimaurerei. Von der Verschwörungstheorie zur virtuellen Realität*. In: *Charles Sealsfield. Lehrjahre eines Romanciers 1808-1829. Vom spätjosephinischen Prag ins demokratische Amerika*. Hrsg. von Alexander Ritter. Wien: Praesens, 2007, S. 125-133.

[28] Kertbeny: *Das Räthsel in Charles Sealsfields Leben*. In: Castle (Hrsg.): *Quellenschriften* (Anm. 5), S. 382.

[29] Ebd., S. 382.

Kertbenys Manuskripte als Quellen für die Sealsfield-Forschung. Zunächst geben sie uns Einsicht in die sieben oder acht persönlichen Treffen Kertbenys mit Sealsfield. An einer zusammenfassenden Stelle heißt es in Kertbenys Notizen:

> 49) 1860. Solothurn. Im Juni erster Besuch Kertbeny's – in Begleitung des Baron Heinrich Firks – bei Sealsfield. Freundlichste Aufnahme Beider. Bekanntschaft durch ihn mit Amiet (s.d.) und Alfred Hartmann (s.d.) – 15-17 Sept. Sonntags-Dienstag, wieder in Solothurn, Hôtel Bargezzi, herrliche Tage mit Sealsfield, stets bei ihm dinirt, Spaziergänge mit ihm im Walde. Gab ihm meinen Petöfi und mein Werk über Széchenyi (aus den Briefen an meine seel. Mutter). – Im Oktober Gustave Revilliod (s.d.) aus Genf, von mir empfohlen, bei Sealsfield; entzückt darüber.
>
> 50) 1861. Solothurn. – Mein Werk über †Graf Teleki Sealsfield gewidmet, in 7 Briefen, Genf, Mai 1861. – Im Juni 4 Tage bei Sealsfield in Solothurn. Ihm Jókai's „Ungarischen Nabob" 4 Bde, deutsch gegeben. – An Sealsfield meine Fotografie, meine Gedichte Arany's, und meine „Silhouetten und Reliquien I Bd. – Ende Juni in Ouchy mit Elpis Melena. 29-30 Juni allein nach Solothurn, herzlichst empfangen. – 23 Okt. Von Bern kommend den Nachmittag nach Solothurn. Andern Tags früh nach Genf. –
>
> 51) 1862. Im März in Ouchy. Mein Kampf mit James Fazy und Karl Vogt wegen deren Spielbank. Hinüber nach Solothurn zu Sealsfield der mir Rath gab. – Genf, 13 Mai, nach Solothurn. 15. Mai weiter nach Bern. Sealsfield lud mich zu Tisch, sehr freundlich, doch ohne ein Wort auf die Genfer Geschichte zu erwidern, war entzückt über Revilliods franz. Prairie am Jacynto, und las mir den Brief Saint= Réné Taillandiers – Im August schickte mir Alfred Hartmann auf Ersuchen Sealsfields das von diesem für mich geschriebene Albumblatt. – 22 Sept. Mein letzter achter Besuch in Solothurn. Ich erklärte Sealsfield, im Winter nach Paris zu gehen; er erlaubt mir, auch von dort an ihn zu schreiben. Herzlicher Abschied. Er hält mich an der Hand, bis an die Thür. – 2 Dez. 1862 kam ich wieder einmal in Paris an, schrieb am 20. Dez. an Sealsfield. –[30]

Es ist unwahrscheinlich, daß Zahl, Dauer und „Tiefe" dieser Besuche fingiert sind. Gegen diese Annahme sprechen übereinstimmende Details, die an anderen Orten des Nachlaßes zu finden sind, aber auch Informationen außerhalb des Nachlaßes, wie sie etwa von Jeffrey Sammons in Zusammenhang mit dem von ihm aufgefundenen Brief Sealsfields an Kertbeny im vorliegenden Band berichtet werden.

Darüber hinaus enthält der Nachlaß Informationen, die in den gedruckten Quellen gar nicht vorhanden sind. Durch seine vielfältigen Kontakte hatte Kertbeny die Möglichkeit, frühe Kommentatoren und Zeugen zu Sealsfields Leben zu kontaktieren, Informationen zu erhalten bzw. solche zu hinterfragen. Besonders interessant ist eine Liste von Persönlichkeiten, mit denen Sealsfield Kontakt gehabt

30 Kertbeny Nachlaß (Oct. Germ. 585, 586).

hatte und die Kertbeny offensichtlich Informationen vermittelt haben, die teilweise noch nicht bekannt sind.

Von besonderem Interesse ist schließlich Kertbenys Korrespondenz mit den Verlagshäusern Sealsfields, die eine Fülle von Details in Bezug auf Auflagen, Rechte und Verträge liefert. Im Zusammenhang mit seinen eigenen Sealsfield-Forschungen versuchte er offenbar, die komplexe und undurchsichtige Publikationsgeschichte durch Korrespondenz mit den für Sealsfield relevanten Verlagen zu erhellen. Ich habe Alexander Ritter, der sich in diesem Band mit zentralen Aspekten dieser Publikationsgeschichte befaßt, auf diese Korrespondenz hingewiesen. Im Zusammenhang mit der vorliegenden Untersuchung ist jedoch ein bislang unbekannter, in handschriftlicher Transkription vorliegender Brief Sealsfields an Julius Baedeker von Interesse, da er die oftmals diskutierte Maskenhaftigkeit Sealsfields eindrucksvoll demonstriert:

> Euer Wohlgeboren! Indem ich vorerst die Ehre der Autorschaft des Werks Der Legitime und die Republikaner, Lebensbilder etc. abzulehnen habe, gestehe ich recht gerne, dasz ich der bevollmächtigte Herausgeber bin, und dasz mich Dero Anerkennung vom 25 Aug. sehr gefreut hat. Auch würde es mir lieb gewesen seyn, Ihren ehrenhaften Wunsch, die berührten Werke in Verlag zu übernehmen, früher gekannt zu haben. Es hätte sich dann gewiss manches thun lassen. So wie die Sachen jedoch stehen, sehe ich mich leider bemüssigt, Ihnen auf Ihr Geehrtes v. 25 Aug. zu erwiedern, daß ich im Namen, und mit vollständiger Beistimmung des Herrn Verfassers – mit Herrn Heinrich Erhard, Besitzer der Metzler'schen in Stuttgart, contrahirt habe, und dasz eine Herausgabe sämmtlicher Werke um so weniger [Kertbenys Auslassung], als dieses Werk, und zwar das bedeutendste in II Auflage in gedachter Buchhandlung jetzt erscheint – denn sobald die andern vergriffen seyn werden – dann nachfolgen sollen. Doch hat sich auf der andern Seite der Verfasser nicht für [Kertbenys Auslassung] an besagtes Haus gebunden – und so wird es allerdings möglich, dasz derselbe eines oder das andre seiner Werke Euer Wohlgeboren überlassen dürfte. Sollte dieser Fall eintretten würde es mich sehr freuen, als Vermittler [(sowohl) Streichung Kertbenys] Euer Wohlgeboren sowohl als dem Verfasser dienen zu können.
>
> Noch habe ich zu bemerken, dasz Ihr ebenso werthes, als für den Verfasser schmeichelhaftes Schreiben erst vor einigen Tagen – nachdem ich von einer etwas grossen Sommer Tour zurückgekehrt bin – zukam – ich es also erst jetzt beantworten konnte.
>
> Genehmigen Sie die Versicherung ausgezeichneter Hochachtung mit der ich bin Euer Wohlgeboren ergebenster Sealsfield
>
> Zürich den 29 Sept 1842
>
> (Mit Poststempel: Schafhausen 1 Okt.) [31]

31 Kertbeny Nachlaß Oct. Germ.

Noch 1842 also maskierte sich Sealsfield Baedeker gegenüber als Herausgeber und Agent des eigentlichen Autors! Angesichts der Flatterhaftigkeit, mit der Sealsfield mit verschiedenen Verlagen Kontakt pflegte – gerade erst mit Erhard abgeschlossen und bereits Baedeker mögliche Geschäftskontakte andeutend –, mag dieses Versteckspiel auch kommerzielle bzw. juristische Gründe gehabt haben.

Dieser Brief ist lediglich ein Beispiel für mögliche weitere Funde im Kertbeny-Nachlaß in Budapest. Der teilweise ungeordnete Nachlaß Kertbenys kann noch weiteres interessantes Material bergen. Dabei sollte Kertbeny nicht bloß auf Sealsfield hin untersucht werden, sondern auch als interessante Mittlerpersönlichkeit von Eigengewicht, die uns hilft, Sealsfields spätere Jahre im internationalen literarischen Kontext zu verstehen.

Ruedi Graf

Sealsfield und Solothurn: Ein mißlungener Dialog unter Autoren

Zu Alfred Hartmanns Erzählung *Dursli, der Auswanderer* (1853) und der regionalen Amerika-Rezeption

Mit Recht kann man sich fragen, was der Titel dieses Beitrags, Sealsfield und Solothurn, nach dem Stand der Forschung noch für wissenschaftliche Ergebnisse bringen soll. Die Begegnung Sealsfields mit der ehemaligen Ambassadorenstadt ist in wesentlichen Zügen erforscht und die Quellen dazu sind erschlossen worden. Die Überprüfung des Nachlaßes von Franz Krutter[1] hat nur zu denjenigen Quellen geführt, die Eduard Castle von Anna von Sury zur Verfügung gestellt worden sind.[2] Auch Alfred Hartmanns Erinnerungen bringen gegenüber dessen von Castle publizierten Artikeln keine neuen Einsichten.[3]

Vor vierzehn Jahren hatte einer der Vorgänger des heutigen Direktoriums der Zentralbibliothek Solothurn für den internationalen Sealsfieldkongreß an der State University of New York in Albany/USA einen Vortrag mit einer fast identischen Überschrift vorgelegt, ihm den Untertitel „Fußnoten zu Eduard Castle" gegeben und darin das gesellschaftliche und geistige Umfeld derjenigen Solothurner Bürger ausgeleuchtet, die mit Sealsfield in seinen letzten Lebensjahren Kontakt hatten.[4]

---

1 Heute liegt der ungeordnete Nachlaß von Franz Krutter in der Zentralbibliothek Solothurn.

2 Vgl. Eduard Castle: *Der große Unbekannte. Das Leben von Charles Sealsfield (Karl Postl).* (Charles Sealsfield: *Sämtliche Werke*, Bd. 25, *Supplementreihe* Bd. 1) Hildesheim/Zürich/New York: Olms Presse, 1993, S. 582f, Anm. 46 (entspricht Krutters Tagebucheintrag vom 15. Oktober 1860), S. 621 (ohne Nachweis; entspricht Krutters Tagebucheintrag vom 8. Juli 1864), S. 634 (ohne Nachweis; entspricht Krutters Tagebucheintrag vom 30. Mai 1864).

3 Vgl. Alfred Hartmann: *Autobiographischer Rückblick.* Typoskript von Otto Hartmann. Solothurn 1974, S. 109 (Handschrift, S. 271f.) und S. 116f. (Handschrift, S. 290f.).

4 Rolf Max Kully: *Charles Sealsfield und Solothurn. Fußnoten zu Eduard Castle.* In: *Zwischen Louisiana und Solothurn. Zum Werk des Österreich-Amerikaners Charles Sealsfield.* Hrsg. von

Das Thema, das ich mir vorgenommen habe, scheint also ausgeschöpft zu sein. Allerdings fällt auf, daß sowohl die Quellen wie deren Auswertung sich stets mit der geheimnisvollen Person Sealsfields beschäftigen, kaum je mit seinem Werk. Daher habe ich versucht, den Akzent von der Person auf das Werk Sealsfields zu verschieben und zu fragen, ob die Solothurner Schriftsteller jener Jahre sich überhaupt mit dem Thema Amerika beschäftigen und ob dabei Sealsfields Werk rezipiert wird. Ich habe also nach Spuren eines literarischen Dialogs gesucht. Im Zentrum meines Aufsatzes steht neben Sealsfield vor allem der Solothurner Erzähler Alfred Hartmann. In seinem Werk habe ich nach Spuren einer produktiven Rezeption Sealsfields gesucht und zu diesem Zweck seine erzählerische Grundhaltung, Charaktergestaltung und Motivverwendung und Amerikabild anhand einiger exemplarischer Ausschnitte mit derjenigen Sealsfields verglichen.

I. Eine Auswanderungsgeschichte aus Solothurn

Hartmann beschäftigt sich meines Wissens literarisch nur einmal mit Amerika, und zwar in seiner Erzählung *Dursli, der Auswanderer*. Die Ankunft in den Vereinigten Staaten wird dort folgendermassen beschrieben:

> 'Land! Land!' Das hätte ich meiner Lebtag nicht geglaubt, daß ein so kleines Wörtchen einem so viel Freude machen könnte. Da lag es vor uns, das Land jenseits des Meeres, und wir, die wir über zwölf Wochen auf dem unsichern Wasser herum geschwommen, wir sollten nun bald wieder festen Boden unter unsren Füßen fühlen! Kein Mensch blieb unten im Zwischendeck, und jeder wollte zuerst wissen, wie denn das Amerika eine Gattig[5] habe, für das wir unsre alte Heimat in Stich gelassen. […] Da kam es denn endlich näher und näher und unser Schiff fuhr in den Fluß Missisippi hinein, der ist fast noch zehnmal so breit als der Rhein. Aber, o weh! wo blieben die schönen Bauernhöfe, die grünen Matten, die Felder mit dem mannshohen Korn, die wir erwartet hatten?[6]

Sealsfieldkenner werden zwar die Örtlichkeiten wieder erkennen, nicht aber das Zitat; hingegen werden die Solothurner unter ihnen, insbesondere jene, die zugleich Kenner der solothurnischen Literatur des 19. Jahrhunderts und des Werks von Alfred Hartmann sind, ahnend oder wissend nicken: natürlich, die Erzählung *Dursli, der Auswanderer* aus Hartmanns *Kiltabend-Geschichten*.

Joseph P. Strelka. Bern [u. a.]: Lang, 1997 (*New Yorker Beiträge zur Österreichischen Literaturgeschichte*; 6), S. 55-71.

5 Gattung, mundartlich für: Art, Charakter.

6 Alfred Hartmann: *Dursli, der Auswanderer*. In: *Kiltabend-Geschichten*, Bd. 1. Bern: Jent & Reinert, 1853, S. 111f.

Die Stelle spricht von einer Enttäuschung in dem Moment, in dem nach einer langen gefahrvollen Reise eine Hoffnung in Erfüllung gehen sollte: das erträumte Land Amerika ist nicht so, wie die Auswanderer es erträumt hatten. Diese Erfahrung sollten die Einwanderer im Fortgang der Geschichte noch mehrmals machen, das nächste Mal bereits in einer Hafenkneipe in New Orleans, in die die Auswanderer gegangen waren, weil „in großen Buchstaben zu lesen war: 'Hier redet man deutsch.'"[7] Aber es war dort nicht „heimelig", und zu essen bekamen die Neuankömmlinge auch fast nichts, da sie zu wenig rasch zulangten, wie es der „Landesbrauch" verlangte. Ihr Land zur Ansiedelung wollten die Einwanderer aus dem Solothurnischen und aus dem Bernbiet in der Nähe einer Siedlung anderer Schweizer kaufen, die ihnen in den rosigsten Farben geschildert worden war. Hier habe ein jeder „ein großes Landgut", „Hofwyl[8] sei im Vergleich ein Taunergütli; auch hätten sie eine Stadt gegründet, die heiße Neu-Wietlisbach, die habe so schöne breite Gassen, wo die Gurzelngasse in Solothurn ein heller[9] – dagegen sei."[10]

Die Realität ist natürlich ganz anders als dieses Traumbild. Nach langer Wanderung durch dichten Wald kamen die Einwanderer auf einen Platz, „etwa so groß wie zu Solothurn der Waffenplatz; da waren die Waldbäume ein Paar Fuß vom Boden abgehauen worden und nur die todten Stumpen schauten noch aus dem Boden heraus; hie und da steckten in geraden Reihen ein paar Stangen mit Zahlen daran; auch sahen wir drei kleine Häuschen, aus übereinander gelegten Baumstämmen errichtet, ungefähr so, wie man bei uns die Speicher macht. Jedes hatte ein Brett über der Thüre. Auf dem einen war geschrieben: 'Gasthof zum Wilhelm Tell', -- auf dem andern: 'Advokatie- und Geschäftsbüreau', und auf dem dritten: 'Dr. Schlüsselbart kurirt alle Arten von Krankheiten' […]."[11]

Als die Neulinge schließlich einen Hof in der Nähe besuchen und auch dort das amerikanische Hofwil durchaus nicht entdecken können, fragt der Ich-Erzähler konsterniert:

---

7 Ebd., S. 114.

8 Großer Gutshof bei Münchenbuchsee (Kanton Bern); ursprünglich Wylhof, von dessen Besitzer Philipp Emanuel von Fellenberg, der dort eine international berühmte Erziehungsanstalt einrichtete, Hofwil genannt. Nach dem Ende des Fellenbergschen Instituts 1848 wurden die Gebäude als landwirtschaftliches Gut genutzt, bis man 1884 dort das bernische Lehrerseminar einrichtete. Vgl. *Historisch-biographisches Lexikon der Schweiz*, Bd. 4, S. 268.

9 Wahrscheinlich Druckfehler; gemeint ist vielleicht Keller.

10 Hartmann: *Dursli* (Anm. 6), S. 115.

11 Ebd., S. 121.

> 'Aber wo stecken denn die 200 Jucharten besten Landes, von denen du geschrieben hast?' […] 'Wir stehen mitten drauf', war die Antwort; 's'ist freilich noch mehrsten Theils dicker Wald.' 'Da wird's mit den schönen breiten Gassen von Neu-Wietlisbach auch so sein, von denen der Wälsch nicht genug rühmen konnte in seinen Briefen', bemerkte der Schulmeister; 'es stehen eben Tannen und Eichen daran statt Häuser, und sagen Füchse und Hasen einander 'gute Nacht' an den Straßenecken.' 'Hast du denn die Stangen mit den Numero nicht gesehen', lachte der Wälsch, 'dort sollen die Gassen hinkommen, und sind sie nicht schön grad und breit?'[12]

Was für die Einwanderer Lüge und Vorspiegelung falscher Tatsachen ist, ist für den „Wälsch", einen der Siedler von Neu-Wietlisbach, nur Verfolgung des eigenen Nutzens, denn „jemehr Land gekauft und Wald gereutet wird, desto höher steigt unser Land im Preise, um so besser können wir die Früchte verkaufen, die darauf wachsen. […] Das sei in der ganzen Welt Brauch, besonders aber hier, daß Jeder vor Allem auf seinen eigenen Nutzen schaue."[13] Kein Zweifel, das Maß, womit die Einwanderer die neue Welt vermessen, ist das ihrer alten Heimat. Und dem Maß, mit dem in der neuen Welt gemessen wird, das des persönlichen Nutzens und Gewinns, der Rationalität, der Orientierung an der Zukunft, stehen sie verständnislos gegenüber.

Schauen wir die Schicksale dieser Einwanderer etwas genauer an, so fällt auf, daß sie alle aus der alten Welt etwas mittragen, das sie daran hindert, in der neuen Welt Fuß zu fassen. Aus der großen Schar der Auswanderer werden in der Erzählung einige wenige hervorgehoben: „[D]a war der Alt-Weibel, der wollte in ein Land ziehen, wo es keine Gemeinderäthe gibt, da er mit denen zu Haus Jahr aus Jahr ein Streit gehabt und dabei sein halbes Gut verprozediert hatte."[14] Er reist mit seinen Söhnen und seinem ganzen Hab und Gut, „mit seinen Pflügen, Eggen und Bschüttifässern"[15] nach Amerika, weil er gehört habe, in Amerika hätten sie „nur so neumodisches Zeug, Pflüge, wo man lüpfen müsse anstatt zu drücken, und drücken anstatt zu lüpfen und er möge in seinen alten Tagen nicht noch einmal in die Lehre gehen."[16] Dafür muß er im doppelten Sinne teuer bezahlen, zum einen für den Transport, zum andern für die Innovationsverweigerung. Aber nicht nur die heimatliche Erbschaft der Pflüge, die er zu Hause „beim fürnehmsten Wagner habe

12 Ebd., S. 124.

13 Ebd., S. 125.

14 Ebd., S. 87.

15 Ebd., S. 96.

16 Ebd., S. 88.

schaffen lassen“,[17] werden ihm in der Neuen Welt zur zentnerschweren Last, auch seine solothurnische Bauernschläue führt ihn drüben direkt ins Verderben. Wo er meint, er habe mit seinem Landkauf ein besonders gutes Geschäft gemacht, stellt sich heraus, daß er ein Stück Sumpf erworben hat, und der Prozess, den er deswegen führt, bringt ihn unter den Boden und seine Söhne an den Bettelstab.

Weitere Reisegefährten sind der Baschihans und seine Frau Marei, die wegen ihrer zahlreichen Nachkommenschaft auswandern; mit ihnen zieht auch die Großmutter, die zwei „Harnischplätze“[18] mitnimmt, da sie einmal gehört hatte, es gebe in Amerika keine solche zu kaufen.[19] Drüben wird sie aus Heimweh bald sterben und wünscht sich vor ihrem Tod, auf einem ihrer „Harnischplätze“ begraben zu werden, „es dünke sie dann, es liege doch noch ein Stücklein Heimet auf ihrem Todtenbaum.“[20]

Schließlich gehören der Auswanderergesellschaft auch der Brönzkasper und der Schnapsroni an, „welche ihr Reisegeld aus dem Gemeindeseckel erhalten hatten.“[21] Sie träumen davon, aus dem Alkohol, dem sie in der Alten Welt unterworfen waren, in der Neuen ein Geschäft zu machen; aber der eine, der Brönzkasper, träumt seinen Traum schon bei der Ankunft in New Orleans aus, wegen einer Überdosis Alkohol und des grassierenden Gelben Fiebers. Das kuriert zwar den zweiten vom Alkohol, dem Fieber und den Strapazen der Kolonisationsarbeit erliegt er aber wenig später dennoch.

Damit sind wir bei der Hauptfigur Dursli, zugleich Erzähler der Geschichte. Der Solothurner Kleinbauer ist ausgewandert, um seinem Schicksal als Schuldenbauer auf dem „Steinacker“ zu entgehen. Mit dem Verkauf seines Hofanteils will er sich in der Neuen Welt Land kaufen und dann, wenn er ein gemachter Bauer ist, seine Mutter und seine Braut Babeli zu sich nach Amerika holen. Als aber klar wird, daß er den Seinen keinen Hof, sondern nur eine Blockhütte mit etwas gerodetem Land mitten im Wald anbieten kann, weicht der Traum vom „Leben als wie im Himmel“[22] dem Heimweh. Dies hängt ihm an wie eine zentnerschwere Last, und als eines Tages der geheimnisvolle Herr Schmid, erzähltechnisch eine Reminiszenz des Abbé aus Goethes Meister-Roman, der ihm einst bei der Landung die Hälfte seines Vermögens abgenommen hatte und damit spurlos verschwunden war, in seiner Hütte auftaucht und ihm sein Vermögen zurückbringt, ist sein EntSchluß schnell

17 Ebd., S. 96.

18 Topflappen aus Metall zur Reinigung stark verschmutzter Pfannen.

19 Vgl. Ebd., S. 88.

20 Ebd., S. 169.

21 Ebd., S. 88.

22 Ebd., S. 86.

gefaßt; statt einen Brief in die Heimat zu schreiben und Mutter und Braut nachkommen zu lassen, kehrt er mit dem geretteten Geld selbst zurück.

II. Verlorene Heimat versus neu geschaffene Welt: Zwei unterschiedliche erzählerische Perspektiven auf Amerika

Hartmanns Auswanderungsgeschichte findet kein direktes Pendant im Werk von Charles Sealsfield, aber das zentrale Motiv der Auswanderung kommt darin direkt oder verschlüsselt mehrfach vor. Es soll daher im folgenden versucht werden, einige thematisch ähnliche Stellen aus Romanen Sealsfields solchen aus Hartmanns Erzählung gegenüber zu stellen in Bezug auf Charaktergestaltung, Motive, Amerikabild und dessen Funktion, Wirkungsabsicht sowie zugrunde liegender Poetik.

Eine erste Vergleichsmöglichkeit ergibt das Motiv der Überfahrt als Vorbereitung auf Amerika und das Amerikanertum. Eine solche Überfahrt finden wir bei Sealsfield in den *Deutsch-amerikanischen Wahlverwandtschaften* geschildert, und zwar im Hauptkapitel „Seeleben", in dem die konkrete Schiffsreise mit ihren Stationen „Aufbruch", „Weg" und „Ankunft" in einen kathartischen Prozess der Eingliederung der Auswanderungsgesellschaft in die amerikanische Gesellschaft übersetzt wird:[23] Die Unterkapitel entsprechen Stationen dieses Prozesses der Vorbereitung auf Amerika, und dies gleich in doppelter Ausführung: das Kapitel „Seetafeln" als gesellschaftliche Vorbereitung, „Seeleiden" als Sturmerfahrung und ihrer psychophysischen Verarbeitung, die noch einmal wiederholt und vertieft werden in den Unterkapiteln „Seefreuden" (gesellschaftliche Vorbereitung) und „No wind! No wind!" (psychophysische Verarbeitung).[24]

Mit wenigen Verschiebungen entspricht diese Aufteilung der Hartmannschen Schilderung der Überfahrt. Der Solothurner Autor erzählt die Schiffspassage von Le Havre nach New Orleans in vier Kapiteln. Das erste ist der Seekrankheit und einem Sturm gewidmet, das zweite der Unterhaltung der Hauptfigur mit dem rätselhaften Herrn Schmid, das dritte der Windstille und der Nahrungsknappheit, das vierte einem orkanartigen Sturm. Bei Hartmann ist allerdings keine Rede von ka-

---

[23] Vgl. zu dieser Interpretation Alexander Ritter: *Wechselwirkung von inszenierter Autoridentität und inszeniertem Amerikabild. Momente einer 'großen Lebenstour' des österreichischen Ordensbruders Karl Postl und des amerikanischen Literaten Sealsfield am Beispiel der Romane ‚Die deutsch-amerikanischen Wahlverwandtschaften' und ‚Das Kajütenbuch'.* In: *Charles Sealsfield. Perspektiven neuerer Forschung.* Hrsg. von Alexander Ritter. Wien: Praesens, 2004 (*SealsfieldBibliothek*; 1), S. 76ff.

[24] Vgl. Charles Sealsfield: *Die deutsch-amerikanischen Wahlverwandtschaften* (Sigle: *DAW*), Teil I/II. (Charles Sealsfield: *Sämtliche Werke*, Bd. 21) Hildesheim/New York: Olms, 1982, Teil I, S. 195-273, Teil II, S. 1-128.

thartischer Vorbereitung auf das Amerikanertum. Zwar wird auch hier der aufbegehrende Schnapsroni -- „ich bin ein freier Schweizer“ -- vom Kapitän, einem freien Amerikaner, belehrt und in die Schranken gewiesen – fast wie bei Sealsfields Kapitän, dessen „Commando-Wort eines Feldherrn“[25] alles zum Schweigen bringt –, und auch Hartmanns Kapitän zwingt angesichts der Lebensmittelknappheit alle Schiffspassagiere zum egalitären Teilen der knappen Portionen. Ein sichtbarer Lernprozess entsteht daraus nicht. Einzig im Gespräch zwischen der Hauptfigur Dursli und dem geheimnisvollen Herrn Schmid, einem Ersterklassepassagier, findet eine Art Vorbereitung auf und Belehrung über Amerika statt. Erst von ihm erfährt Dursli, daß „die Vereinigten Staaten von Nordamerika“ ein sehr unbestimmtes Reiseziel sind, da in diesem Land „ungefähr achttausend Kantone wie Solothurn, darin Platz hätten“.[26] Allerdings hat diese Aufklärung keinerlei kathartische Funktion hinsichtlich Amerikas.

Wie wenig dieser Herr Schmid verändernd auf die Hauptperson einwirkt, läßt sich deutlicher im Vergleich mit einem andern Roman Sealsfields zeigen, worin ein solch kathartischer Prozess des Amerikanerwerdens viel eindrücklicher gestaltet wird, nämlich im *Kajütenbuch*. Auch hier wird er zunächst in der Form einer sowohl realen wie metaphorischen Überfahrt gestaltet, allerdings nicht mehr über das Meer, sondern durch einen „Ozean von Gräsern“[27], d. h. durch die Prärie.

Der Übergang von der Ostküstenexistenz zum vollgültigen Texanertum vollzieht sich in drei Phasen, „als erinnerte[r] Landgang an der texanischen Küste von Mexiko, als erinnerte[r] Irrritt durch die *Prärie am Jacinto*, als erinnerte[r] Revolutionssieg“, deren Zielpunkt in der Erzählgegenwart die Einheirat in eine bedeutende Baumwollpflanzerfamilie aus Louisiana ist.[28] Ich beschränke mich hier auf einige Bemerkungen zu den beiden ersten Phasen. Der Erzähler Nathanael Edward Morse, Sohn eines angesehenen Richters aus Maryland, erzählt, nun schon ein bestandener Revolutionsheld und Texaner, wie er als Oststaatler nach Texas gekommen und hier zum freien texanischen Bürger geläutert worden ist. Im Unterschied zu Hartmanns Auswanderern, die in der Natur des Mississippitals nur den undurchdringlichen Wald sehen, dem sie mit ihren Äxten kaum beikommen können und der sie sehnsüchtig von der schweizerischen Kulturlandschaft träumen läßt, sieht der eben im Süden gelandete Oststaatler die Natur in ganz anderem Licht: „Alles so still

---

25 *DAW* I, 205.

26 Hartmann: *Dursli* (Anm. 6), S. 103.

27 Vgl. Charles Sealsfield: *Das Cajütenbuch oder Nationale Charakteristiken*, Teil I, *Die Prairie am Jacinto*. (Charles Sealsfield: *Sämtliche Werke*, Bd. 16) Hildesheim/New York: Olms, 1977, S. 29. [Sigle: *CB* I].

28 Vgl. Ritter: *Wechselwirkung* (Anm. 23), S. 81.

feierlich, majestätisch! Wald und Flur, Wiesen und Gräser, so rein, so frisch, gerade, als wären sie soeben aus der Hand des ewigen Werkmeisters hervorgegangen. Keine Spur der sündigen Menschenhand, die unbefleckte reine Gotteswelt!“[29] Trotz allen Anscheins ist dies allerdings nicht die Natur vor dem Sündenfall, denn kurz darauf wird dieselbe Natur unter dem Aspekt ihrer Nützlichkeit betrachtet. Die Dicke der Humußchicht und der Holzreichtum, „um Häuser zu bauen und Einfriedungen zu stellen“[30], begutachtet. Sealsfields Abenteurer und flieht nicht vor der Gesellschaft. „[…] seine Helden sind“, wie Claudio Magris gesagt hat, „aufgeweckter als Lederstrumpf, der dem Lärm der Axt zu entfliehen glaubt und nicht weiß, daß er ihr nur vorausgeht und den Weg bereitet.“[31] Aber sie müssen sich in der Natur und an der Natur zuerst zu selbständigen Männern machen, bevor diese Kolonisierung gelingen kann. Dazu dient der Irrritt des Nathanael Morse durch die Prärie am Jacinto. Indem er sich, aus einer dekadenten Zivilisation kommend, in der Natur verirrt, lernt er, seine eigene Herkunft, seine Kultur abzustreifen und ein Stück weit Natur zu werden. Die Natur bringt ihn zunächst zu einer neuen Gotteserfahrung, deren Besonderheit darin besteht, daß sie nicht durch einen Priester vermittelt ist.[32] Diese religiöse Katharsis, wie die Katharsis überhaupt bei Sealsfield, hat etwas von der pietistischen Wiedergeburt, des Ausziehens des alten Menschen und des Anziehens des neuen Menschen, das dem jungen Morse glückt, dem Verbrecher Bob Rock aber mißlingt.[33] Aus den Händen der Natur wird er aber erst befreit, als er seinen Oststaatlerverstand, der ihn immer im Kreise herumgeführt hat, ablegt und sich, halb bewusstlos, seinem Pferd überläßt, das ihn an den Fluss führt. Hier wird er, auch das gehört zu diesem Naturbild, das gleichzeitig ein Bild der Schöpfung ist, durch den Verbrecher Bob Rock aus dem Fluß gerettet und – über die Zwischenstation der Spelunke des Johnny Down – dem Alcalden zugeführt. Das Böse dient in dieser Schöpfung dem Guten, wie in der Geschichte das Ruchlose dem Erhabenen dient. Diese Lehre geht sowohl aus den Darlegungen des Alcalden hervor, der den Bewusstwerdungsprozess des jungen Morse auf den Begriff bringt, wie sie in der Gesprächsrunde der Südstaatler, in der Morse seine Geschichte erzählt, verhandelt wird. So kommt die erzählte Zeit in der Erzählzeit an und so sollte sich im Er-

---

29 *CB* I, S. 30.

30 *CB* I, S. 31.

31 Claudio Magris: *Das unwahrscheinliche Abenteuer. Charles Sealsfields Prärie am Jacinto*. In: Ders.: *Utopie und Entzauberung. Geschichten, Hoffnungen und Illusionen der Moderne*. München/ Wien: Hanser, 2002, S. 95.

32 *CB* I, S. 73.

33 *CB* I, S. 153.

zählakt das verwirklichen, was der Alcalde im Gespräch mit Morse auf der Ebene der erzählten Zeit „faktische Poesie“[34] genannt hat.

Der Lernprozess des Nathanael Edward Morse ist also dreifacher Art: ein Lernprozess an der Natur, aus der Geschichte und vollendet durch den lehrenden Alcalde. Ganz anders ist das für den Helden Hartmanns. Für Dursli und seine Mitauswanderer gibt es an der Natur nichts zu lernen, da sie nur abschreckendes Gegenbild der kultivierten europäischen Natur ist. In der geschichtlichen Gegenwart Amerikas kommen die Auswanderer nie an, und daher kann es auch keinen Lehrer geben, der einen solchen Erfahrungs- und Bildungsprozess durch seine Lehre vollendet.

Mit einer Ausnahme, auf die ich noch kurz zu sprechen komme, lastet all diesen Charakteren in Hartmanns Auswanderergeschichte die Heimat zentnerschwer auf der Seele. Das ist ein Grundzug sämtlicher Charaktere der *Kiltabend-Geschichten,* denn alle wurzeln sie, wie Hartmann im Vorwort schreibt, in der Landschaft ihrer Herkunft: „Diese Seppli und Dursli, diese Liseli und Babeli, gehören alle der Flora des Jura an. Sie wurzeln in warmem lockerem Kalkgrund, während Jeremias Gotthelf's Hansjoggeli, Annebäbi, Mädi und Uli nur auf jenem zähen, aber fruchtbaren Lettenboden vorkommen, der sich um die Molassenhügel des 'Bernbiets' abgelagert hat und welcher das Lebenselement des Bernerbauern ist.“[35]

Der Mangel Morses ist ein Noch-nicht, der Defekt Durslis ein Nicht-mehr, der Fehler seiner Auswanderung also ein Fehlen der Heimat, was *mutatis mutandis* für alle Auswandernden in Hartmanns Erzählung gilt, die mit einem Manko in der Neuen Welt starten, das nur durch die Rückkehr wettgemacht werden kann. Es sind letztlich der Traum von einer Heimat, aus der sie kommen, und die Relikte einer Heimat, die sie mit sich tragen, die sie zum Pioniergeist untüchtig machen und entweder in den Tod, ins Elend oder in die Heimat zurücktreiben. Während Sealsfields Helden sich in der Prärie, im Krieg und in der texanischen Gesellschaft zu selbständigen Personen bilden, stolpern Hartmanns Protagonisten mit ihrem Bild von Heimat hilflos durch den 'Wilden Westen' und wissen im Grunde weder aus noch ein. Die Haltung zur Auswanderung und zu den Auswandernden unterscheidet sich also bei beiden Autoren grundsätzlich.

Es gibt eine einzige Figur in Hartmanns Erzählung, die m. E. Sealsfields Interesse geweckt haben könnte. Als Dursli seine Entscheidung zur Rückkehr getroffen hat, sucht er auch einen der Mitauswanderer, den Baschihans, zur Rückkehr zu überreden. Aber dieser winkt ab. Obwohl er es in der Neuen Welt nicht besser gefunden hat als in der Alten und ihm die schwere Arbeit nicht mal durch die vertrauten Freuden, einen Schoppen Roten etwa, vergolten wird, meint er:

---

34 *CB* I, S. 202.

35 Alfred Hartmann: *Kiltabend-Geschichten* (Anm. 6), S. 3.

> […] um so schlechter wir's haben, […], um so besser bekommen's dann die Jungen. Daheim auf dem Taunergütli war's zu eng für ihrer siebenzehn, es ging rückwärts von Jahr zu Jahr. Hier aber ist Platz genug für je mehr, je besser. Was uns Alten ungewohnt ist, daran werden die Kinder ihre Freude haben, und was uns fehlt, das haben sie nie gekannt oder vergessen. Aber mit jedem Jahr das kommt, und mit jedem Baum der fällt, wird das Erbe, das sie einst theilen können, größer werden. Wir bleiben in Amerika! [36]

Das ist der Stoff, aus dem Sealsfields Helden gemacht sind, und aus ihren Taten entstehen seine Erzählungen. Wovor die Charaktere Hartmanns zurückschrecken, das führen Sealsfields Protagonisten aus, und was bei Hartmann ein blindes Motiv und eine Leerstelle ist, das füllt der austroamerikanische Autor aus und entwickelt daraus seine Erzählwelt. Auf dem Weg zur Überwindung seines Mangels schafft sich denn auch Sealsfields Morse eine neue Welt, Hartmanns Dursli gefährdet seine alte durch den Aufbruch in die neue: der Fluchtpunkt des ersteren ist die Zukunft oder die vollendete Gegenwart, der des letzteren die Vergangenheit.

Wir haben gesehen, wie Hartmanns Helden alles am Maß ihrer Vergangenheit messen. Daher hangen sie auch an den Gegenständen der Vergangenheit, die sie nie in der Gegenwart ankommen lassen und immer wieder zu ihrem Ursprung zurücktreiben. Bei Sealsfield sind die Gegenstände der Vergangenheit, die in einigen Erzählungen auch vorkommen, entweder die kaum mehr erkennbaren Zeugen einer vertrackten Geschichte des Bösen – in der *Prärie am Jacinto* die als Tisch dienenden Bretter in der Spelunke des Johnny Down, „die von irgendeinem Schrank oder einer Truhe herkommen mußten"[37] – oder sie haben charakterisierende, satirische Funktion. So werden etwa die Familienbibel, „1618 zu Nürnberg gedruckt", und die Familienerbstücke des Christoffel Bärenhäuter[, darunter zwei gewaltige Schwarzwälder Truhen samt ihrem altväterischen textilen Inhalt,][38] zum Signum der gesellschaftlichen Unbeweglichkeit des deutschen Bärenhäuters gegenüber der Beweglichkeit seiner irischen Frau, während in den Dorfgeschichten solche Erinnerungsstücke im allgemeinen für ehrwürdiges Herkommen, Bodenständigkeit und Eingliederung des Individuums in den familiären oder gesellschaftlichen Traditionszusammenhang stehen.

---

36 Hartmann: *Dursli* (Anm. 6), S. 169.

37 *CB* I, 112.

38 Vgl. Charles Sealsfield: *Christophorus Bärenhäuter im Amerikanerlande*. In: Charles Sealsfield: *Sämtliche Werke*, Bd. 24, *Journalistik und vermischte Schriften*. Hrsg. von Karl J. R. Arndt. Hildesheim/New York: Olms, 1991, S. 346.

So unterschiedlich die Lernenden, so unterschiedlich sind auch die Lehrenden. Während der Alcalde aus dem *Kajütenbuch* als 'weiser Lehrer'[39] selbst in der Geschichte Handelnder und sein Handeln reflektierender Akteur ist, der seinem Schüler keine Lehre entgegenhält, sondern nur Hebammendienste am Bildungsprozess des Protagonisten leistet, braucht Hartmanns Protagonist, wie schon gezeigt, eigentlich keinen Lehrer, da seine Welt nicht Amerika und sein Fluchtpunkt nicht die Zukunft, sondern die Vergangenheit ist. Sein Lehrer, der geheimnisvolle Herr Schmid, ist daher eher Warner, und seine Lehrfunktion besteht darin, daß er Dursli, um ihn vor selbständiger Erfahrung zu schützen, in der historischen Realität Amerikas ein Theaterstücklein amerikanischer Gaunerei vorspielt, das mit einer Lehre, „Trau, schau wem", und einem glücklichen Ende, schliesst, der Rückkehr des Protagonisten in die Heimat. Katharsis als Ziel der Handlung und der Erzählung bei Sealsfield steht der Didaxe bei Hartmann gegenüber. Der Mentor Morses kann seine literarische Herkunft aus Goethes *Wilhelm Meisters Lehrjahren* kaum verleugnen, während der Mentor Durslis nur noch dem äußern Schema nach ein Verwandter des Abbé, von Lothario oder Jarno ist, sonst aber aus dem Arsenal des bürgerlichen Rührstücks zu stammen scheint. Daher trägt *Das Kajütenbuch* die Züge eines Bildungsromans, während *Dursli, der Auswanderer* in vielem die Züge einer Besserungskomödie trägt. Die Fehler der Protagonisten führen zu deren Verderben oder, wo sie korrigiert werden können, zurück zum Ursprung und ihrem eigentlichen Wesen.

Die Differenz erstreckt sich schließlich auf das Erzählen selbst. Im Erzählen der Abenteuer in der Neuen Welt befestigt Hartmanns Erzähler seine alte Welt. So wie die Gestalten von Hartmanns Erzählung mit tausend Fäden an die Heimat gebunden sind, so ist die Heimat in die Struktur der Erzählung selbst verflochten. Hartmann hat sie, worauf schon die Namen Dursli und Babeli hindeuten, auf dem Palimpsest der volksliedhaften Ballade von Dursli und Babeli, des so genannten Grenchnerlieds, geschrieben,[40] das Herder auszugsweise in seine *Stimmen der Völker*

---

[39] Alexander Ritter: *Die Texanische Revolution und ihre Umdeutung ins Utopische: Zum gesellschaftspolitischen Gegenentwurf im Roman ‚Das Cajütenbuch' von Charles Sealsfield*. In: *Schriftenreihe der Charles Sealsfield-Gesellschaft*. Hrsg. von Alexander Ritter und Günter Schnitzler, Bd. 6. Stuttgart/Freiburg i. Br.: Charles Sealsfield-Gesellschaft, 1991, S. 96.

[40] Das Lied wurde im Laufe des 19. Jahrhunderts in verschiedenen Variationen immer wieder gedruckt. Im Kanton Solothurn erschien es das erste Mal in der Nr. 20 des *Solothurnischen Wochenblatts* vom 19. May 1810: *Der Dursli und s' Babeli*. In sechs Liedern. – Das erste Lied lautet dort:

Es hett e Bur es Töchterli; / Me seit em numme s' Babeli. / Das het es paar Züpfli, sie sy wie Gold; / Drum isch em s'Nochbers Dursli gar hold. // Der Dursli lief im Vater no: / O Vater, weit er mer's Babeli lo? / My's Babeli isch no viel ze klei; / Es schloft no wohl dry Johr allei. // Der Dursli lief in einer Stund, / Er lief wohl aben uff Solothurn. / Er lief die Stadt wohl uf und ab, / bis er zum obrischte Hauptmä kam. // O Hauptmä,

in Liedern (1779) aufgenommen und das Goethe einen „köstlichen Ausdruck des schweizerischen Zustandes" genannt hatte. Das Lied war im 19. Jahrhundert in Solothurn sehr populär, wurde in Zeitschriften und Kalendern immer wieder abgedruckt[41] und später von Edmund Wyss, dem Sohn jenes Bernhard Wyss, der die Erinnerungen von Sealsfields Nachbar im Steingrubenquartier der Nachwelt überliefert hat,[42] in ein Singspiel umgegossen, das sich auf der Volksbühne Land auf, Land ab außerordentlicher Beliebtheit erfreut hat.

Hartmann hat zwar einige Motive verändert. Sein Dursli geht nicht in den Solddienst, sondern wandert aus. Sein Weggehen ist auch nicht durch Liebeskummer motiviert. Stattdessen sind es handfest wirtschaftliche Gründe, die zur vorübergehenden Trennung des Liebespaares führen. Die grundlegende Änderung besteht allerdings darin, daß Hartmanns Dursli im Gegensatz zum Volkslied-Dursli eine Sinnesänderung durchmacht. Er will ursprünglich sein Babeli nach Amerika nachkommen lassen, kehrt aber schließlich, durch die schlechten Erfahrungen und den Auftritt des Herrn Schmid belehrt, wieder zu Babeli in die Heimat zurück. Beim Volkslied-Dursli ist dieser Drang zurück schon immer in seine Seele eingeschrieben und erscheint daher als natürlicher Vorgang, beim Auswanderer ist diese Rückkehr Folge einer Lehre. Beiden aber ist gemein, daß letztlich der Ursprung das Ziel ist.

Sealsfields Erzähler schafft, indem er von seinen Taten und den Taten in der Neuen Welt erzählt, in gewissem Sinne wirklich eine neue Welt, auch wenn diese

---

lieber Hauptmä my; / I will mi Dinge in Flanderen y. / Dr. Hauptmä thut der Seckel uf, / Un git im Dursli dry Thaler druf. // Der Dursli lief wohl wieder hei, / hei zu sy'm liebe Babeli klei. / O Babeli, liebes Babeli my mi / Jez han i mi dunge i Flanderen y. // Das Babeli lief wohl hinter's Huß / es grynt em schier syni Äugeli uß / O Babeli thu doch nit so sehr! / I kumme jo wieder umme zu dir. // Und kumme – n - ig übers Johr nit hei, / So schrybe – n – i dir es Briefeli klei. / Im Briefeli soll's geschribe stoh: / I will mys Babeli nit verlo.

41 So u. a. im *Solothurnischen Wochenblatt* von 1810, im *Solothurner Kalender* von 1812 und im *Solothurner Kalender für das Jahr 1857* (hrsg. von mehreren Freunden. Mit Bildern von Heinrich Jenny. 1. Jg.). In einer von Jakob Amiet sprachlich überarbeiteten Fassung erschien es in der *Solothurner Zeitung* Nr. 64ff., 1861. In dieser Form übernahm es, mit einigen Abweichungen, auch Franz Josef Schild für seine Ausgabe unter dem Titel: „Grossätti us em Leberberg". Eine stark veränderte, romantisch aufgeputzte Version des ersten Liedes publizierte Rudolf Wyss in: *Texte zur Sammlung der Schweizer Kuhreihen* (1826), woraus es Clemens Brentano für die Sammlung *Des Knaben Wunderhorn* (Ausgabe 1846) übernahm. Vgl. Werner Strub: *Heimatbuch Grenchen*. Solothurn: Vogt-Schild, 1949, S. 547f.

42 Bernhard Wyss: *Aus Schule und Leben. Aus den letzten Tagen Charles Sealsfields*. In: Eduard Castle: *Das Geheimnis des Großen Unbekannten. Charles Sealsfield (Karl Postl) – Die Quellenschriften*. Mit einem Vorwort, Anhang und Kommentar von Wynfrid Kriegleder. Charles Sealsfield: *Sämtliche Werke*, Bd. 26, Supplementreihe, Bd. 2. Hrsg. von Alexander Ritter. Hildesheim/ Zürich/New York: Olms, 1995, S. 192-205.

nur der Mythos einer bestimmten Phase der amerikanischen Entwicklung ist. Dieses aus den Taten selbst entstehende Erzählen ist das, was der Alcalde „faktische Poesie" genannt hat. Darunter versteht er die sprechenden Taten der Texaner selbst, die der junge Morse sowohl vollbringt wie erzählt. Sie ist das ästhetische Gegenstück zu einer „Philosophie der Tat" oder der „Praxis". Wie in dieser das Denken zugleich Handeln ist, ist in jener das Handeln zugleich Erzählen. Es ist eine Poesie der Unmittelbarkeit, wie der junge Morse eine Religion der Unmittelbarkeit in der Prärie erlebt hat, eine Poesie, die keiner ideologischen Stände, d.h. ideologischer Vermittlerfiguren bedarf, die die Vergangenheit mit ihrer Glorie versehen.

Diese Poesie der Tat ist nun der denkbar größte Gegensatz zur Poesie, wie sie Sealsfields Solothurner Gesprächspartner vertreten. Wo sie nicht, wie etwa Hartmanns Freund Franz Krutter, ganz aus der Gegenwart fliehen und in der Tiefe der Geschichte die Stoffe einer überzeitlichen Tragik suchen, so suchen sie in der Vergangenheit den Ursprung, allenfalls Analogie oder Lehre der Gegenwart.

III. Stationen eines mißlingenden Dialogs

Die punktuell vergleichende Analyse eines Werkes von Hartmann mit Werken von Sealsfield hat ergeben, daß die beiden Schriftsteller nicht sehr viel Gemeinsames haben, ja daß sie sich in Weltauffassung, Erzählhaltung, der Gestaltung von Charaktertypen und Motivbehandlung grundlegend unterscheiden. Das literarische Gespräch, das sie während ihrer wechselseitigen Besuche geführt haben mögen, kann nicht sehr tief gegangen sein. Obwohl Sealsfield Hartmanns *Kiltabend-Geschichten*, aus denen die Erzählung *Dursli, der Auswanderer* stammt, als eines der besten Werke der schweizerischen Gegenwartsliteratur der Jahrhundertmitte gelobt hat,[43] konnte er wahrscheinlich mit der Erzählkonstellation, den Motiven und Charakteren wenig anfangen. Umgekehrt scheint auch Sealsfield Hartmann literarisch kaum angeregt zu haben. Wenn wir als Indiz für die persönliche Beziehung der beiden Schriftsteller Hartmanns Erinnerungen zugrunde legen, dann hat sich das Interesse des Solothurners eher auf die Person als auf das Werk Sealsfields bezogen.[44] Über den Abenteuerroman von Sealsfields Leben scheint Hartmann dessen wirkliche Romane vergessen zu haben, ja man bezweifelt bei der Lektüre seiner Artikel zu Sealsfield

[43] Vgl. die Briefe Sealsfields im Anhang von Albert B. Faust: *Charles Sealsfield (Carl Postl), der Dichter beider Hemisphären. Sein Leben und seine Werke*. Weimar: Felber, 1897, S. 265.

[44] Das geht sowohl aus seinen persönlichen Erinnerungen [vgl. Hartmann, (Anm. 3), S. 109 (in der Handschrift S. 271f.) und S. 116f. (in der Handschrift S. 290f.)] als auch aus seinem Artikel in der *Allgemeinen Zeitung* [in: Castle: *Das Geheimnis* (Anm. 42), S. 69-73] und einem zweiten, kurz nach Sealsfields Tod verfaßten Artikel im *Morgenblatt für gebildete Leser* [in: Castle, ebd., S. 106-113] hervor.

manchmal gar, ob er wirklich etwas von ihm gelesen hat. Seine Vorstellung vom Dichters beider Hemisphären im Feuilleton der Berner Tageszeitung *Der Bund*, deren Redakteur Hartmann von 1857-1858 war, beschränkt sich, neben einer kurzen Rückerinnerung an das erstaunliche Auftreten des unbekannten namenlosen Autors zwanzig Jahre zuvor, auf Vermutungen zur Herkunft des „Deutsch-Amerikaners", der sich nun „am Fuße des Weißensteins" niedergelassen hat und „die letzte Hand an ein Werk legen [soll], welches für Uncle Sam eine getreue ungeschmeichelte Photographie sein wird."[45]

Allerdings hatte sich Hartmann bereits früher mit Sealsfield befaßt, was dem findigen Castle entgangen ist, und zwar in der von Castle in seiner Sealsfield-Biographie erwähnten,[46] aber nicht ausgewerteten Zeitschrift *Wochenblatt für Freunde der schönen Literatur und vaterländischen Geschichte* (1845-1847). In dieser kurzlebigen Wochenschrift für Literatur und Geschichtswissenschaft, deren literarischer Teil Hartmann redigierte, erschien in der Nummer 19 des dritten Jahrgangs am 8. Mai 1847 ein kurzer Textausschnitt aus *Der deutschen Auswanderer Fahrten und Schicksale* von Friedrich Gerstäcker. Dazu schreibt ein Anonymus, wahrscheinlich ist es der Redaktor Hartmann selbst, eine kurze Einleitung.

Die Zeiten des Geld- und Kartoffelmangels hätten eine neue Völkerwanderung nach Amerika ausgelöst, in deren Folge auch ein Literaturboom zu Amerika gefolgt sei. „Nach Cooper, der den Reihen begann, zeichnete sich wohl der deutsch schreibende Angloamerikaner Sealsfield [sic!] durch die anziehenden lebendigen Schilderungen in seinen *transatlantischen Reiseskizzen* unter Allen, welche uns das überseeische Pflanzerleben und den Kampf mit der Wildniß vor Augen führen sich zur Aufgabe gestellt haben, am vortheilhaftesten aus. Da dieser seit längerer Zeit verstummt ist, tritt nun der Deutsch-Amerikaner Gerstäcker mit Glück in seine Fußstapfen."[47]

Auf andere Weise als im Deutschland scheint also auch in Solothurn und, wenn man dieses als *pars pro toto* nehmen darf, in der Schweiz nach einer ersten Rezeptionsphase in den dreißiger und frühen vierziger Jahren die Bedeutung von Sealsfields Werken zu schwinden. Während im Deutschland des Vormärz v. a. die republikanische Tendenz, die Darstellung der texanischen Revolution „als Teil des demokratisch organisierten Fortschritts der Menschheit […] bei den jungdeutschen Intellektuellen […] eine breite Zustimmung"[48] fand, scheint dieser Aspekt bei den

---

45 Alfred Hartmann: *Aesthetische Rückblicke*. In Castle: *Das Geheimnis* (Anm. 42), S. 23.

46 Castle: *Der große Unbekannte* (Anm. 2), S. 571.

47 *Wochenblatt für Freunde der schönen Literatur und vaterländischen Geschichte*. Dritter Jahrgang. Solothurn vom 8. Mai 1847.

48 Ritter: *Die Texanische Revolution* (Anm. 39), S. 103.

Schweizern kaum eine Rolle gespielt zu haben, da selbst ihre radikalen Vertreter die liberalen Staatsumwälzungen in einigen Schweizer Kantonen, die zwischen 1830 und 1848 die öffentliche Diskussion beherrschten, nicht als geschichtlich Neues, sondern als Erneuerung der alten Freiheiten verstanden. Schon im Jahr 1847, das heißt, zwei resp. drei Jahre nach den mißglückten Freischarenzügen radikal-liberaler Parteigänger gegen die katholischen und konservativen Innerschweizer Kantone und im Jahre des Kriegs der liberalen Kantone gegen den katholischen Sonderbund, hat sich Hartmann in seiner Sealsfield-Rezeption nicht für den Mythos amerikanischer Freiheit und Demokratie, sondern angesichts von Wirtschaftskrise und Auswanderungsbewegung vor allem für „Pflanzerleben" und „Kampf gegen die Wildnis" interessiert. Mehr noch, er hat Sealsfield als Schilderer dieses Kampfes gegen die Wildnis durch Gerstäcker ersetzt und präsentiert nun dessen Texte in seinem literarischen Organ. Neben dem oben erwähnten Textausschnitt aus *Der deutschen Auswanderer Fahrten und Schicksale* hatte er schon vorher in zwei weiteren Nummern derselben Zeitschrift Textausschnitte von Gerstäcker publiziert, und zwar zwei Kapitel aus dem Roman *Die Regulatoren aus Arkansas*.[49]

Warum zieht der Solothurner Schriftsteller den Deutschamerikaner Gerstäcker dem Austroamerikaner Sealsfield vor? Mir scheint, Hartmann erkennt bei Gerstäcker eine stärker differenzierte Schilderung der amerikanischen „Wildnis" vor dem Hintergrund der europäischen Kulturlandschaft und Kultur-Erfahrung. Hartmann Schilderung in *Dursli, der Auswanderer*, wie die kolonisierenden Einwanderer mit der amerikanischen Wildnis zu kämpfen haben, wie ihr kolonisiertes, nur halb urbar gemachtes Land, aus dem noch die Baumstümpfe hervorragen, gegen den Einbruch der frei lebenden Nutztiere verteidigt werden muß, könnte direkt aus Gerstäckers Romanen übernommen worden sein.[50] Diese Bevorzugung Gerstäckers gegenüber Sealsfield, die sich auch in den Bibliotheksbeständen des 19. Jahrhunderts im Kanton Solothurn niederschlägt,[51] scheint mir im Falle von Hartmann wie-

---

[49] *Wochenblatt* (Anm. 47), Nr. 34 und Nr. 40, 1846.

[50] Das Stück aus den *Regulatoren*, das Hartmann in Nr. 34 des *Wochenblatts* von 1846 unter dem Titel „Ein Abendkränzchen bei den Hinterwäldlern" zum Abdruck bringt, enthält genau diese Schilderung von teilweise urbar gemachtem Land, den stehengebliebenen Baumstrünken und dem Kampf gegen die in die Fruchtfelder einbrechenden Tiere.

[51] Während in den zeitgenössischen Katalogen der Lesegesellschaften und Volksbibliotheken (Kanton Solothurn) Friedrich Gerstäckers Werke in reichlicher Auswahl verzeichnet sind (handschriftlicher Katalog der Oltner Lesegesellschaft, Protokolle der Lesegesellschaften von Grenchen und Breitenbach, handschriftliche Katalog der Volksbibliothek Schönenwerd) lassen sich Sealsfields Werke als Altbestände nur für Solothurn nachweisen. Vgl. *Katalog der Sealsfieldiana in der Zentralbibliothek Solothurn*. Zusammengestellt von Denise Steinmann. Mit einem Vorwort von Rolf Max Kully. In: Charles Sealsfield: *Sämtliche Werke*, Bd. 27, *Supplementreihe*: *Materialien und Dokumente*. Hrsg. von Alexander Ritter,

derum mit dem vorrangigen Interesse an der Auswandererthematik zusammenzuhängen. Gerstäcker hat denn auch mit seinen Schilderungen dazu beigetragen, „das Amerika-Bild zu korrigieren u. die Auswanderungseuphorie in Deutschland zu dämpfen."[52] Genau das ist fast zur selben Zeit auch die Wirkungsabsicht von Hartmanns Erzählung *Dursli, der Auswanderer*, die damals, der erste Band der *Kiltabend-Geschichten* erscheint 1853, in eine brennend aktuelle Diskussion interveniert.

Als Sealsfield im Winter 1858 nach Solothurn kam, fand er hier statt des Interesses für sein Werk eher ein Interesse für seine Person und daher im Wesentlichen keine wirkliche Rezeptionsbereitschaft vor. Der spezifisch sealsfieldsche Mythos Amerika und der amerikanischen Demokratie, den der austroamerikanische Autor gerade auch im Hinblick auf eine europäische Umwälzung geschaffen hatte, schien sich nun von beiden Enden des Ozeans her überlebt zu haben. Daß sein amerikanischer Mythos auf lange Sicht nicht haltbar war, daß seine „faktische Poesie" von den Fakten überholt wurde und Sealsfield unfähig war, darauf zu reagieren, hängt meines Erachtens damit zusammen, daß es ihm nicht gelungen ist, in seine „faktische Poesie" die wirkliche geschichtliche Entwicklung zu integrieren.

Das geschichtliche Drama, die Dynamik jener Westsiedlung, deren Chronist Sealsfield eine Zeitlang war und die er, ähnlich Tocqueville, als Antizipation europäischer Entwicklung den Europäern als Vorbild präsentiert hatte, holte auch Sealsfield ein, und zwar sowohl im Werk wie in seiner Person. Über das Amerika und den Amerikaner seines Werkes, die Abstraktionen seiner Pflanzerutopie und des 'aristokratischen Demokraten', war die Zeit hinweggeschritten. Als die Vorbildfunktion des Amerikabilds, das er in seinen Werken präsentierte,[53] für Europa in Frage stand, hat das nicht nur zum Einbruch der Rezeption geführt, es hat sich auch in einer fortdauernden Schreibblockade und in einer Identitätskrise des 'amerikanischen' Schriftstellers geäußert. Während die Helden der amerikanischen Kolonisationsbewegung immer weiter westwärts getrieben wurden, hat dieselbe Ent-

---

Bd. 3. Hildesheim/New York: Olms, 1990. Allerdings wird in diesem Katalog nicht erläutert, wann und allenfalls über welche Vorläuferbibliothek diese in den Altbestand der Zentralbibliothek gelangt sind. Aus der Jubiläumsschrift der Solothurner Lesegesellschaft; deren Sekretär Hartmann 1836-39 war, erfährt man, daß zur Zeit von Hartmanns Sekretariat zunehmend neue deutsche Literatur in die Bibliothek der Gesellschaft gelangt ist, u. a. auch Werke von „Sealfield" (sic!). In: *Literarische Gesellschaft Solothurn: Ein Erinnerungsblatt für ihre Mitglieder zur Feier ihres 50 jährigen Bestehens am 7. Januar 1858*, S. 12.

[52] *Literarisches Lexikon. Autoren und Werke deutscher Sprache.* Hrsg. von Walther Killy. Gütersloh/München: Bertelsmann, 1989, Bd. 4, Art. *Gerstäcker*, S. 141.

[53] Vgl. dazu seine Bemerkung auf der letzten Amerikareise 1853: „Ich fand die materiellen Fortschritte seit den 17 Jahren meiner Abwesenheit ungeheuer, die politischen weniger so, die geistigen noch weniger". Zitiert nach Ernst Grabovszki: *Zwischen Kutte und Maske. Das geheimnisvolle Leben des Charles Sealsfield.* Wien: Styria, 2005, S. 185.

wicklung Sealsfield, wenn ich seine Lebenszeugnisse richtig interpretiere, nach Europa zurückgetrieben.

Wie seine Helden durch eine Katharsis zu einer unmittelbaren Freiheit kommen wollen und doch die Spuren einer unbegriffenen Entwicklung mit sich tragen, so läßt sich Sealsfields/Postls Leben begreifen als der Versuch, alle europäische Erbschaft abzustreifen durch den Bruch mit der Familie, dem Vaterland, der Kirche, dem Orden sowie durch die Verleugnung seiner europäischen Identität in Name und Pass. Dennoch kommt dieser Sealsfield unter amerikanischer Identität zurück nach Europa in ein Städtchen, in dem er umgeben ist von ständigen Erinnerungen an eben diese Erbschaft, selbst in ihrer katholischen Form. Der vom Alcalde kritisierte Nebelschleier der Geschichte trat ihm in Solothurn auf Schritt und Tritt in Gestalt von katholischen Kirchen und Klöstern entgegen, deren Glockengeläute und deren Geistliche ihm nach dem Zeugnis von Hartmann und Hemmann Unbehagen bereitet hatten.[54] Postl/Sealsfield erscheint so als einer, der nie ganz in Amerika angekommen, aber auch nie ganz nach Europa zurückgekehrt ist. Kein Wunder, daß er auch in Solothurn zum großen Einsamen wurde, über den die wildesten Gerüchte umliefen; Hemmann überliefert uns einige davon. Hartmann hat daher Sealsfield als Ahasver[55] bezeichnet, Hemmann gar als Peter Schlemihl.[56] Das ist nun wieder bezeichnender für die Bezeichnenden als den Bezeichneten, zeigt es doch, daß die Solothurner Gesprächspartner von Sealsfield ganz in Verhältnissen von Genealogie und Herkunft dachten. Für diesen hingegen war, wie für Tocqueville, Amerika die Antizipation zukünftiger europäischer Entwicklung. Unter Verkennung der dynamischen Kraft, die sich in den Städteballungen durch die beginnende Industrialisierung entfaltet, sieht er, im Gegensatz zu Tocqueville, in Freiheit, Besitz und agrarischem Leben sowohl die Vorzüge Amerikas als auch die Triebkräfte seiner Entwicklung. Das macht ihn nicht zu einem Peter Schlemihl, sondern zu einem rückwärts gewandten Amerikaner.

Seit Tocqueville und Sealsfield[57] hat die Konstellation Amerika/Europa fürs Imaginäre der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft einen Teil der Spannung geliefert, aus der sich der Diskurs einer vorwärtsdrängenden 'Moderne' speist. Darin

---

54 Alfred Hartmann: *Sealsfield.* In: *Morgenblatt für gebildete Leser.* Wieder in: Castle: *Das Geheimnis* (Anm. 42), S. 111; Friedrich Hemmann: *Etwas über Charles Sealsfield.* In: *Die Gegenwart* 1878. Wieder in: Ebd., S. 318.

55 Ebd., S. 113.

56 *Nord und Süd.* Monatschrift, September 1879. Darin: Friedrich Hemmann: *Charles Sealsfield.* In: Castle: *Das Geheimnis* (Anm. 42), S. 327.

57 Zum Verhältnis von Sealsfield und Tocqueville vgl. Günther Schnitzler: *Wirkung und Wechselwirkung: Sealsfield und Tocqueville.* In: *Jahrbuch der Sealsfield-Gesellschaft* Bd. 14. München: Charles Sealsfield-Gesellschaft, 2002, S. 33-61.

kristallisierten sich aber auch die Widerstände, die in Europa im Namen der Tradition gegen diese Entwicklung mobil gemacht wurden.[58] Der Amerikanismus der Zukunft, das heißt das Amerika eines gewaltigen industriellen Aufschwungs, daraus folgender neuer Arbeits- und Gesellschaftsorganisation, sah Sealsfield vor allem als Gefahr. Hartmann sah es, zumindest als literarisches Thema, überhaupt nicht. Die literarische Form der Dorfgeschichte, die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts neben dem Abenteuer- und historischen Roman zunehmend den literarischen Markt in der Schweiz dominierte, eignete sich wenig dazu, die neue amerikanische Gesellschaftsentwicklung literarisch zu verarbeiten. Selbst als um die Jahrhundertwende der in der Tradition der Dorfgeschichte stehende Solothurner Bauerndichter Josef Joachim, der selbst wegen eines gefälschten Wechsels für kurze Zeit in die USA geflohen war, in dem Dorfroman *Im Schatten der Fabrikschornsteine*[59] sowohl die Industrialisierung als auch Amerika thematisierte, erscheinen beide, verknüpft durch den Fabrikantensohn, der als windiger Galan eine Bauerntochter verführt und als Geschäftsmann Amerika bereist, nur als negative Gegenbilder eines als intakt vorgestellten Dorflebens. Literarische Themen und literarische Denkformen gingen mit der gesellschaftlichen Entwicklung keineswegs konform. Sechs Jahre nach dem Tod von Sealsfield reiste der Solothurner Schuhindustrielle Carl Franz Bally zu Studienzwecken in die Vereinigten Staaten, erkannte dort die Bedeutung der Mechanisierung der Produktion und stellte im solothurnischen Schönenwerd mit Hilfe von in den USA gekauften Maschinen die Produktion um. Dreissig Jahre später wird in derselben Schuhfabrik nach amerikanischen Methoden die industrielle Arbeitsorganisation rationalisiert. Während im wirtschaftlichen Bereich Amerika als Land des Fortschritts wahrgenommen und amerikanische Methoden der Produktion und Arbeitsorganisation rezipiert wurden, blieb in der literarischen Darstellung Amerika vor allem ein Negativbild. Dem mißlungenen Amerika-Dialog zwischen Sealsfield, Hartmann und den Solothurner Schriftstellern der Jahrhundertmitte folgte die Amerika-Kritik als literarischer Antimodernismus auf dem Fuß.

---

[58] Eine luzide Analyse dieses Zusammenhangs findet man erstmals in den Amerikaschriften von Antonio Gramsci: *Gefängnishefte*. Kritische Gesamtausgabe, Bd. 8. Hamburg: Argument, 1999, S. 2063-2101. Vgl. auch Thomas Barfuss: *Zur Einführung*. In: *Antonio Gramsci: Amerika und Europa*. Hrsg. von Thomas Barfuss, Hamburg: Argument, 2007, S. 7-25.

[59] Josef Joachim: *Im Schatten der Fabrikschornsteine*. Volkserzählung. Basel: Benno Schwabe, 1904.

Wynfrid Kriegleder

Charles Sealsfield schreibt aus Schaffhausen an Ida Baronin Reinsberg-Düringsfeld in Konstanz oder: Warum trotz Eduard Castle eine neue Sealsfield-Briefedition notwendig ist

I.

Am 21. November 1849 schrieb der damals in Schaffhausen lebende Charles Sealsfield einen Brief nach Konstanz an die Schriftstellerin Ida Baronin Reinsberg-Düringsfeld (1815-1876). Er hatte die Baronin und ihren Ehemann Anfang Oktober im Schaffhausener Hotel Weber kennen gelernt hatte, wo er allabendlich einzukehren pflegte. Die Baronin war damals auf der Suche nach einem Verleger für ihre beiden neuesten Romane. Sealsfield erbot sich, zu vermitteln. Am 15. Oktober wandte er sich an seinen Verleger Heinrich Erhard (Metzler'sche Verlagsbuchhandlung). Am 21. November mußte er der Kollegin das negative Ergebnis seiner Intervention mitteilen.

Der im Folgenden abgedruckte Brief, der sich seit 2006 im Besitz von Frau Dr. Helga Löber befindet, besteht aus zwei gefalteten Bögen. Das Format der durch die Faltung entstandenen Blätter beträgt 22 mal 27 cm. Der erste Bogen ist lediglich auf der Vorderseite mit brauner Tinte beschrieben, die Rückseite enthält die Adressenangabe sowie zwei Versandstempel („Schaffhausen 21.11" und „Nachmittag") und einen nur teilweise leserlichen Empfangsstempel (offenbar „Konstanz, 22. 11."). Der zweite Bogen ist auf der Innenseite, also auf 1^{verso} und 2 ^{recto}, beschrieben.

Die Transkription behält den Zeilenumbruch des Originals bei. Von Sealsfield gestrichene Textpassagen werden durch <…> wiedergegeben, Konjekturen durch [ ].

[B1, 2v]

An die
Frau Baronin von Reinsberg
geb. Freifrau von Düringsfeld
Hochwohlgebohren

Constanz

Im Gasthofe zum
Hechten

[B1, 1r]

Am 21. November 1849

Sehr werthe und geehrte Frau Baronin

Also der Winter die nackten Bäume, der grollende Rheinfall haben / Sie vertrieben, und wohin vertrieben? Aus dem Regen in die Traufe. / Aus dem luftig duftigen Hotel Weber in die nasse neblichte Conciliums / Stadt, die ich im Sommer nicht leiden mag, und im Winter hasse – hasse? / verabscheue – muß ich sagen. Ich glaube auf dieser Stadt ruht der Fluch seit / Huss' Zeiten. Es wird nie etwas aus ihr werden – Die <die> der wichtigste / Punkt Süddeutschlands seyn sollte und müßte, wenn die Menschen / nicht Böotier wären. – Doch genug von diesem Constanz –

Wenn Sie sich arm an Ideen fühlen, so geht es mir nicht besser. Die politische[n] / Cataracte – so mag man sie füglich nennen – haben besorge ich in den / regsten Köpfen eine Windstille zur Folge, die wohl noch einige Zeit / währen wird – bis sich das Gleichgewicht wieder hergestellt hat – / Bis dahin wollen wir denn faul leben – und dann wie Karrengäule / uns an den gewohnten Pflug spannen lassen – Ich spreche natürlich von / mir nicht von Ihnen – die wie die Schwalben südwärts zieht, und / dort im congenialen Clima Winter entlaubte Bäume und tosenden / Rheinfall vergessen wird. Sehr gerne hätte ich Sie und Ihren lieben Gatten / gesehen. Leider kam ich jedoch eine Woche später als ich calculirte, nämlich / am 8ten dieses zurück – meine Baseler Freunde benahmen sich so liebens- / würdig, daß ich mich beinahe nicht trennen konnte. Auch habe ich in / Schafhausen so wenig zu gewinnen, daß es mich nichts weniger als / heim zog. Es ist ein ditto hässliches Nest, Philisterey durch und durch / aber es hat – doch keinen Belagerungszustand keine königlichen Preußen!!! / keine großherzoglichen Gensdarmes – keine loblichen wohlloblichen hochloblichen Bureaucraten – und diese sammtlichen Mängel / [B2, 1v] haben wieder für einen derley Stockrepublicaner, wie wir nun einmal das / Geschick zu seyn haben – einigen Trost. Sie sehen es hat alles seine / zwey Seiten. – A propos:

Verliebt habe ich mich nicht – aus 99 Gründen – von denen der erste ist, daß / sich niemand in mich verliebte – vor dieser Calamität hoffe ich wird / mich der Himmel behüten – doch wer weiß? Alter schützt vor Thorheiten / nicht, und dieses Alter rückt denn doch allgemach stärker an als / nöthig und nützlich und comfortable ist. –

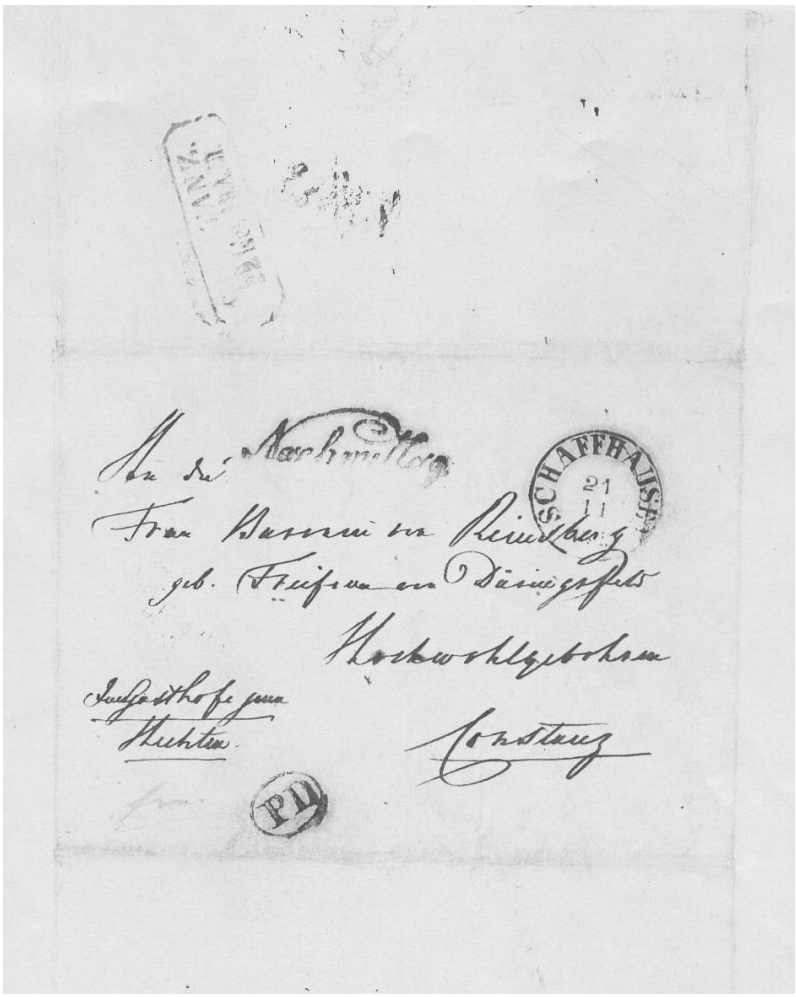
Noch ein apropos! Welch eine horrible Addresse!!! Herrn Sealsfield Esqu – / Das ist ein Barbarism, deßen ich die Verfasserin eines halben Duzendes / der beliebtesten Romane der Neuzeit kaum für schuldig gehalten haben / würde – Zur Vermeidung künftiger ähnlicher Barbarey folgt hier die / Addresse: Charles Sealsfield Esqu – oder John such and such Esqu – / It's horrible, indeed – quite chocking – believe me.

> Auch ich war ein bischen böse auf Sie bin jedoch wieder ganz gut wie Sie / sehen –
>
> In Stuttgart war ich nicht – Herr Erhard hat mir aber geschrieben – und / aus diesem Briefe ersehe ich mit Bedauern, daß er auf Ihre Vorschläge / nicht einzugehen gesonnen ist. <Sie dürfen sich jedoch / deshalb um so weniger grämen als es nicht> Sie mögen sich jedoch / bei diesem Kerle einigermaßen trösten als mir ein gleiches wiederfahren – / Er bittet mich nämlich dringend, mit meinem neuen Werke bis Frühjahr / zuzuwarten, da die politischen Constellationen für den Buchhandel / so ganz ungünstig sind, daß sich weder auf günstige Aufnahme / noch Absatz gegenwärtig rechnen läßt. Und dieser Grund ist / allerdings einer – der für unseren trade so viel werth ist als / 100 andere – Es läßt sich darauf keine Antwort geben – / [B2, 2r] Nun habe ich alle Ihre Schreibepuncte so ziemlich beantwortet – und will denn / schließen – nicht jedoch ohne Sie vorerst zur Fortsetzung Ihrer mir lieben / Correspondenz aufgefordert zu haben. Ihre Briefe mit einem Worte / werden mir immer willkommen seyn – Mit meinem besten und herzlichen Gruß / an Herrn B. Reinsberg <meine> die Versicherung meiner Hochachtung
>
> Ihr
>
> ganz ergebener
>
> Sealsfield
>
> Schafhausen, den 21 Nov. 1849.
>
> Wie ich nun diesen Brief schließe so / sehe ich erst, daß ich – auf 2 Bogen / statt einem geschrieben – Ich sende somit beyde –

Dieser stellenweise schwer zu entziffernde Brief[1] ist in mehrfacher Hinsicht Aufschlußreich. Er bietet einen interessanten Einblick in die private Situation des 56-jährigen Exilanten, der sich nach seiner Rückkehr aus den USA im Jahr 1832 in der Schweiz niedergelassen hatte und an verschiedenen Orten lebte. 1846 zog er nach Schaffhausen.[2] Sealsfield hatte den Ruf eines Einzelgängers, war aber, wie der Brief zeigt, gesellschaftlichen Kontakten nicht abgeneigt. Am Ende bittet er die Adressatin um eine Fortsetzung des Briefwechsels. Die Baronin erfüllte den Wunsch. Am 13. Februar 1850 schrieb Sealsfield an seinen Baseler Freund Stephan Gutzwiller: „Uebrigens sind ihre Briefe – sie sendet jede Woche wenigstens einen – gar nicht

[1] Für seine Hilfe bei der Transkription danke ich Alexander Ritter herzlich.

[2] Unverzichtbar für biographische Details ist nach wie vor Eduard Castle: *Der große Unbekannte. Das Leben von Charles Sealsfield (Karl Postl).* [1952]. Mit einem Vorwort von Günter Schnitzler. Charles Sealsfield: *Sämtliche Werke.* Hrsg. von Karl J. R. Armdt. *Supplementreihe: Materialien und Dokumente.* Hrsg. von Alexander Ritter. Bd. 1. Hildesheim/Zürich/New York: Olms, 1993).



Charles Sealsfield an Ida Baronin Reinberg-Düringsfeld vom 21.11.1846

übel."[3] Im selben Brief deutet er allerdings auch jenen Konflikt an, der vermutlich den späteren Abbruch des Briefwechsels mitverursachte: Sie „will nun, da sie fataler Weise einen Mann hat – noch fatalerer Weise mich zum Manne einer ihrer Freundinnen – einer gebornen Kynast, verwittwen Freyin von Montez umgestalten. – De-

[3] Eduard Castle: *Der große Unbekannte. Das Leben von Charles Sealsfield (Karl Postl). Briefe und Aktenstücke*. Wien: Karl Werner, 1955, S. 246.

vil take the women!“[4] Die Passage in unserem Brief, „Verliebt habe ich mich nicht – aus 99 Gründen […]“ deutet darauf hin, daß Liebes- und Heiratssachen bereits im Herbst 1849 zum Gesprächsstoff der beiden gehörten.

Auch Sealsfields von Zeitgenossen wiederholt festgestellte Tendenz zur rechthaberischen Didaxe geht aus dem Brief hervor, wenn er die Baronin über die korrekte englische Anredepraxis, „Charles Sealsfield Esqu“, informiert. Freilich versucht er der Belehrung einen etwas verkrampft-komischen Anstrich zu geben.

Der Brief ist aber nicht nur in privater Hinsicht aufschlußreich. Er verrät auch einiges über Sealsfields politisches Denken angesichts der revolutionären und postrevolutionären Ereignisse. Es sind von ihm nur wenige Äußerungen aus dem Jahr 1848 überliefert. In einem Brief an Heinrich Erhard vom 8. Juni 1848 spricht er von den „wiener Studenten“, die „alle Woche ein paarmal von einem revolutionairen Sonnenstich getroffen zu werden“ scheinen: „wenn nicht ein Deus ex Machina in der Person irgend eines charakterfesten Ministers oder Generals der ein paar hundert zusammenschießen läßt, bald kommt“, werde „in kurzer Zeit das mächtige Oestreich ein bloßes Schattenreich seyn“. Es bleibt offen, ob Sealsfield ein solches „[Z]usammenschießen“ favorisiert oder ablehnt. Den Untergang des „mächtige[n] Oestreich“ hielte er „der deutschen Reconstituirung als Einheitsstaat“ zwar „zuträglich“, „wenn nicht Rußland wäre“, gegen das Österreich offenbar als Bollwerk die „deutsche Sache“ zu verteidigen hat.[5] Im November 1849, nach dem Scheitern der Revolution, ist sein Urteil, wie es scheint, noch nicht klarer geworden. Er sieht die Ereignisse nun als „politische Cataracte“, die eine sinnvolle Diskussion bis auf weiteres unmöglich machen. Offenbar rechnet er auch sich selbst unter die „regsten Köpfe“, bei denen derzeit „eine Windstille“ eingetreten sei, weshalb er sich „arm an Ideen“ fühle und abwarten wolle, „bis sich das Gleichgewicht wieder hergestellt hat“. Trotzdem betont er seinen Stockrepublikanismus und seine Ablehnung der neoabsolutistischen Tendenzen; von den reaktionären Auslassungen im Brief an Erhard ist keine Rede mehr.

Schließlich ist der Brief auch aufschlußreich für die Probleme Sealsfields mit seinem Verleger Erhard, mit dem er zwar einen Vertrag über seinen nächsten Roman abgeschlossen hatte, der aber den Druck stetig hinauszögerte. Das Buch sollte in der Tat nie erscheinen. Die Gründe liegen offenbar darin, daß sich Erhard verspekuliert hatte. Die 13-bändige Gesamtausgabe, über die er am 4. Dezember 1846 mit Sealsfield einig geworden war, verkaufte sich schlecht. Auch der letzte Roman, *Süden und Norden*, ging nicht gut. Erhards Zögern hat wohl in erster Linie ökonomische Gründe.

---

4 Ebd., S. 245.

5 Ebd., S. 226f.

Eduard Castle, der Sealsfields Biographie vor dem Hintergrund einer großen Freimaurerverschwörung[6] situiert, vertritt da natürlich eine andere Meinung. Das Nicht-Zustandekommen des Drucks ist für Castle ein klares Zeichen dafür,

> daß jene geheimnisvolle Macht, die seinerzeit das Erscheinen des dritten Bandes von „Morton" verhindert hatte, wieder am Werke war, diesmal aber jede weitere schriftstellerische Betätigung Sealsfields unterband. Erhard hatte die Pflicht, Postl hinzuhalten, und tat dies so geschickt, daß der Gebannte vorläufig noch immer nicht ahnte, wie seiner Schriftstellerei das Todesurteil gesprochen war.[7]

Die tatsächlichen Gründe sind wohl prosaischer. Erhard hielt Sealsfield aus denselben Gründen hin, aus denen er auch die neuen Romane der Baronin Reinsberg-Düringsfeld ablehnte. Er erwartete unter den gegenwärtigen Verhältnissen keinen ausreichenden Absatz. Das Publikumsinteresse an Charles Sealsfields Romanen über die Neue Welt war erloschen. Sealsfield war darüber verständlicherweise frustriert, konnte aber nichts unternehmen. „Es läßt sich darauf keine Antwort geben –", schrieb er an die Baronin.

II.

Der hier edierte und kurz kommentierte Brief ist der Sealsfieldforschung keineswegs unbekannt, findet er sich doch auch in dem von Eduard Castle 1955 herausgegeben Band *Der große Unbekannte. Das Leben von Charles Sealsfield (Karl Postl). Briefe und Aktenstücke* auf Seite 232. Ein Vergleich der oben wiedergegebenen Version des Briefes mit der Version in Castles Edition liefert allerdings ein erstaunliches Bild. Castles Version sei dokumentiert:

> An Ida Baronin Reinsberg-Düringsfeld
>
> [Schaffhausen, nach 8. November 1849]
>
> Sehr werthe und geehrte Frau Baronin!
>
> Also der Winter und die nackten Bäume und der grollende Rheinfall haben Sie vertrieben und wohin vertrieben? Aus dem Regen in die Traufe, aus dem luftigen, duftigen Hotel Weber in die nasse, neblichte Conciliumsstadt, die ich im Sommer

---

6 Skeptisch zu Sealsfields angeblicher Freimaurer-Verbindung äußern sich Jeffrey Sammons (*Charles Sealsfield und das Freimaurertum: Mehr Fragen als Antworten*. In: *Neue Sealsfield-Studien. Amerika und Europa in der Biedermeierzeit*. Hrsg. von Franz Schüppen. Stuttgart: M & P, 1995, S. 31-52) und Dieter A. Binder (*Charles Sealsfield und die Freimaurerei. Von der Verschwörungstheorie zur virtuellen Realität*. In: *Charles Sealsfield. Lehrjahre eines Romanciers 1808-1829. Vom spätjosephinischen Prag ins demokratische Amerika*. (*SealsfieldBibliothek*; 5) Hrsg. von Alexander Ritter. Wien: Praesens Verlag, 2007, S. 125-132).

7 Castle: *Der große Unbekannte* (Anm. 2), S. 544.

> nicht leiden kann und im Winter hasse – hasse? verabscheue! Ich glaube, auf dieser Stadt ruht der Fluch seit Huss's Zeiten. Es wird nie etwas aus ihr werden, die der wichtigste Punkt Süddeutschlands sein sollte, müßte, wenn die Menschen nicht Böotier wären! Doch genug von diesem Constanz.
>
> Wenn Sie sich arm an Ideen fühlen, so geht es mir nicht besser. Die politischen Katarakte – so mag man sie füglich nennen – haben in den meisten Köpfen eine Windstille zur Folge, die wohl noch einige Zeit währen wird, bis sich das Gleichgewicht wieder hergestellt hat. Bis dahin wollen wir denn faul leben und uns dann wie Karrengäule an den gewohnten Pflug spannen lassen. Ich spreche natürlich nur von mir, nicht von Ihnen, die wie die Schwalben südwärts zieht und dort im congenialen Klima Winter, entlaubte Bäume und tosenden Rheinfall vergessen wird. Sehr gern hätte ich Sie und Ihren lieben Gatten gesehen, leider kam ich jedoch eine Woche später, als ich kalkulirte, nämlich am 8. November zurück; – meine Baseler Freunde benahmen sich so liebenswürdig, daß ich mich beinah nicht trennen konnte.
>
> Apropos! Verliebt habe ich mich nicht, aus 99 Gründen, von denen der erste ist, daß sich Niemand in mich verliebt. Vor dieser Calamität, hoffe ich, wird mich der Himmel behüten – doch wer weiß? Alter schützt vor Thorheit nicht, und dieses Alter rückt denn doch allgemach stärker heran, als es nöthig und nützlich und comfortable ist.
>
> Noch ein Apropos! Welch' eine horrible Adresse! Herrn Sealsfield Esq., das ist ein Barbarismus, dessen ich die Verfasserin der beliebtesten Romane der Neuzeit kaum für schuldig gehalten haben würde. Zur Vermeidung künftiger ähnlicher Barbarei folgt hier die Adresse: Charles Sealsfield Esq., oder John such and such Esquire. It's horrible, indeed – quite horrible, believe me.
>
> Auch ich war ein bißchen böse auf Sie bin jedoch wieder ganz gut, wie Sie sehen.

Castles Version unterscheidet sich erheblich von dem Original. Daß verschiedene Regeln der philologisch korrekten Editionspraxis ignoriert werden, mag noch hingehen. Es finden sich orthographische Varianten (Clima/Klima, Cataracte/Katarakte), die Interpunktion ist nicht korrekt (Kommas werden eingefügt, Gedankenstriche weggelassen), bei Aufzählungen werden Konjunktionen hinzugefügt (und), es kommt zu morphologischen Eingriffen („luftigen, duftigen" statt „luftig duftigen", „Barbarismus" statt „Barbarism"), vereinzelt werden ganze Wörter durch andere ersetzt („kann" statt „mag", „meisten" statt „regsten"). Schlimmer aber ist, daß in Castles Version erhebliche Partien des Briefs unter den Tisch fallen. Im vorliegenden Fall etwa umfaßt der Originalbrief 651 Wörter (nach der Zählung des Microsoft Word-Programms), in der von Castle edierten Version finden wir lediglich 355 Wörter. Anders gesagt: 45 Prozent des Briefes fehlen bei Castle.

Im Folgenden ist der Originalbrief noch einmal abgedruckt. Die Varianten gegenüber der Version Castles sind durch Fettdruck markiert:

An die
Frau Baronin von Reinsberg
geb. Freifrau von Düringsfeld
Hochwohlgebohren

Constanz

Im Gasthofe zum
Hechten

Am 21. November 1849

Sehr werthe und geehrte Frau **Baronin**

Also der **Winter die** nackten **Bäume, der** grollende Rheinfall haben / Sie vertrieben, und wohin vertrieben? Aus dem Regen in die Traufe. / Aus dem **luftig duftigen** Hotel Weber in die nasse neblichte **Conciliums / Stadt**, die ich im Sommer nicht leiden **mag,** und im Winter hasse − hasse? / verabscheue **− muß ich sagen.** Ich **glaube auf** dieser Stadt ruht der Fluch seit / Huss' Zeiten. Es wird nie etwas aus ihr **werden − Die** der wichtigste / Punkt Süddeutschlands seyn sollte und müßte, wenn die Menschen / nicht Böotier wären. − Doch genug von diesem **Constanz −**

Wenn Sie sich arm an Ideen fühlen, so geht es mir nicht besser. Die politische[n] / **Cataracte** − so mag man sie füglich nennen − haben **besorge ich** in den / **regsten** Köpfen eine Windstille zur Folge, die wohl noch einige Zeit / währen wird − bis sich das Gleichgewicht wieder hergestellt **hat −** / Bis dahin wollen wir denn faul **leben −** und **dann wie** Karrengäule / **uns** an den gewohnten Pflug spannen **lassen −** Ich spreche natürlich **von / mir** nicht von **Ihnen −** die wie die Schwalben südwärts **zieht,** und / dort im congenialen **Clima Winter** entlaubte Bäume und tosenden / Rheinfall vergessen wird. Sehr **gerne** hätte ich Sie und Ihren lieben Gatten / **gesehen. Leider** kam ich jedoch eine Woche **später** als ich **calculirte**, nämlich / am 8ten **dieses zurück** − meine Baseler Freunde benahmen sich so liebens- / würdig, daß ich mich **beinahe** nicht trennen konnte**. Auch habe ich in / Schafhausen so wenig zu gewinnen, daß es mich nichts weniger als / heim zog. Es ist ein ditto hässliches Nest, Philisterey durch und durch / aber es hat − doch keinen Belagerungszustand keine königlichen Preußen!!! / keine großherzoglichen Gensdarmes − keine loblichen wohlloblichen hochloblichen Bureaucraten − und diese sammtlichen Mängel / haben wieder für einen derley Stockrepublicaner, wie wir nun einmal das / Geschick zu seyn haben − einigen Trost. Sie sehen es hat alles seine /zwey Seiten. − A propos:**

Verliebt habe ich mich **nicht −** aus 99 **Gründen −** von denen der erste ist, daß / sich niemand in mich **verliebte − vor** dieser **Calamität** hoffe **ich** wird / mich der Himmel behüten − doch wer weiß? Alter schützt vor **Thorheiten /** nicht, und

dieses Alter rückt denn doch allgemach stärker **an als / nöthig** und nützlich und comfortable **ist. –**

Noch ein **apropos**! **Welch** eine horrible **Addresse!!!** Herrn Sealsfield **Esqu – / Das** ist ein **Barbarism, deßen** ich die Verfasserin **eines halben Duzendes /** der beliebtesten Romane der Neuzeit kaum für schuldig gehalten haben / **würde –** Zur Vermeidung künftiger ähnlicher **Barbarey** folgt hier die / **Addresse**: Charles Sealsfield **Esqu –** oder John such and such Esqu – / It's horrible, indeed – quite **chocking –** believe me.

Auch ich war ein **bischen** böse auf **Sie** bin jedoch wieder ganz gut wie Sie / sehen –

In Stuttgart war ich nicht – Herr Erhard hat mir aber geschrieben – und / aus diesem Briefe ersehe ich mit Bedauern, daß er auf Ihre Vorschläge / nicht einzugehen gesonnen ist. Sie mögen sich jedoch / bei diesem Kerle einigermaßen trösten als mir ein gleiches wiederfahren – / Er bittet mich nämlich dringend, mit meinem neuen Werke bis Frühjahr / zuzuwarten, da die politischen Constellationen für den Buchhandel / so ganz ungünstig sind, daß sich weder auf günstige Aufnahme / noch Absatz gegenwärtig rechnen läßt. Und dieser Grund ist / allerdings einer – der für unseren trade so viel werth ist als / 100 andere – Es läßt sich darauf keine Antwort geben – /

Nun habe ich alle Ihre Schreibepuncte so ziemlich beantwortet – und will denn / schließen – nicht jedoch ohne Sie vorerst zur Fortsetzung Ihrer mir lieben / Correspondenz aufgefordert zu haben. Ihre Briefe mit einem Worte / werden mir immer willkommen seyn – Mit meinem besten und herzlichen Gruß / an Herrn B. Reinsberg die Versicherung meiner Hochachtung

Ihr

ganz ergebener

Sealsfield

Schafhausen, den 21 Nov. 1849.

Wie ich nun diesen Brief schließe so / sehe ich erst, daß ich – auf 2 Bogen / statt einem geschrieben – Ich sende somit beyde –

Um dem verdienstvollen Erstherausgeber und profilierten Sealsfieldforscher Eduard Castle kein Unrecht zu tun, muß natürlich auf ein wichtiges Faktum hingewiesen werden. Er konnte im vorliegenden Fall gar keine bessere Version edieren. Das Original des Briefes lag ihm nämlich nicht vor. Wie der Anhang seiner Edition verrät, beruht der Wortlaut des Briefes auf einem von Ida Baronin Reinsberg-Düringsfeld verfaßten Aufsatz mit dem Titel *Charles Sealsfield*, der am 9. Juli 1862 im *Magazin für die Literatur des Auslandes* erschienen war. Auch sechs weitere Briefe Sealsfields an die Baronin, die Castle veröffentlichte, entnahm er dieser Quelle; und in einigen der Fälle merkte er auch an, daß seine Version offensichtlich lückenhaft sei.

In dem kurzen, autobiographischen Aufsatz erzählt die Baronin von ihrer Bekanntschaft mit Charles Sealsfield, flicht einige Passagen aus seinen Briefen an sie ein und setzt etliche jener Legenden in die Welt, an denen sich spätere Biographen erfreut haben: daß Sealsfield von einem Verwandten [!] am Red River Land gekauft habe, daß er mit der Tochter dieses Verwandten verlobt gewesen, die junge Frau aber unerwartet verstorben sei, daß er nach dem Tod der Verlobten „die Prairies und Texas bereist" habe.[8] Aus Sealsfields Briefen an sie veröffentlicht die Baronin nur Abschnitte und gibt dafür einen ganz pragmatischen Grund an: Sealsfield hatte „eine solche Hieroglyphenschrift […] daß man ihn nur noch in Bruchstücken entziffern kann."[9]

Jedenfalls war dieser Aufsatz die Basis für Castles Edition von sechs seiner knapp mehr als 300 Sealsfieldbriefe. Und ganz korrekt ging Castle mit seiner Quelle denn doch nicht um, ein bisschen Beckmesserei sei erlaubt. Das „Apropos" am Beginn des dritten Absatzes steht in Ida von Düringfelds Version am Ende des zweiten Absatzes, und am Ende des Briefes heißt es bei ihr „ein bischen", bei Castle hingegen „ein bißchen". Kleinigkeiten, gewiss, aber eben doch Abweichungen vom philologischen Prinzip, einen Text unverändert zu präsentieren und Änderungen zu rechtfertigen.

III.

An dem oben geschilderten Fall erweist sich die Unzulänglichkeit der Castle'schen Briefedition. Ich möchte daher im Folgenden für eine neue und verbesserte Edition plädieren. Diese Forderung ist aber natürlich zu rechtfertigen. Warum sollen Charles Sealsfields Briefe überhaupt veröffentlicht werden, da sie sich doch kaum je mit literarischen Fragen beschäftigen, auf literarische Qualität offenbar keinen Anspruch stellen, zweifellos nicht in Hinsicht auf eine spätere Veröffentlichung verfaßt wurden. Was ist aus Sealsfields Briefen zu lernen?

Auf die besondere Situation des Exilschriftstellers Karl Postl/Charles Sealsfield und auf die Notwendigkeit, seinen Briefwechsel zur Erhellung seiner Biographie heranzuziehen, hat schon vor 25 Jahren Alexander Ritter aufmerksam gemacht.[10] Seit seiner Flucht aus Prag im Jahr 1823 bemühte sich der Exilant, Spuren

---

8 Ida von Düringsfeld: *Schattenrisse aus der Welt=Literatur. Charles Sealsfield.* In: *Magazin für die Literatur des Auslandes* 21, Nr. 28 (9. Juli 1862), S. 330-333.

9 Ebd., S. 331f.

10 Alexander Ritter: *Bemerkungen zur Exilsituation von Charles Sealsfield anläßlich wiedergefundener Brieftexte.* In: *Literaturwissenschaftliches Jahrbuch der Görres-Gesellschaft* N. F. 14 (1973), S. 395-420.

zu verwischen bzw. falsche Spuren zu legen. Viele der über ihn kursierenden Geschichten verdanken sich offenbar mündlichen Mitteilungen. Wenn Ida Baronin Reinsberg- Düringsfeld alles Mögliche über Sealsfields angebliche Abenteuer in der Neuen Welt zu wissen glaubt, liegen dem zweifellos Erzählungen des Pseudo-Amerikaners zugrunde. Nun mag ja bei Sealsfield eine gewisse Renommiersucht eine Rolle gespielt haben, wie auch ein halbes Jahrhundert später bei Karl May. Wichtiger aber war wohl seine Sorge, enttarnt zu werden, weshalb er vor der Notwendigkeit stand, eine fiktive Biographie aufzubauen, aus der sich kein Schluß auf eine frühere klerikale Vergangenheit in den habsburgischen Ländern ziehen ließ.[11]

Sealsfields Geheimniskrämerei und die Tatsache, daß kein Nachlaß existiert, machen seine Briefe zu einer ganz wichtigen Quelle für die Rekonstruktion seiner rätselhaften Biographie. Natürlich sind die Briefe mit großer Vorsicht und sehr kritisch zu lesen, da der Exilant auch mit ihrer Hilfe seine neue Identität aufbaute und stabilisierte. Aber sie erlauben dennoch eine Erkenntnis, in welche Netzwerke er verflochten war, wie er seine literarische Karriere lancierte und zu befördern trachtete, mit welchen Strategien er arbeitete. Und schließlich geben sie auch Aufschluß über die Psychologie eines Mannes, der mit 30 Jahren sein bisheriges Leben hinter sich läßt und fortan als Einzelgänger durchs Leben geht, ohne jemals den Versuch zu unternehmen, seinem früheren Umkreis − der Familie, dem geistlichen Orden, den Freunden − auch nur eine kleine Nachricht über sein Schicksal zukommen zu lassen.

Die Briefedition von Eduard Castle erscheint aus mehreren Gründen revisionsbedürftig. Sie ist unvollständig. Das kann nicht als Vorwurf gegenüber Castle verwendet werden. Der Wiener Germanist hat in jahrzehntelanger Beschäftigung zusammengetragen, was greifbar war. Eine erhebliche Aufstockung des Bestands ist nach derzeitigem Wissen auch bei einer neuen und intensiven Suche nicht zu erwarten, wie ein Blick in die Forschungsliteratur der letzten Jahrzehnte zeigt, die nur mit einigen wenigen Funden aufwarten konnte. Alexander Ritter hat 1973 eine gezielte Suchaktion unternommen, die lediglich zwei bisher unbekannte Briefe ans Tageslicht förderte.[12] Einige weitere bisherige Funde waren dem Zufall zu verdanken. Claudia Schweizer hat bei Archivforschungen in Prag, die einem anderen Ge-

---

[11] Zu Sealsfields prekärer legaler Situation und zu seiner Sorge um eine (staats)bürgerliche Absicherung vgl. Alexander Ritter: *Grenzübertritt und Schattentausch: Der österreichische Priester Carl Postl und seine vage staatsbürgerliche Identität als amerikanischer Autor Charkes Sealsfield. Eine Dokumentation*. In: *Freiburger Universitätsblätter* 38 (1999), Heft 143, S. 39-71; ders.: *Fluchtpunkt Kittanning, Pennsylvania (USA) oder: Die inszenierte 'Geburt' des Amerikaners Carl Moritz Zeilfels alias Charles Sealsfield. Eine Dokumantation*. In: *Charles Sealsfield. Lehrjahre eines Romanciers 1808-1829* (Anm. 6), S. 207-285.

[12] Die Briefe sind ediert in Ritter: *Bemerkungen zur Exilsituation* (Anm. 10).

genstand galten, einen Brief Carl Postls aus dem Jahr 1822 entdeckt.[13] Jeffrey Sammons fand einen Brief Sealsfields in einem Auktionskatalog, erwarb ihn und schenkte ihn der Zentralbibliothek Solothurn.[14] Auch der oben transkribierte Brief an Ida Baronin Reinsberg-Düringsfeld wurde von Helga Löber bei einer Auktion ersteigert.

Eine Neuausgabe wird also vermutlich nur um wenige Brief ergänzt sein, obwohl natürlich weitere Funde nicht auszuschließen sind. Eine systematische Durchsicht von Autographenkatalogen ist jedenfalls durchzuführen.[15] Und daß eine gezielte Suche in Bibliotheken und Archiven von Erfolg gekrönt sein könnte, ist gleichfalls nicht unwahrscheinlich. Eduard Castle hat etwa Sealsfields Briefe an Karl Maria Kertbeny aus den von Kertbeny veröffentlichten *Erinnerungen an Charles Sealsfield* (1864) übernommen und lediglich lapidar angemerkt, die Originale seien „im Budapester Nationalmuseum abhanden gekommen"[16]. Es ist daher zu befürchten, daß die Kertbeny-Briefe ebenso lückenhaft ediert sind wie die Briefe an Ida Baronin Reinsberg-Düringsfeld. Allerdings hat Walter Grünzweig jüngst im Kertbeny-Nachlaß die Abschrift eines Briefes von Sealsfield an Baedecker entdeckt. Es ist also nicht ausgeschlossen, daß sich dort weiteres Material findet.[17]

Die Unvollständigkeit ist jedenfalls nicht das Hauptproblem der Edition Castles. Ein größeres Manko ist die Tatsache, daß Sealsfields Briefe dort unkommentiert abgedruckt wurden. Castle verstand seine Edition auch gar nicht als Edi-

---

13 Claudia Schweizer: *Zur Korrespondenz von Charles Sealsfield. Ein Brieffund aus dem Jahre 1822*. In: *Charles Sealsfield. Perspektiven neuerer Forschung*. Hrsg. von Alexander Ritter. Wien: Praesens, 2004 (SealsfieldBibliothek; 1), S. 221-224.

14 Vgl. Jeffrey L. Sammons: *Ein bislang unbekannter Brief Charles Sealsfields vom 26. September 1860 (Solothurn/Schweiz) an Karl Maria Kertbeny*. In: *Charles Sealsfield im Schweizer Exil 1831-1864. Republikanisches Refugium und internationale Literatenkarriere*. Hrsg. von Alexander Ritter. Wien: Praesens, 2008, S. 198-204.

15 Vgl. die konkreten Hinweise zur Erstellung einer Briefedition bei Siegfried Scheibe: *Einige Bemerkungen zur Sammlung der Briefe eines Autors. In: Wissenschaftliche Briefeditionen und ihre Probleme*. Editionswissenschaftliches Symposion. Hrsg. von Hans-Gert Roloff. Berlin: Weidler Buchverlag, 1998, S. 123-135.

16 Castle: *Briefe und Aktenstücke* (Anm. 3), S. 415.

17 Vgl.: Walter Grünzweig: *Charles Sealsfield, Karl Maria Kertbeny und der frühe europäische Homosexualitätsdiskurs*. In: *Charles Sealsfield im Schweizer Exil 1831-1864. Republikanisches Refugium und internationale Literatenkarriere*. Hrsg. von Alexander Ritter. Wien: Praesens, 2008, S. 144-161; Alexander Ritter: *Charles Sealsfields Geschäftsbeziehungen zu den Verlagen Brockhaus (Leipzig), Julius Baedeker (Elberfeld), Orell, Füßli & Cie. und Friedrich Schultheß (Zürich). Inhaltliche Buchmarktferne, verlagsgeschäftliche Absprachefehler und limitierte Buchzirkulation*. In: Ebd., S. 80-126.

tion. Er nannte sie *Der große Unbekannte. Das Leben von Charles Sealsfield (Karl Postl). Briefe und Aktenstücke*, betrachtete das Buch also offenbar als zweiten Band seiner drei Jahre zuvor, 1952, erschienenen Sealsfield-Biographie *Der große Unbekannte. Das Leben von Charles Sealsfield (Karl Postl).* Die Briefe dienen Castle lediglich als dokumentierte Quellen seiner allzu fiktionalen Lebensbeschreibung Karl Postls. Sie können und sollen gar nicht für sich gelesen werden, weshalb sich jeglicher Kommentar erübrigte.

Es sei an dieser Stelle ein kleiner Exkurs erlaubt, eine Abschweifung zu Castles Methode in seiner Sealsfield-Biographie. Obwohl ihm nach langjährigem Forschen und eifrigem Sammeln eine Fülle von Material vorlag, ließ er sich in seiner Lebensbeschreibung des geflüchteten Prager Priester so sehr von seinen fixen Ideen und Vorurteilen leiten, daß die Dokumente sekundär blieben. Castle strukturierte seine Rekonstruktion von Postls/Sealsfields Abenteuern keineswegs nach den Quellen, sondern benutzte diese nur, wo sie in sein vorher schon feststehendes Konzept passten. An der Erzählung von Postls Flucht in die USA wird dies besonders evident.

Die Quellenlage ist ziemlich eindeutig: Es gibt begründete Hinweise in zeitgenössischen Dokumenten, daß sich Karl Postl nach seiner Flucht aus Karlsbad Anfang Mai 1823 zunächst nach Wien gewandt habe und dann untergetaucht sei.[18] Das nächste erhaltene Dokument ist ein Brief Postls an Johann Friedrich Cotta, verfaßt am 20. September 1824 in Pittsburgh und signiert mit dem Namen „Sidons", in dem er sich dem Stuttgarter Verleger in Erinnerung ruft mit dem Hinweis, er sei jener „junge[] Mann[] dem Sie bei seinem Erscheinen in Ihrem Hause so viele Theilnahme erwiesen".[19]

Gemäß dem Prinzip von Ockhams Rasiermesser, die einfachere Erklärung einer komplizierteren vorzuziehen, ist es aufgrund dieser Quellen am wahrscheinlichsten, daß Postl von Stuttgart direkt nach Pennsylvania ging. Als mögliche Zwischenstation läßt sich infolge weiterer Quellen Frankfurt am Main erschließen. Denn als sich Postl drei Jahres später, im August 1826, in Frankfurt aufhält, wohnt er vorübergehend bei Georg Bunsen, den er möglicherweise schon von früher kannte. Außerdem verkehrte Postl/Sidons 1824 in Zelienople nahe Pittsburgh mit der Familie des 1807 aus Frankfurt ausgewanderten Kaufmanns Philipp Passavant, der, auch darauf verweist Castle, im Jahr 1822 seine Geburtstadt besucht hatte. Es ist also nicht unwahrscheinlich, daß Postl, mit Empfehlungsbriefen aus Frankfurt versehen, nach Pennsylvania reiste.

---

[18] Sämtliche Dokumente sind abgedruckt bei Castle: *Briefe und Aktenstücke*. (Anm. 3), S. 51-104.

[19] Ebd., S. 107.

Diese einfache Lösung ist Castle aber nicht kompliziert genug. Er läßt Postl zunächst von Stuttgart nach Zürich reisen. Dafür gibt es zwar keinerlei Belege, außer Vermutungen des Pastors Hemmann aus dem Jahr 1879. Für Castle aber ist von vorn herein klar, daß Sealsfield mit Hilfe der Freimaurer, und zwar der Zürcher Logen, in die USA gereist sein muß. Einen Schweizer Konnex konstruiert Castle daher auch für Postls Bekanntschaft mit der Familie Passavant, ohne jeglichen Beleg dafür: Der geflüchtete Priester war „ihnen vermutlich durch die Schweizer Freunde warm empfohlen".[20] Welche Schweizer Freunde? Waren da nicht Frankfurter Freunde wahrscheinlicher? Aber warum einfach, wenn es auch kompliziert geht?

Auch für Castles Behauptung, Sealsfield sei von Europa zunächst nach New Orleans gegangen und habe sich ab dem Sommer 1823 dort fünf Monate lang aufgehalten, gibt es keinerlei Belege. Was er in dieser Zeit gemacht hat, kann Castle nicht sagen; das ist ihm aber auch nicht wichtig, entscheidend ist, daß es in New Orleans „sechs [Freimaurer-] Logen"[21] gab, die den Flüchtling natürlich unterstützten. Möglicherweise, so fabuliert Castle ohne jeden Beweis dafür, wurde Postl nach fünf Monaten „im Kommissionshandel für ein New-Orleanser Haus […] nach Pennsylvanien geschickt". Und daran schließt er die nächste Vermutung an: „Vermutlich war er an den Kaufmann Philipp Ludwig Passavant […] gewiesen."[22]

Castles Konstruktionen sind abenteuerlich. Die nahe liegende Lösung – auf seiner Flucht über Stuttgart nach Pennsylvania erhielt Postl irgendwo einen Hinweis auf die Frankfurter Familie Passavant – reicht ihm nicht: Ein unbewiesener Aufenthalt in Zürich, eine unbewiesene Landung in New Orleans, eine fragwürdige Kontaktherstellung zwischen New Orleans und Zelienople, Pennsylvania werden konstruiert, um einen Sachverhalt zu verkomplizieren. Ockhams Rasiermesser funktioniert anders.

Und warum ist es für Castle so entscheidend, daß der Exilant seine ersten Eindrücke von den USA in New Orleans bekam? Weil ihm dies Sealsfields spätere Begeisterung für den Präsidenten Andrew Jackson erklärt. „Daß Postl vom Süden her kam, wurde für seine ganze weitere amerikanische Laufbahn von entscheidender Bedeutung", postuliert der Wiener Germanist selbstsicher und verbindet diese Behauptung mit einer Information, die auf mangelhafte Kenntnis der US-amerikanischen Geschichte schließen läßt: Jackson sei der „erbittertste[] Gegner der Yankees des Nordens, der 'Föderalisten', die es im Krieg von 1812 unter der Führung des Vizepräsidenten Aaron Burr mit den Engländern hielten", gewesen.[23] Aaron

[20] Castle: *Der große Unbekannte* (Anm. 2), S. 161.

[21] Ebd., S. 154.

[22] Ebd., S. 158.

[23] Ebd., S. 164.

Burrs Vizepräsidentschaft war in Wirklichkeit 1805 zu Ende gegangen. Nachdem er in einem Duell Alexander Hamilton getötet und später wegen Hochverrats vor ein Gericht gestellt wurde, war seine politische Laufbahn, trotz eines Freispruchs, beendet. Doch Eduard Castle geht mit historischen Fakten generell unbekümmert um. Auch Sealsfields spätere Tätigkeit für die New Yorker Zeitung *Courrier des Etats-Unis* Anfang 1830 bringt er mit Andrew Jackson in Verbindung, der im November 1828 zum amerikanischen Präsidenten gewählt worden war. Nach Jacksons Sieg, so Castle, habe „der verdiente Postl", der für Jacksons Wahl „in seinem ersten Roman 'Tokeah' […] mit Eifer und Begeisterung eingetreten war", wohl seine Belohnung erhalten; die Redaktion des *Courrier* habe ihn angestellt, weil ihr „angedeutet wurde, daß Jackson dieses Engagement gerne sähe".[24] Zwar ist Sealsfields erster Roman, *Tokeah, or the White Rose*, erst Anfang 1829, also nach Jacksons Wahl, erschienen, und daß das Buch für dessen Wahl eintrete, ist eine kühne Behauptung.[25] Aber zu Castles Konstruktion, wonach Postl von Anfang an im Auftrag einer Einflußreichen Gruppe − der Freimaurer − tätig war, passt eine solche Behauptung natürlich.

Ich beende diesen Exkurs, dessen Absicht es war, auf die Unzulänglichkeiten der von Eduard Castles verfaßten Biographie hinzuweisen und eine neuerliche und kritische Prüfung der Charles Sealsfield betreffenden Briefe und Dokumente einzufordern. Was die ersten Jahre Sealsfields in den USA betrifft, hat Alexander Ritter in jüngster Vergangenheit bemerkenswerte Entdeckungen gemacht.[26] Festzuhalten bleibt, daß eine neu erarbeitete kritische und kommentierte Ausgabe der Briefe Charles Sealsfields dazu beitragen könnte, viele der Mythen und Märchen zu entzaubern, und zu einer plausiblen Biographie des großen Unbekannten beitragen sollte.

IV.

Ich habe daher vor, in naher Zukunft im Rahmen eines Forschungsprojekts eine historisch-kritische Neuausgabe der Briefe Charles Sealsfields zu erarbeiten. Ein solches Projekt kann zum Glück auf erhebliche Vorstudien zurückgreifen. Zentral ist hier die erwähnte Ausgabe Eduard Castles zu nennen. Außerdem kann an eine extensive Forschungsliteratur angeschlossen werden, die sich sowohl den medialen Bedingungen der Briefliteratur im 19. Jahrhundert als auch generellen editionstechnischen Fragen widmet. Ich verweise nur exemplarisch auf den 2001 erschienenen

[24] Ebd., S. 289f.

[25] Castle schreibt sogar, der Roman sei „geradezu als eine Agitations- und Propagandaschrift eines eifrigen Parteigängers der Demokraten [zu] bezeichnen" (Ebd., S. 249).

[26] Vgl. die in Anm. 11 angeführten Titel.

Sammelband *Briefkultur im Vormärz*[27] und auf die lebhafte Diskussion über praktische Fragen der Textkonstitution und des Kommentierens. Zu erwähnen ist vor allem Jürgen Gregolins pointierte, wenn auch manchmal allzu polemische Kritik an diversen laufenden Editionsprojekten, wobei er bedenkenswerte Vorschläge zur Transkriptionsmethode, zum Umgang mit Varianten und Streichungen und zur Wiedergabe bestimmter formaler Eigenheiten von Briefen gemacht hat.[28] Weiters ist eine fortlaufende Reflexion zur Kommentierungspraxis festzustellen: Was gehört in einen Kommentar? An welchen Aspekten sollen sich Kommentatoren orientieren? Winfried Woesler hat unter Fortführung früherer Überlegungen detaillierte „Richtlinienvorschläge für Briefkommentare gemacht.[29] Zuletzt hat Georg Kurscheidt, unter Weiterführung entsprechender Überlegungen von Norbert Oellers, grundlegende methodische Hinweise gegeben.[30] Und schließlich liegt mit dem 1983 bis 2004 von Ulrich Joost und Albrecht Schöne edierten Briefwechsel Georg Christoph Lichtenbergs ein zur Nachahmung herausforderndes musterhaftes Beispiel vor.

Eine künftige Edition der Briefe Charles Sealsfields soll daher folgenden Anforderungen genügen:

Die Ausgabe muß auf Autopsie beruhen und Vollständigkeit anstreben. Da bereits nach Sealsfields Tod erste Versuche zu einer Sicherung des Briefbestandes unternommen wurden und da insbesondere Eduard Castle unermüdlich gesammelt hat, dürfte, wie erwähnt, ein Großteil der Briefe bereits bekannt sein. Seit Castles Ausgabe sind in der Tat nur wenige neue Briefe gefunden worden. Das ändert aber nichts an der Aufgabe, noch einmal alle möglichen Fundorte systematisch zu durchsuchen. Anschließend sind die Transkriptionen Castles zu überprüfen. Sealsfields berüchtigt unleserliche Handschrift läßt mögliche Lesefehler nicht ausschließen.

Die Ausgabe muß auch möglicherweise auftauchende Briefe an Charles Sealsfield aufnehmen. Es gibt bekanntlich keinen Nachlaß Sealsfields. Er hat vor seinem Tod alle Materialien vernichtet. Abschriften von Briefen an ihn könnten aber existieren, sei es im Archiv der Verlage, mit denen er zusammenarbeitete (Cotta; Schult-

---

27 *Briefkultur im Vormärz*. Hrsg. von Bernd Füllner. Bielefeld: Aisthesis Verlag, 2001 (*Vormärz-Studien*; IX).

28 Jürgen Gregolin: *Briefe als Texte: Die Briefedition*. In: *DVJs* 64 (1990), S. 756-771.

29 Winfried Woesler: *Richtlinienvorschläge für Briefkommentare*. In: Roloff (Hrsg.): *Wissenschaftliche Briefeditionen* (Anm. 15), S. 87-96.

30 Georg Kurscheidt: *Überlegungen zur Kommentierung von Briefen mit Beispielen aus Goethes Briefen*. In: *Goethe-Philologie im Jubiläumsjahr – Bilanz und Perspektiven*. Hrsg. von Jochen Golz. Tübingen: Niemeyer 2001 (Beihefte zu *editio*; 16), S. 147-165.

heß; Baedeker; Brockhaus),[31] sei es in den Nachlässen jener Menschen, mit denen er verkehrte, etwa im Nachlaß der Baronin Ida von Düringsfeld, des Schweizer Nationalrats Stephan Gutzwiller oder Karl Maria Kertbenys.

Die Briefe müssen kommentiert werden. Damit soll das entscheidende Manko der Edition Castles beseitigt werden. Der Kommentar hat, gemäß dem von Georg Kurscheidt entwickelten Modell,[32] den autobiographischen Aspekt zu berücksichtigen (in welcher Situation ist Postl/Sealsfield), den sozialen Aspekt (in welchem Verhältnis steht er zum Adressaten), den rezeptionalen Aspekt (wer ist der Adressat), den historischen Aspekt (welche zeitgenössischen Personen, Daten und Fakten werden erwähnt) sowie den kulturgeschichtlichen Aspekt (welche überindividuellen Schreibkonventionen werden sichtbar). Manche dieser Informationen finden sich in Castles Biographie verstreut, vieles wird man der neueren Sealsfieldforschung entnehmen können, manches wird für die Neuausgabe erst recherchiert werden müssen.

Die Ausgabe wird sich schließlich um Leserfreundlichkeit bemühen müssen. Über Indices sind Personen, Orte und genannte literarische Werke zu erschließen. Eine digitalisierte Version, die eine Volltextsuche ermöglicht, ist auf jeden Fall herzustellen. Denn der Anspruch der Ausgabe muß es sein, sowohl die Sealsfieldforschung zu bereichern als auch wichtiges kulturgeschichtliches Material für die Erforschung des 19. Jahrhunderts bereitzustellen.

Das Projekt einer neuen Ausgabe der Briefe Charles Sealsfields soll im Jahr 2008 in Angriff genommen werden. Über den erhofften Fortgang werden künftige Nummern der *SealsfieldBibliothek* Rechenschaft ablegen.

---

[31] Zwei wichtige Verlage Sealsfields scheiden leider aus. Die Verlagsarchive von Orell, Füßli & Cie (hausinterne Beseitigung) und von der Metzler'schen Verlagsbuchhandlung (Kriegseinwirkung) existieren nicht mehr.

[32] Vgl. Kurscheidt: *Überlegungen* (Anm. 30), S. 158.

Jeffrey L. Sammons

Ein bislang unbekannter Brief Charles Sealsfields vom 26. September 1860 (Solothurn/Schweiz) an Karl Maria Kertbeny

Durch die Vermittlung des Basler Antiquars Alain Moirandat, dem ich dafür danke, konnte ich bei einer Auktion einen bisher unbekannten Brief von Charles Sealsfield erwerben. Das relativ kurze Schreiben lautet folgendermaßen:

> Unter den Tannen den 26. Sept. 1860
>
> Sehr werther Herr!
>
> Ihr freundliches letztes mit Herrn Revillods / Hongrie fand ich bei meiner Rückkehr / von einer Geschäftsreise nach Basel etc; ich bitte Sie Herrn Revillod meinen / verbindlichen Dank für seine Aufmerksamkeit ausdrücken zu wollen. Ihre Schrift / hat sehr durch diese Feile gewonnen. / Sie ist nun vollkommen genießbar / für Staatsmänner, was bei solchen / Schriften unumgänglich nöthig ist. / Die mir zur kritischen Beurtheilung / anvertrauten Gedichte werde ich sobald / mir nur einige Zeit erübrigt, durchlesen, / und Ihnen meine Meinung wißen laßen. / Ich gedenke erst die nächste Woche nach / Schaffhausen zu gehen, da ich / [2] in dieser so ziemlich beschäftigt bin. / Ich sende Ihnen vorläufig diese /Zeilen, um Ihre Geduld nicht zu sehr / durch diese Verzögerung in Anspruch zu / nehmen. Leben Sie für einstweilen recht / wohl und seyen sie versichert meiner / achtungsvollen Ergebenheit.
>
> Ihr aufrichtiger
>
> Chls Sealsfield

Die Handschrift mißt 12,7 x 18,8 cm, hat also eher die Größe eines Notizblocks als die eines Briefbogens. Das könnte, zumal der Brief beiderseitig mit engen Rändern geschrieben ist, möglicherweise auf die gelegentlich beobachtete Sparsamkeit des alten Sealsfield hindeuten. Die Tinte wird stellenweise auf der anderen Seite des verhältnismäßig dünnen Papiers sichtbar. Auf der Rückseite verdeckt ein Siegelrest teilweise ein Wort. Der Brief ist aber sonst gut lesbar.

Der Adressat des Briefes wird nicht genannt, muß aber zweifellos Karl Maria Kertbeny gewesen sein. Das Buch, dessen Empfang Sealsfield hier bestätigt, ist Kertbenys *La Hongrie, son développement intellectuel et politique. Notice sur le comte Széchényi*, erschienen 1860 in der Übersetzung des Genfer Kunstliebhabers und literarischen Übersetzers Gustave Revilliod (1817-1890), dessen Bekanntschaft Sealsfield gerade

zu dieser Zeit macht[1] und der im folgenden Jahr *Die Prärie am Jacinto* mitsamt anderen Stücke des *Cajütenbuchs* und nach Sealsfields Tod Teile der *Lebensbilder* ins Französische übersetzen sollte.[2] Obwohl sich anscheinend kein Exemplar von *La Hongrie* in Nordamerika finden läßt, nehme ich an, daß es eine Übersetzung bzw. Überarbeitung von Kertbenys *Erinnerungen an Graf Stefan Széchenyi* ist, den 1860 durch Selbstmord gestorbenen Reformer. Das Buch ist im selben Jahr bei Georg (Basel) erschienen.

Hinsichtlich der „anvertrauten Gedichte[n]" wird es etwas schwieriger. Denken könnte man hier an einen Brief Sealsfields, der nicht erhalten ist, den aber Kertbeny in seinen *Erinnerungen* exzerpiert vorlegt und den Eduard Castle mit einem Fragezeichen provisorisch in dasselbe Jahr 1860 datiert. In diesem heißt es: „Darnach schrieb mir Sealsfield wieder über die von mir übersetzten Gedichte Johann Arany's."[3] Die Schwierigkeit ist, daß der Bericht Kertbenys sich auf die Wende der Jahre 1861 bis 1862 zu beziehen scheint.[4] Nach dem *National Union Catalogue* sowie dem *Gesamtverzeichnis deutschsprachigen Schrifttums* und dem französischen *Catalogue général* sind die *Gedichte* des bekannten Epikers und Balladendichters János Arany (1817-1882) erst im Jahre 1861 erschienen. Kertbeny datiert sie dagegen in seiner bibliographischen Arbeit ins Jahr 1860, verbunden mit dem Vermerk: „Kam nie in den Buchhandel u. wurde gratis vertheilt."[5] In einem Brief Sealsfields vom 2. März 1861, dessen Adressat Karl Arndt als Alois Freiherr Dumreicher von Oesterreicher identifiziert, werden „Gedichte" von „Arani" [sic!] unter verschiedenen Büchern „von allen 4 Weltgegenden," darunter Revilliods Genfer Chronik, als „brav" be-

---

1 Eduard Castle: *Der große Unbekannte. Das Leben von Charles Sealsfield (Karl Postl).* Wien und München: Manutiuspresse, 1952; Neudruck: Charles Sealsfield: *Sämtliche Werke.* Hrsg. von Karl J. R. Arndt, Bd. 25, *Supplementreihe. Materialien und Dokumente.* Hrsg. von Alexander Ritter. Bd. 1. Hildesheim/Zürich/New York: Olms Presse, 1993, S. 591.

2 *La prairie du Jacinto.* Roman. Traduit de l'Allemand par Gustave Revilliod. Genf: Fick, 1861; *George Howard.* Traduit de l'Allemand et précédé d'une notice sur l'auteur par Gustave Revilliod. Genf: Fick, 1869; s. Sealsfield: *Sämtliche Werke* (Anm. 1), Bd. 27: *Katalog der Sealsfieldiana in der Zentralbibliothek Solothurn.* Zusammengestellt von Denise Steinmann (1990), S. 69.

3 Eduard Castle: *Der große Unbekannte. Das Leben von Charles Sealsfield (Karl Postl). Briefe und Aktenstücke.* Wien: Karl Werner, 1955, S. 319. Vgl.: *Das Geheimnis des großen Unbekannten. Charles Sealsfield – Carl Postl. Die Quellenschriften.* Hrsg. von Eduard Castle. Wien: Wiener Bibliophilen-Gesellschaft,1943, S. 146.

4 Karl Maria Kertbeny: *Erinnerungen an Charles Sealsfield.* Brüssel/Leipzig: Ahn, 1864, S. 60.

5 Johann Arany: *Gedichte.* Genf: Fick, 1861; Carl M. Kertbeny: *Ungarns deutsche Bibliographie 1801-1860. Verzeichniß der in Ungarn und im Auslande erschienenen deutschen Drucke.* 2. Teil. Budapest: Universitätsbücherei, 1886, S. 16.

zeichnet.[6] Möglicherweise könnte sich Sealsfield auf die im vorigen Jahr erschienene Übersetzung Kertbenys der *Gedichte* des zur Petöfi-Schule gehörenden Dichters Kálmán Lisznyai (1823-1863) beziehen.[7] Denkbar wäre die Rede auch von der bisher erfolgreichsten von allen Übersetzungsarbeiten Kertbenys gewesen: *Album hundert ungarischer Dichter. In eigenen u. fremden Uebersetzungen* (Dresden: Schäfer, 1854).[8] Eine weitere Stelle in Kertbenys Bericht, „Zugleich lieh ich ihm in deutscher Ausgabe den Roman ‚Ein ungrischer Nabob, von Maurus Jòkay'" hilft uns nicht weiter, da das erfolgreiche Werk des berühmten Romanschriftstellers Mór Jókai (1825-1904) in der Übersetzung von Adolph Dux schon 1856 erschienen ist.[9]

Nachdem ich einen ersten Entwurf von dieser Darstellung verfaßt habe, erfuhr ich, daß Walter Grünzweig auf unserer Konferenz einen Vortrag über Sealsfield and Kertbeny halten sollte.[10] Trotz der Bedenken, daß Grünzweig meine ganze Mühe überflüssig machen könnte, habe ich ihn um Rat gebeten. Für seine Hilfsbereitschaft möchte ich ihm hiermit danken. Aus dem von Grünzweig exzerpierten Budapester Nachlas von Kertbeny wird sofort klar, daß Castles Datierung von Kertbenys Brief nicht richtig sein kann. Es handelt sich eindeutig deutlich um Beziehungen aus dem Jahr 1861.[11] Durch diese Quelle wurden auch meine Spekulationen über die Gedichte beinahe gegenstandslos, da es unter dem Datum 15. bis 17. September 1860 heißt: „Gab ihm meinen Petöfi und mein Werk über Széchenyi (aus den Briefen an meine seel. Mutter)."[12] Letzteres kennen wir. In der Liste von erhaltenen Büchern in dem eben zitierten Brief Sealsfields an Dumreicher von Oesterreicher steht auch: „Petöfi (aus dem Ungarischen ditto brav)."[13] Die Frage ist nun, um welche der verschiedenen Ausgaben von Sándor Petöfi es sich handelt, die

---

6 Karl J. R. Arndt: *Newly Discovered Sealsfield Relationships Documented*. In: *Modern Language Notes* 87 (1972), S. 450-464, hier S. 463-464. Es ist Arndt nicht gelungen, Kertbenys Übersetzung zu identifizieren.

7 Kolomon Lisznyai: *Gedichte*. München: Rieger, 1859; s. Kertbeny: *Ungarns deutsche Bibliographie* (Anm. 5), S. 309.

8 Ebd., S. 7.

9 Moritz Jókai: *Ein ungarischer Nabob*. Pest: Emich, 1856; Kertbeny: *Ungarns deutsche Bibliographie* (Anm. 5), S. 244.

10 *Charles Sealsfield im Schweizer Exil. Der Schriftsteller, Reisende und respektable ‚amerikanische' Besucher in Aarau und Solothurn* (22.-23. September 2006, Solothurn/Schweiz)

11 Persönliche Mitteilung von Walter Grünzweig vom 15. August 2006.

12 Ebd.

13 Arndt: *Sealsfield Relationships* (Anm. 6), S. 463-464.

Kertbeny betreut hat. Am bekanntesten ist wohl die Ausgabe von 1849,[14] die nach einem Bericht Kertbenys auf eine Anregung Heines unternommen wurde und von der ein Widmungsexemplar in der Privatbibliothek Heines erhalten ist.[15] Da aber dieses Werk schon elf Jahre alt war, sollten wir vielleicht eher an eine Ausgabe „in eigenen und fremden Uebersetzungen" von 1858 denken.[16] Möglich wäre auch eine Neuauflage, die der *National Union Catalogue* mit einem Fragezeichen ins Jahr 1860 datiert.[17]

Deutlicher steht es in dem bekannten Brief Sealsfields an Elise Meyer vom 1. September 1860. Hier klingt es allerdings anders:

> Die Briefe des Ungarn lege ich bei (zu verschiedenen Büchern, Geschenke der Verfasser) u bitte Sie um Ihr Urtheil. Ein merkwürdiger Kamerad in der That! Fein u roh, demüthig u arrogant, wahr u falsch, kurz eine Musterkarte von Incongruitäten wie sie nur in einem Lande sich vorfinden können, das Anomalie ist wie Ungarn. Dagegen wieder der Genfer [den Castle als Revilliod identifiziert] – so jüdelnd fein![18]

Hier ist nicht die Rede vom „sehr werthen Herr[n]" oder von „achtungsvoller Ergebenheit", und Revilliod, den Sealsfield bald zu schätzen lernen wird,[19] wird ziemlich despektierlich abgetan. Wieso der Stil Revilliods als „jüdelnd" bezeichnet wird, ist mir unerfindlich. Selbstverständlich stammte er, wie Castle sich veranlasst fand zu betonen, „aus einer nichtjüdischen, sondern altpatrizischen Familie".[20] Hier merkt man eine der weniger liebenswürdigen Eigenschaften des alternden Sealsfield, nämlich die unverfrorene Unaufrichtigkeit, ein Nebeneinander von Schmeichelei und Hinterlist. Manchmal bekommt man den Eindruck, er habe Elise Meyer als Empfängerin von einer Art von Tagebuch benutzt, damit er den kauzigen Greis spielen und ähnlich wie Nathan, der Squatter-Regulator allerlei verkorkste Meinun-

---

14 Alexander Petöfi: *Gedichte. Nebst einem Anhang Lieder anderer ungarischer Dichter.* Frankfurt: Literarische Anstalt, 1849.

15 Karl Maria Kertbeny: *Silhouetten und Reliquien. Erinnerungen.* Wien: Kober & Markgraf, 1861, S. 239. Beleg aus: *Begegnungen mit Heine*. Hrsg. von Michael Werner. Hamburg: Hoffmann und Campe, 1973, Bd. 2, S. 29. Eberhard Galley: *Heinrich Heines Privatbibliothek*. In: *Heine-Jahrbuch* [1] (1962), S. 96-116, hier S. 105.

16 *Dichtungen von Alexander Petöfi.* Aus dem Ungarischen in eigenen und fremden Uebersetzungen. Leipzig: Brockhaus, 1858.

17 *Alexander Petöfi's Dichtungen.* Nach dem Ungarischen, in eigenen wie fremden Uebersetzungen. Berlin: Hoffmann, 1860.

18 Castle: *Briefe und Aktenstücke* (Anm. 3), S. 318.

19 An Revilliod vom 2. Juni 1861. In: Ebd., S. 324f. (anscheinend verschollen).

20 Castle: *Das Leben* (Anm. 1), S. 591.

gen und Urteile ohne Hemmung mitteilen konnte.[21] Wenn man aber den aufgefundenen Brief näher ansieht, merkt man, daß der Ton nicht so ehrenvoll ist, besonders an der Stelle, wo es heißt: „Ihre Schrift hat sehr durch diese Feile gewonnen. Sie ist nun vollkommen genießbar für Staatsmänner". Das bedeutet im Klartext: Kertbenys deutsches Original sei unklar, verworren, weniger genießbar gewesen.

Bei solchen Überlegungen spürt der Beobachter die Enttäuschung über den wenig attraktiven Charakter des späten Sealsfield. Es scheint mir nicht idealistisch oder naiv zu sein, von einem ehemaligen Dichter wenn nicht Weisheit und Poesie, so doch Selbsterkenntnis, Empfänglichkeit und Weite des Urteils zu erwarten. Diese Ungereimtheit ist seinen durchaus wohlwollenden Freunden aufgefallen, wie dem Pastor Friedrich Hemmann, der bemerkte: „Ich gestehe, daß ich ebenfalls oft daran irre wurde, ob mein Gegenüber der Gleiche sei, der die Werke des großen Unbekannten verfaßt hat".[22] Die Formulierung von W. G. Sebald, „daß er während der langen Jahre des Exils sich selbst zu einer Abstraktion geworden war und über die Chiffre ‚Charles Sealsfield – Der große Unbekannte' hinaus keinen rechten Begriff mehr von sich und seiner wahren Identität hatte",[23] scheint dem Problem eher ausweichen zu wollen. Befriedigende Lösungen lassen sich aber nur schwer finden.[24]

Zum Schluß möchte ich eine andere Frage anschneiden, die möglicherweise schon längst von denen beantwortet worden ist, die in der Sealsfield-Philologie versierter sind als ich: Wieso ist der Brief in lateinischer Schrift geschrieben? In der damaligen deutschen Schweiz war die deutsche Schrift üblich, was etwa aus den

---

21 Unhaltbar scheint mir folgendes Urteil von Castle: Sealsfields Charakterisierung seien „durchaus des großen Schriftstellers würdig und zeig[en] ihn als reichen und reifen Geist, der scharf beobachtet, viel gelesen und selbständig gedacht hat." (In: Castle: *Das Leben*, (Anm. 1), S. 587)

22 Castle (Hrsg.): *Die Quellenschriften* (Anm. 3), S. 324-325.

23 W. G. Sebald: *Ansichten aus der Neuen Welt – Über Charles Sealsfield.* In: Ders.: *Unheimliche Heimat. Essays zur österreichischen Literatur.* Salzburg/Wien: Residenz, 1991, S. 17-39, hier S. 39.

24 Vgl. meinen Überblick: Jeffrey L. Sammons: *Ideology, Mimesis, Fantasy: Charles Sealsfield, Friedrich Gerstäcker, Karl May, and Other German Novelists of America* (Chapel Hill: University of North Carolina Press, 1998, S. 10-20) sowie die durch akribische Forschungen unterstützten Interpretationen von Alexander Ritter z. B.: *Grenzübertritt und Schattentausch. Der österreichische Priester Carl Postl und seine vage staatsbürgerliche Identität als amerikanischer Literat Charles Sealsfield. Eine Dokumentation.* In: *Sealsfield-Studien* 2. Hrsg. von Alexander Ritter. München: Charles-Sealsfield-Gesellschaft, 2000 (*Schriftenreihe der Charles Sealsfield Gesellschaft*; 12), S. 81-122; ders.: *Von „politischen Katarakten" zur „Windstille in den Köpfen": die Desavouierung „aller wahrhaft liberalen Prämissen" 1848/50 und Charles Sealsfields Publikations- wie Rezeptionsblockade.* In: *Nachmärz. Bruch oder Kontinuität.* Hrsg. von Norbert Otto Eke und Renate Werner mit Tanja Coppola. Bielefeld: Aisthesis, 2000, S. 397-421.

Handschriften Gottfried Kellers klar hervorgeht.[25] Auch in seinen jüngeren Jahren hat unser Autor die deutsche Schrift benutzt, wie man aus den Abbildungen von dem Brief Carl Postls an Josef Zueber vom 10. Mai 1823 und dem von „Charles Sidons" an Johann Friedrich von Cotta vom 20. September 1824 ersehen kann.[26] Das Ungewöhnliche daran ist schon Kertbeny aufgefallen, der sich über „eine höchst unleserliche Handschrift, mit lateinischen Buchstaben" beschwerte.[27] Für mich als Amerikaner ist dieses Schriftstück gar nicht unleserlich, sondern leicht zu entziffern vorgekommen. Es ist möglich, daß Sealsfield in den langen Jahren in Amerika aus der Übung im Umgang mit der deutschen Schrift gekommen ist. Es scheint mir aber denkbar, daß der Gebrauch der lateinischen Schrift die ängstlich verteidigte Persona des Amerikaners bzw. des Bürgers der Vereinigten Staaten unterstützen soll und damit zu den Ablenkungsmaßnahmen gehört, bei denen er entschlossen geblieben ist, ohne seine Bekannten wirklich von seiner ausländischen Identität überzeugen zu können

In dieser Hinsicht muß zugegeben werden, daß auch der neue Brief nichts von dem über den großen Unbekannten enthält, was wir so gerne erfahren möchten. Er darf aber als kleiner Baustein zum immer noch unfertigen Gebäude der sealsfieldschen Biographie gelten. Da es nach Grünzweigs Beobachtung heute noch stimmt, daß, wie Castle behauptete, Sealsfields Briefe an Kertbeny „im Budapester Nationalmuseum abhanden gekommen" seien,[28] dann ist unser Brief der vorläufig einzig erhaltene. Ich freue mich, ihn der Sealsfield-Sammlung der Zentralbibliothek Solothurn überreichen zu können.

---

[25] Beispiele in: *Gottfried Keller 1819-1890*. Hrsg. von Hans Wysling. Zürich und München: Artemis, 1990, passim.

[26] Castle (Hrsg.): *Die Quellenschriften* (Anm. 3), nach S. 524.

[27] Kertbeny: *Erinnerungen* (Anm. 4), S. 40.

[28] Castle: *Briefe und Aktenstücke* (Anm. 3), S. 415-416. In seiner Sealsfield-Biographie verknüpft Castle das Verschwinden dieser und anderer Quellenmaterialien andeutungsweise mit seinen Verschwörungstheorien (*Das Leben* (Anm. 1), S. 631).

Kenji Hara

Name des Vaters

Eine Analyse der Machtverhältnisse in Charles Sealsfields Roman *Süden und Norden* (1842f.)

> Schließlich hat man auch erst im 19. Jahrhundert in Erfahrung gebracht, was die Ausbeutung ist; aber vielleicht weiß man immer noch nicht, was die Macht ist Und Marx und Freud reichen vielleicht nicht aus, um uns zu helfen, diese so rätselhafte, zugleich sichtbare und unsichtbare, anwesende und verborgene, überall eingesetzte Sache zu erkennen, die man die Macht nennt. […] Das ist derzeit der große Unbekannte: Wer übt die Macht aus?
>
> Michel Foucault, *Die Intellektuellen und die Macht*[1]

Einleitung

Schon den Zeitgenossen von Sealsfield sind Mängel in der Kompositionsweise seiner Romane, besonders seiner zwei mexikanischen Romane *Der Virey und die Aristokraten oder Mexico im Jahre 1812* (1832) und *Süden und Norden*[2] (1842/43) aufgefallen, da viele Fäden der Erzählung abrupt losgelassen werden und keine einheitliche Vollendung zustande gebracht wird.[3] Heute sieht man diese Mängel eher als ein Struk-

---

1 Michel Foucault: *Die Intellektuellen und die Macht*. Übers. von Hans-Dieter Gondek. In: Ders.: *Analytik der Macht*. Hrsg. von Daniel Defert und François Ewald unter Mitarbeit von Jacques Lagrange. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2005, S. 59.

2 Zitate aus diesem Roman nach folgender Ausgabe: Charles Sealsfield: *Süden und Norden*. 3 Bde. (*Sämtliche Werke*, Bd. 18-20) Bearbeitet von Marianne O. de Bopp. Hildesheim/ New York: Olms, 1978. Sie werden im laufenden Text in Klammern mit folgenden Sigeln und Seitenzahlen nachgewiesen: *SN* I, *SN* II, *SN* III.

3 Vgl. *Blätter für literarische Unterhaltung* (Leipzig) Nr. 346 vom 12. Dezember 1834. In: Charles Sealsfield: *Sämtliche Werke*, Bd. 31. *Dokumente zur Rezeptionsgeschichte*. Teil 1: *Die zeitgenössische Rezeption in Europa*. Hrsg. von Primus-Heinz Kucher. Hildesheim/Zürich/ New York: Olms, 2002, S. 192. Siehe auch das Nachwort von Eduard Castle. In: Charles

turmerkmal seiner Werke an. Gerhard Friesen hat dieses positiv bewertet und seine Romane, besonders *Der Virey*, als ein Beispiel für „German panoramic novel of the 19th century"[4] erachtet. Auch *Süden und Norden* wird heutzutage als eine Vorwegnahme der Literatur der Jahrhundertwende angesehen[5] und auf dessen heute noch aktuelle Themen wie Dissoziation des Ich hingewiesen.[6] Unter dieser Voraussetzung wird in diesem Beitrag versucht, das Neuartige, Aktuelle seiner Romane anhand seines letzten Romans *Süden und Norden* von einem Standpunkt aus zu verdeutlichen, der besonders die Gedanken von Lacan berücksichtigt und Themen wie die Machtverhältnisse und das Spiel der Zeichen in diesem Roman fokussiert. Denn obgleich Sealsfields Romane zuerst im geschichtlichen Kontext gelesen werden sollen, stellen sie etwas Einzigartiges vor, das zu seiner Zeit kaum mit dem Schreibduktus anderer Schriftsteller vergleichbar war und das man erst heute mit Hilfe der Erkenntnisse der Psychoanalyse oder auch Diskursanalyse zu sehen imstande ist.[7]

I. Vaterfiguren

Süden und Norden (1842-1843) unterscheidet sich in vielen Aspekten von dem erst ein Jahr zuvor erschienenen Roman *Das Cajütenbuch* (1841). Den Handlungsschauplatz bilden dabei nicht mehr die Vereinigten Staaten, sondern es ist Mexiko im Jahre 1824 und 1825. Während im *Cajütenbuch* der texanische Unabhängigkeitskrieg, der schließlich zur Eingliederung von Texas in die Vereinigten Staaten führte, dargestellt wird und damit gleichzeitig ein Teil der Entstehungsgeschichte von den Vereinigten Staaten, geht es hier um die neu entstandene Republik Mexiko, die aber in einem Zustand politischer Unordnung erscheint. Dort wird die Eingliederung eines Staates in eine große Ordnung, hier der Zusammenbruch jeglicher Ordnung geschildert. Jedoch können in den beiden Werken besonders in Bezug auf Naturdar-

---

Sealsfield: *Gesammelte Werke*. Hrsg. von Eduard Castle. *Süden und Norden. Zweiter Teil, Mariquita*. Wien: Wilhelm Frick, 1947, S. 946f.

4 Gerhard Friesen: *Charles Sealsfield and the German Panoramic Novel of the 19th Century*. In: *MLN* 84 (1969), No. 5, S. 734-775.

5 Vgl. die Einleitung von Günter Schnitzler zur neuen Ausgabe dieses Romans: Charles Sealsfield: *Süden und Norden*. 1. Bd. *Zwei Nächte in Tzapotecan*. München: Langen Müller, 2005, S. 30.

6 Günther Schnitzler: *Erfahrung und Bild. Die dichterische Wirklichkeit des Charles Sealsfield (Karl Postl)*. Freiburg i. Breisgau: Rombach, 1988, besonders S. 342ff.

7 Vgl. die Interpretation des Romans *Süden und Norden* von Gabriela Scherer, die die Diskurstheorien Bachtins und Kristevas berücksichtigt: *Die Fremde und ihre Transposition in Charles Sealsfields ‚Süden und Norden'*. In: *Sealsfield-Studien* 1. Hrsg. von Alexander Ritter. München: Charles-Sealsfield-Gesellschaft 1998 (*Schriftenreihe der Charles-Sealsfield-Gesellschaft*; XI), S. 125-135.

stellungen fast gleiche Ausdrücke, Symbole gefunden werden. Die konkreten Beispiele sollen an späterer Stelle betrachtet werden. Natürlich gibt es auch Anspielungen auf noch frühere Romane Sealsfields. So tritt die bei Sealsfield sehr beliebte Figur Andrew Jackson auch hier implizit auf, indem vom Wahlkampf zwischen Jackson und J. Q. Adams die Rede ist, was an die *Lebensbilder aus der westlichen Hemisphäre* (1834-37, 1842/43) erinnert, einen Roman, der ein ganz positives Amerika-Bild vermittelt, da es sich dort um den Wahlkampf zwischen denselben Kandidaten im Jahre 1828 handelt. Beim Wahlkampf im Jahre 1824 wurde, anders als im Jahre 1828, Jackson nicht zum Präsidenten gewählt.

Diese Bezüge deuten darauf hin, daß zwischen *Süden und Norden* und anderen Romanen von Sealsfield, besonders aber dem *Cajütenbuch*, trotz der Entgegensetzung von Ordnung und Chaos doch gemeinsame Themen verborgen liegen. Ein Thema ist leicht zu nennen, dasjenige der Macht oder der Gewalt,[8] da es in den meisten Romanen Sealsfields um einen Kampf oder politische Spannungen geht: zwischen den Vereinigten Staaten und England bzw. Mexiko, zwischen verschiedenen politischen Parteien und auch sozialen Gruppierungen. Natürlich geht es dabei auch um die Demokratie oder Freiheit, zwei Werte, die die Vereinigten Staaten buchstäblich erkämpft hatten, also um den Kampf zwischen Mächten. Diese Mächte sind in verschiedenen Formen verkörpert, weil Sealsfield immer die breite soziale Basis mit berücksichtigt, und daher, auch wenn er im *Cajütenbuch* die Prärie am Jacinto beschreibt, diese sozialen Bezüge hintergründig verborgen liegen. In *Süden und Norden* sind politische Mächte auch in verschiedenen Personen vertreten, wie im Gouverneur von Oaxaca, dem hohen Geistlichen, oder dem Cura oder Rodriguez, und auch die Macht der Vereinigten Staaten ist latent oder explizit vorhanden. Dabei gebraucht Sealsfield eine Sprache, die, wie im Verlauf dieser Darlegungen gezeigt werden soll, vielschichtig ist und auf eine eindeutige Fixierung offensichtlich verzichtet hat.

Bei der Untersuchung der Machtverhältnisse in *Süden und Norden* müssen einige Schichten von einander unterschieden werden, die in der Sprache von Sealsfield enthalten sind, die jedoch eigentlich nie ganz getrennt erscheinen können. Zunächst lassen sich folgende Schichten nennen: Genesis oder Schöpfung der Welt, Entstehung der demokratischen Welt und damit auch der finanziellen Interessen, darüber hinaus die Entstehung der Schicht der Ich-Konstitution. Aber *Süden und Norden* hat eine auffallende Figur, die die Macht verkörpert bzw. eher den Anschein vermittelt, daß diese Gestalt selbst die Macht repräsentiert, nämlich den Vater Marias/Mariquitas. Zuerst soll die mächtige Vaterfigur, die in verschiedenen Werken Sealsfields auftritt, eingehend analysiert werden.

---

[8] Hier wird nicht versucht, die beiden Begriffe genau zu definieren. Wenn die aggressive, zerstörende Seite der Macht hervortritt, wird im folgenden das Wort Gewalt gebraucht.

In mehreren Werken Sealsfields treten Vaterfiguren auf, die nicht immer im buchstäblichen Sinne Väter sind, sondern einfach patriarchalische Züge besitzen und ein Bild eines typischen erfolgreichen Amerikaners verkörpern. In *Der Legitime und die Aristokraten* tritt gegen Ende des Romans der Obergeneral bei der Schlacht von New Orleans, Andrew Jackson, auf. Es ist aus heutiger Sicht interessant, daß der General im Gespräch mit Tokeah, dem Häuptling eines Stammes der Ureinwohner Amerikas, den Standpunkt erläutert, der die voranschreitende Landnahme und die Urbanisierung rechtfertigt, was schließlich zur Vertreibung der Ureinwohner geführt hat:

> […] die Barbarei muß im Kampfe mit der Aufklärung immer weichen, so wie die Nacht dem Tage weicht; aber Ihr habt die Mittel in der Hand, an diese Aufklärung Euch anzuschließen, und in unser bürgerliches Leben einzutreten. Wollt Ihr dieses jedoch nicht, und zieht Ihr vor, statt geachteter Bürger wilde Legitime zu seyn, so müßt Ihr mit dem Schicksale nicht hadern, das Euch wie Spielwerkzeuge wegwirft, nachdem Ihr Eure nächtliche Bahn durchlaufen seyd.[9]

Der Erzähler fügt diesem Wort des Generals in der zitierten deutschen Version folgendes hinzu, was in der englischen Ausgabe fehlt: „Die Wahrheit der eindringenden und ans Erhabene grenzenden Sprache des Generals hatte den Indianer plötzlich zum Schweigen gebracht."[10] Es ist aber keine eindeutige Sprache, die Sealsfield hier benutzt, da das Ganze von dem Wort Jeffersons am Anfang des Romans relativiert wird. Sealsfield hat sogar für den Roman den Text Jeffersons absichtlich verändert: „Ich zittere für mein Volk, wenn ich der Ungerechtigkeit gedenke, deren es sich gegen die Ureinwohner schuldig gemacht hat."[11] Schon beim Erscheinen fühlte man diese Relativierung des amerikanischen Standpunktes,[12] der, wie der General Tokeah gegenüber ausdrücklich sagt, derjenige der „Stärkeren"[13] ist.

Im fünften Teil der *Lebensbilder aus der westlichen Hemisphäre*, *Nathan, der Squatter-Regulator*, *oder der erste Amerikaner in Texas* wird die patriarchalische Figur als typischer Amerikaner durch Nathan verkörpert. Er vertritt auch den Standpunkt der Stärkeren, wie man aus seiner Behauptung vor dem Kampf um das Blockhaus mit

---

9 Zitiert aus: Charles Sealsfield: *Der Legitime und die Republikaner*. Drei Teile in zwei Bänden. (*Sämtliche Werke*. Bd. 7-8) Hildesheim/New York: Olms, 1973, hier Bd. II, S. 281. Das Sigel für diesen Roman im folgenden: *LEG*.

10 Ebd.

11 Jefferson meint eigentlich nicht die Ureinwohner, sondern die Amerikaner afrikanischer Abstammung. Vgl. Walter Grünzweig: *Das demokratische Kanaan. Charles Sealsfields Amerika im Kontext amerikanischer Literatur und Ideologie*. München: Fink, 1987, S. 156f.

12 *Blätter für literarische Unterhaltung* (Leipzig) Nr. 66 vom 7. März 1834. In: Sealsfield: *Sämtliche Werke*. Bd. 31 (Anm. 3), S. 163.

13 *LEG*, Bd. 2, S. 276.

den Spaniern schließen kann, daß er das Recht auf das Land besitze wie die Franzosen und die Spanier, obgleich es durch kein Gesetz festgelegt ist. Bei diesem Kampf erkämpft er tatsächlich sein Recht als Stärkerer. Am Ende des Romans tritt er als 80jähriger Mann auf, der „etwas Patriarchalisches in seinem ganzen Wesen“[14] hat.

Dieser Standpunkt der Stärkeren wird dann im Cajütenbuch in der Sprache vom Alkalden noch deutlicher formuliert. Seine demokratische Gesinnung basiert auf einer weltgeschichtlichen Anschauung, daß „die Welt […] immer und ewig dieselbe bleibt, der Stärkere den Schwächern, der Schlaue den Einfältigen überwältigt und überlistet, der Ueberwältiger aber […] immer im Rechte ist, wenn er auch zehnmal Unrecht hätte, der ärgste Tyrann, Schelm wäre.“[15] Als Mittel nennt er „Gewalt, Uebermacht und Dreinschlagen“.[16] Später spricht Morse selbst von dem „Recht der Stärkeren“.[17]

Die patriarchalische Figur im Cajütenbuch wird natürlich eher nicht im Alkalden, sondern im Vater der Alexandrine, Captain Murky dargestellt. Jedoch verleihen ihm seine Gesichtszüge „etwas so fatal Zerrissenes, so daß man sich wirklich mit einem Gefühl von Pein von diesem wie gemarterten Gesichte abwandte“.[18] Auch wenn behauptet wird, daß solche finsteren Züge bloß Schleier seien, ist es auffallend, daß er eine Person ist, die man nicht direkt ansehen kann.

Der Patriarch wird jedoch hier im Lebenseichenbaum, dem so genannten „Patriarchen“, in der Prärie am Jacinto zum vieldeutigen Symbol. Beim ersten Anblick von diesem Baum schildert Morse ihn wie folgt: „Bald glänzte es mir wie ein silberner Hügel, bald wie ein Schloß mit Zinnen und Thürmen, bald wieder wie ein zauberischer Koloß […] entgegen.“[19] Diese Prärie ist „eine verzauberte Welt“,[20] „ein wahres Eden“.[21] Mit den biblischen Anspielungen symbolisiert der Lebenseichenbaum, an dem er von Bob gerettet wurde, Rettung und Bedrohung oder rettende und vernichtende Macht, da das Herumirren in der Prärie für Morse wirklich

---

14 Charles Sealsfield: *Lebensbilder aus der westlichen Hemisphäre.* Teil V. *Nathan, der Squatter-Regulator, oder der erste Amerikaner in Texas.* (*Sämtliche Werke*, Bd. 15) Hildesheim/New York: Olms, 1977, S. 419f.

15 Charles Sealsfield: *Das Cajütenbuch oder Nationale Charakteristiken.* 2 Teile. (*Sämtliche Werke.* Bd. 16-17.) Hildesheim/New York: Olms, 1977, hier Teil I, S. 204. Das Sigel für diesen Roman im folgenden *KB.*

16 Ebd., S. 213.

17 *KB*, Teil II, S. 114.

18 Ebd., S. 316.

19 *KB*, Teil I, S. 58.

20 Ebd., S. 63.

21 Ebd., S. 84.

lebensgefährlich war. So gesehen bekommt die patriarchalische Figur, die eigentlich schon in Der Legitime und die Republikaner nicht eindeutig positiv dargestellt ist, spätestens im Cajütenbuch vieldeutigen symbolträchtigen Charakter.

Gerade am Anfang von Süden und Norden, der durchgehend von Verwirrungen und Täuschungen gezeichnet ist, glaubt die Reisegruppe, auf einem Berg eine Hazienda[22] oder ein Schloß zu sehen, „mit seinen Thürmen und Zinnen und Fenstern und Giebeln" (SN I, 17f.). Das ist natürlich nur Sinnestäuschung. Während im *Cajütenbuch* das zuerst als Schloß erscheinende Etwas als Lebenseichenbaum eine reale feste Form bekommt, verschwindet es hier, als die Reisegruppe es zu erreichen glaubt. Bei dieser Szene am Anfang des Romans tritt die Reisegruppe schon in eine verwirrende Welt ein. Die Gestalt Gourneys, der als Erster den Berg hinaufklettert, um die Hazienda zu erreichen, wird folgendermaßen geschildert:

> Von Klippe auf Klippe kletternd, schwoll er bald zum Riesen an, wieder schrumpfte er zum winzigen Zwerge zusammen, erglänzte nun, eine hehre Lichtgestalt, in allen Farben des Regenbogens, schien in der nächsten Minute ein schwarzer Kobold, aus den Eingeweiden des Berges ausgespieen, bis er endlich auf dem Scheitel empor einen Augenblick sichtbar ward, im nächsten ganz verschwand. (Ebd. 5)

Das Verschwinden und Erscheinen, die Verzerrung der Raumverhältnisse, der Gegensatz von Glanz und Finsternis, die hier geschildert werden, sind typisch für den ganzen Roman. Es fällt auf, daß die Wörter wie „Kobold", „Regenbogen" auch in der Beschreibung der Prärie am Jacinto benutzt wurden.[23] Dieses Land, das jetzt die Reisegruppe betritt, wird auch mehrfach als „Paradies" (ebd. 40) empfunden. Im *Cajütenbuch* wird der Verirrte Morse aus dem Garten Eden gerettet, und damit fängt die Geschichte des texanischen Befreiungskrieges an, diejenige der Entstehung der demokratischen Welt. Mit den Worten des Generals in *Der Legitime und die Aristokraten* beginnt jetzt der Prozeß der „Aufklärung" im Kampf mit der Barbarei. Die Handlung nimmt in *Süden und Norden* einen anderen Verlauf, wie das Verschwinden der Hazienda andeutet. Aber da hier die zuerst genannte Ebene der Genesis schon betreten wurde, muß dieses Paradies und was dort geschieht genauer betrachtet werden, bevor das Augenmerk auf den Vater Marias/Mariquitas gerichtet wird.

---

[22] In der Fußnote von SN I, 3 steht: „Großes Landgut, nach den neuesten Congreßbestimmungen fünf Quadrat-Leguas (Stunden) enthaltend".

[23] Vgl. zu „Kobold", *KB* Teil I, S. 51; zu „Regenbogen", Ebd., S. 57.

II. Machtspiele und Name des Vaters

Die Erlebnisse der vier Amerikaner, Gourney, Cockly, Whitely und der Ich-Erzähler Hardy, und eines Deutschen, Herrn Bohne, wie verworren sie erscheinen, können durch diese Figuren selbst im Lauf der Geschichte, besonders im zweiten Teil des Romans, interpretiert und zusammenhängend erklärt werden. Phil Gourney wird durch eine politische Intrige mit Donna Maria, der Tochter des mächtigen Adligen Don Yxcuhar, vermählt, was im damaligen Mexiko etwas Unmögliches war, weil es streng verboten war, daß eine Mexikanerin einen Ausländer und dazu einen Nichtkatholiken heiratet. Dahinter stecken Machtspiele zwischen verschiedenen Parteien, der neuen Regierung und der katholischen Kirche, oder der progressiven Yorkino-Loge und der konservativen Escosese-Loge. Wahrscheinlich wirkt dabei auch der Wille der Zentralregierung. In Mexiko gibt es sehr mächtige reiche alte Adelige, deren einer Don Yxcuhar ist. Maria/Mariquita ist seine einzige Erbin. Der Gouverneur von Oaxaca gibt der Reisegruppe gegen ihren Willen Rodriguez und Matteo als Begleiter, die die Gruppe absichtlich zum Pueblo und damit in eine Falle führen, wo diese unglückliche Vermählung stattfindet. Dadurch verliert Don Yxcuhar seine Erbin. Er selbst wird verfolgt, gleichzeitig aber auch seine Tochter, die, zuerst durch den Vater in ein Nonnenkloster verbracht und davon entflohen, allen Schutz verloren hat.

Anders als in Nordamerika gibt es hier keine zentrale Macht, die einfach mit Demokratie oder Freiheit charakterisiert werden kann, sondern verschiedene Machtzentren, die sich ständig bilden und verändern. Der Cura vom Pueblo wird, vermutlich durch Rodriguez verleitet, zum Verkünder der neuen Konstitution und wird am Ende zu einer Art kleinem Revolutionsführer, der an Hidalgo erinnert. Der Gouverneur von Oaxaca, der zuerst dem Willen der Zentralregierung folgend Rodriguez und Matteo geschickt hat, steht später in Verbindung mit dem Bischof.

Don Yxcuhar selbst steht mitten in diesen sich bildenden und verwandelnden Machtzentren, wie Herr Bohne berichtet:

> daß Don Yxcuhar oder Yxcujar bereits seit längerer Zeit in unangenehmen Berührungen mit dem Padre Cura befangen war, der denn allerdings, wie alle Cura's Mexico's, sich mehr zu demokratischen Tendenzen hinzuneigen scheint, während der Majoratsbesitzer wieder aristokratischen, oder vielmehr spanischen, konservativen Grundsätzen huldigend – . (*SN* I, 312)

Dies alles wird jeweils nach dem subjektiven Standpunkt der berichtenden Person wie Herrn Bohne interpretiert, so daß alles nicht als historische, politische, gesellschaftliche Tatsache festzumachen ist. Aber es ist die verwickelte politische Situation, die die Reisegruppe, nachdem sie das Pueblo verlassen und sich wie aus dem Paradies vertrieben gefühlt hat, allmählich zu verstehen glaubt.

Auf diese Weise ist dieses Paradies bereits durch Machtspiele gekennzeichnet. Jedoch bleibt das Bild des biblischen Paradieses im Vordergrund. Den Sonnenaufgang erlebt man schon als Weltschöpfung:

> Jetzt flammten sie [die Berggipfel – K. H.] und ihre kleineren Brüder und Schwestern, wie feurige Wogen, wie glühende Lava ausströmende Vulcane herüber, die hochherrlichsten Signal-Lichter über der Finsterniss, das Wort des Allmächtigen: „Es werde Licht und es ward Licht" in seiner ganzen lebendigen Wahrheit wie greifbar vor Augen bringend […]. (Ebd. 178)

Dann wird die Umgebung von dem Pueblo als „das leibhafte Paradies, wie es frisch aus der Hand des Schöpfers gekommen" (ebd. 213) empfunden. In diesem Paradies existiert die topographische Ordnung nicht, hier fließt ein Fluß dem Himmel zu; auch fehlen klare Zuschreibungen sexueller Identität, wie bei Jaquito/Jaquita zuerst deutlich wird. Es ist also eine chaotische Welt, in der man, wie Gourney, „mit dem Vacuum des gänzlichen Wahnsinns" (ebd. 218) konfrontiert wird. Auch wird dieses Paradies nicht als etwas eindeutig Reines dargestellt, da vor dem Eintritt ins Pueblo das Bild des Satans (ebd. 167) und nach der Vertreibung daraus das Bild der Schlange evoziert werden (ebd. 283).

Sealsfield hat schon früher in *Die Farbigen* (1836), einem Teil der *Lebensbilder aus der westlichen Hemisphäre*, ein Paradies dargestellt. Der französische Graf fand in den Vereinigten Staaten, als er in die Attacapas eintrat, ein „paradiesisch patriarchalisches Leben", er wurde aber gleich gewarnt: „es [das Paradies – K. H.] hat Schlangen; hüte dich Junge vor den Schlangen, die da sind die Farbigen, sie riechen übel!".[24] Hier soll nicht auf die Frage der Sklaven-Debatte oder des Rassismus näher eingegangen werden; vielmehr fällt auf, daß sich der Graf dort sehr stark von der Villa La Chartreuse angezogen fühlte, da dieser Reiz von den dortigen Mädchen stammt. Diese Mädchen verkörpern sozusagen die Macht des Sexus oder der unkontrollierten Begierde. Es ist eine sehr typische Entwicklung der Romanhandlung, daß der Graf sich dann im Zypressen-Sumpf verirrte und von dort durch niemand anderen als Nathan gerettet wurde.

Anders als in *Die Farbigen* und *Das Cajütenbuch* tritt in *Süden und Norden* keine rettende patriarchalische Figur auf, sondern der Vater Marias/Mariquitas, dessen Identität gar nicht feststellbar ist. Denn obgleich er namentlich als „Sa Senoria Don Agostino de Yxcuhar" (*SN* I, 155) bezeichnet wird, der „el Presidente del Ayuntamiento de Villata" (ebd. 156) ist, ist es kein richtiger Name von ihm, und er ist kein wirklicher Präsident des Stadtrates von Villata. Er wird manchmal einfach als „Er" bezeichnet. Dieser Vater ist wie der Patriarch in der Prärie am Jacinto ein vieldeuti-

[24] Die beiden Zitate aus: Charles Sealsfield: *Lebensbilder aus der westlichen Hemisphäre.* Teil IV. *Pflanzerleben* und *Die Farbigen.* (*Sämtliche Werke*, Bd. 14) Hildesheim/New York: Olms, 1976, S. 168.

ges Wesen, da er einerseits „ihr [der Einwohner – K. H.] Gott auf Erden“ (*SN* II, 173) ist und andererseits seiner Tochter auch „wahre Höllenqualen“ (*SN* III, 208) bereiten kann.

Ein zeitgenössischer Rezensent schreibt, daß in diesem Roman „das logische verständige Bewußtsein des Menschengeistes“ verschwinde und „eine andere, schwer zu beschreibende Thätigkeit desselben“ hervortrete, „dessen Logik noch nicht gefunden ist“. Ein „tiefes psychologisches Interesse“, das in diesem Roman sichtbar wird, betont dieser Rezensent.[25] Heute kann man mit Rekurs auf die Gedanken des Psychoanalytikers Jacques Lacan diese Vaterfigur und deren heimliche Logik anders interpretieren als damals, da diese namenlose Vaterfigur ganz stark an den „Namen des Vaters“ von Lacan erinnert. Dabei handelt es sich um einen symbolischen Vater, der als Funktion, nicht als Figur zu verstehen ist.[26]

Bei Lacan wird das Moment, durch dessen Einführung das Symbolische entsteht, mit „Name des Vaters“ bezeichnet. Lacan sagt z. B.:

> Damit die Menschen die natürlichste Beziehung, die zwischen Mann und Frau, etablieren können, muß ein Dritter dazwischen kommen, der das Bild von etwas Gelungenem, das Model der Harmonie wäre. Das ist nicht genug – es bedarf eines Gesetzes, einer Kette, einer symbolischen Ordnung, der Einmischung der Ordnung der Sprache, d. h. des Vaters. Das ist kein natürlicher Vater, sondern, das, was sich Vater nennt. Die Ordnung, die den Zusammenstoß und das totale Ex-

[25] Vgl. *Abend-Zeitung (Dresden. Literatur- und Kunst-Blatt* Nr. 25 vom 21. Dezember 1843, S. 100. In: Sealsfield: *Sämtliche Werke*. Bd. 31. (Anm. 3), S. 320f.

[26] Jetzt müssen kurz die Gedanken Lacans vorgestellt werden. Jedoch wird hier gar nicht eine Lacansche Lektüre von *Süden und Norden* versucht, sondern seine Gedanken werden nur dazu benutzt, diese Lektüre zu vertiefen. Es ist auch nicht möglich, den Terminus „Name des Vaters“ eindeutig zu definieren, da die Eindeutigkeit etwas ist, was Lacan immer zu zerstören beabsichtigte. Er sagt: „Wenn das, was ich lehre, den Wert von Lehre haben soll, dann werde ich auch keines dieser Beutestücke zurücklassen, an das Sie nur das Suffix *ismus* anzuhängen hätten. Anders gesagt, von den Termen, die ich sukzessive vor Ihnen vorangetrieben haben werde und bei denen mir Ihre Verlegenheit glücklicherweise zeigt, daß keiner von ihnen Ihnen bis jetzt als der wesentliche erscheinen konnte, handle es sich um das Symbolische, den Signifkanten oder das Begehren, von diesen Termen wird letztlich keiner durch mein Zutun jemandem je als intellektuelles Amulett dienen können.“ (Jacques Lacan: *Die Ethik der Psychoanalyse*. Übersetzt von Norbert Haas. Weinheim/Berlin: Quadriga, 1996, S. 303) Von Lacan ausgehend wird im folgenden versucht, den Vater in diesem Roman oder seine Namenlosigkeit/Pluralität seines Namens aus neuer Perspektive zu verstehen. Auch die Schreibweise „Name-des-Vaters“ wird absichtlich vermieden, um hervorzuheben, daß es kein fester Begriff ist.

> plodieren der Situation verhindert, basiert auf dem Vorhandensein des Namens des Vaters.[27]

Der Vater zerstört die Einheit von Mutter und Kind. Durch den Einbruch des Vaters wird das nach Lacan so genannte Imaginäre[28] reorganisiert, und man tritt in das Symbolische ein. Deshalb bezeichnet Lacan den Namen des Vaters auch als den „reinen Signifikanten".[29] Dieser „Signifikant des Vaters"[30] ist „Schöpfer des Gesetzes"[31], der Name des Vaters „konstituiert das Gesetz des Signifikanten"[32]. Der symbiotische Zustand von Mutter und Kind, das Reale, existiert eigentlich nicht, da die Existenz durch die Sprache bedingt ist. So gesehen wird ein Mensch immer schon durch den Namen des Vaters beherrscht. Man denke an die Szene im Roman, wo auf Gottes Wort „Es werde Licht" hingewiesen wird. Durch die Sprache entsteht die Welt, aber da die Welt schon sprachlich bedingt ist, bekommt sie den Riß.[33] Ein reines Paradies ist nicht möglich.

Die Ordnung schaffende Macht des Vaters ist aber eine unheimliche, weil sie nur der Name des Vaters ist, reiner Signifikant, dem ein Signifikat fehlt, oder der theoretisch viele Signifikate haben kann. Das ist aber, wie oben dargestellt, die Eigenschaft des Vaters von Maria/Mariquita. In diesem Sinne kristallisiert sich eine ursprüngliche Macht in ihm heraus. Nach Lacan soll diese Macht mit der Entstehung des Symbolischen, der Welt der Menschen, untrennbar verbunden sein. Die Anspielung des Romans auf die Genesis bedeutet zugleich, daß es sich hier um die Entstehung der symbolischen Ordnung, somit der Welt der Zeichen, handelt.

Der Vater im obigen Zitat von Lacan ist eine Ordnung, die den Zusammenbruch verhindert, dagegen ist der Vater im Roman eine Autorität, die eine bedrohliche Seite hat, die mit der Mütterlichkeit verbunden erscheint. Whitely sagt über ihn:

---

27 Jacques Lacan: *Le séminaire de Jacques Lacan.* Texte établi par Jacques-Alain Miller. Livre III. *Les psychoses.* Paris: Édition du Seuil, 1981, S. 111. Hier übersetzt von K. H.

28 Einige „Terme" von Lacan wie das Symbolische, das Imaginäre und das Reale können hier nicht umfassend erörtert werden. Auch solche wie „Objekt klein a", „der kleine andere", „der große Andere", die für das Verständnis des Lacanschen Subjektes wichtig sind, werden hier absichtlich nicht in die Diskussion hineingenommen.

29 Jacques Lacan: *Écrits.* Paris: Édition du Seuil, 1966, S. 556. Hier übersetzt von K. H.

30 Ebd.

31 Ebd.

32 Ebd., S. 578.

33 Unter den zahlreichen Arbeiten über Lacan soll hier nur eine genannt werden, die mir besonders hilfreich war: Bruce Fink: *The Lacanian Subject. Between Language and Jouissance.* Princeton: Princeton University Press, 1997. Vgl. über den Namen des Vaters S. 55ff., über das Reale besonders S. 25.

> Er ist überall dieselbe ruhige, sich stets gleich bleibende Güte, Milde, dieselbe Väterlichkeit oder vielmehr Mütterlichkeit; […] immer nur die auf den Händen getragene Hülflosigkeit des mexikanischen *Grande*, der aber gerade durch diese Hülf- und scheinbare Willenlosigkeit und fromme Väterlichkeit und zärtliche Mütterlichkeit die rohe, schlaue Kraft des südlichen Indianers schlauer und sicherer gebrochen, als sie der härteste Tyrann je durch Feuer und Schwert hätte brechen können. (*SN* III, 79ff.)

Das Bedrohliche wird auch bei Lacan mit der Mutter – genauer der Begierde der Mutter – verbunden, da die Mutter das Kind zu verschlingen droht.[34] Wenn das Reale etwas ist, was noch nicht durch Sprache artikuliert ist, vertritt die Mutter eine Macht, die den Eintritt des Kindes ins Symbolische verhindern könnte, oder einfach eine chaotische Macht. Im Roman ist diese chaotische Seite von Anfang an in der Person des Vaters mit enthalten, denn seine nicht feststellbare Identität verursacht Verwirrungen genug. Er ist also Ordnung stiftende und zerstörende Macht in einer Person, obgleich die bedrohliche mütterliche Seite auch einfach als Schlauheit bezeichnet werden kann. Schlauheit oder List ist aber schon ein Merkmal des aufgeklärten Menschen.

Von hier rückblickend kann man die schon zitierte Aussage des Generals gegenüber Tokeah anders sehen. Er behauptete nämlich, daß die Barbarei immer der Aufklärung weichen müsse. Das ist eine optimistische Logik eines typischen Amerikaners. Aber die Dialektik der Aufklärung, die Horkheimer und Adorno erkannt haben und in ihrer gleichnamigen Schrift beschrieben haben, ist keine einfache Dialektik, da die Aufklärung am Ende wieder in die Barbarei zurücktreten kann, wie die Erfahrung des Zweiten Weltkrieges lehrt. Bei dieser Dialektik spielt die Sprache eine entscheidende Rolle.[35]

Sealsfield benutzt in der Beschreibung dieses Romans nicht nur biblische Motive, sondern auch mythische Motive im Umfeld der Irrfahrt von Odysseus. So werden die mexikanischen Mädchen, die die sexuellen Reize ausstrahlen, als Sirenen (*SN* I, 40, II, 318), Maria/Mariquita als „Helena" (*SN* III, 166ff.) bezeichnet. Whitely sagt: „Aber eben deßhalb bin ich der festen Meinung, daß wir so schnell als möglich an dieser gefährlichen Scylla und Charybdis vorüber ziehen sollen." (*SN* I, 220)

Horkheimer und Adorno haben zur ersten Abhandlung ihrer *Dialektik der Aufklärung* (1944) einen Exkurs „Odysseus oder Mythos und Aufklärung" geschrieben. Für sie ist die Odyssee eines „der frühesten repräsentativen Zeugnisse bürger-

---

[34] Ebd., S. 56f.

[35] Diese Problematik habe ich zuerst in meiner in Japan erschienenen Arbeit kurz behandelt: Kenji Hara: *Paradies in Mexiko. Zu Charles Sealsfields Roman „Süden und Norden"*. In: *Beiträge zur Erforschung der Österreichischen Literatur* 13 (1997), S. 1-9.

lich-abendländischer Zivilisation".[36] Gerade die Geschichte mit den Sirenen zeigt den Augenblick der Trennung von „Wort und Gegenstand".[37] Es war für Odysseus nicht möglich, einen anderen Weg zu wählen, als den zwischen Scylla und Charybdis, oder als den an der Sireneninsel vorbei. Horkheimer/Adorno weisen aber darauf hin, daß der listige Odysseus „eine Lücke im Vertrag aufgespürt" hat, denn es gibt keine Vorschrift darüber, „ob der Vorbeifahrende gefesselt oder nicht gefesselt dem Lied lauscht."[38] Dem Lied der Sirenen verfallen, kann Odysseus gefesselt an der Insel vorbeifahren. „Mit der Auflösung des Vertrags durch dessen wörtliche Befolgung ändert sich der geschichtliche Standort der Sprache: sie beginnt in Bezeichnung überzugehen."[39] Damit ist vor allem die Trennung des Bezeichneten von dem Bezeichnenden gemeint. Wie die dann angeführte Geschichte von Odysseus und Polyphem deutlich zeigt, erkennt Odysseus, daß „das identische Wort Verschiedenes zu bedeuten vermag."[40] Es ist bezeichnend, daß Horkheimer/Adorno hier vom Vertrag sprechen, denn das zeigt, daß im Mythos selbst schon Aufklärung vorhanden ist. Aber durch die Verselbständigung des Wortes, des Bezeichnenden, ist die einheitliche Ordnung, das Gesetz, zerstört, da die beherrschende Macht jetzt vieldeutig geworden ist. Wie in diesen Ausführungen bereits dargelegt wurde, ist es auch die Erfahrung der Reisegruppe, daß die Eindeutigkeit durchgehend verloren gegangen ist. Wie Horkheimer/Adorno in Bezug auf Bacon sagen, ist die Aufklärung „patriarchal", weil „der Verstand, der den Aberglauben besiegt, […] über die entzauberte Natur gebieten" soll. Der Patriarch, der Vater, hegt in sich jedoch die Möglichkeit zur Verwirrung der Bedeutung, zur Unordnung, mit anderen Worten, zur Barbarei. Das zeigt auch der Vater Maria/Mariquitas. Dieser Vater, der verschiedene Namen besitzt, ist wie Odysseus, dessen Namen auch als Udeis zu hören ist, das Wort, das „Niemand" bedeutet. Er ist eine Macht, die Niemand ist, und deshalb alles beherrschend, eine universelle Macht, die vom hohen Priester im Gespräch mit dem Onkel Gourney „die Stütze der Kirche und aller Ordnung der Dinge" (*SN* III, 114) genannt wird. Auf diese Weise wird die Aufklärung in diesem letzten Roman von Sealsfield problematisiert.

---

36 Max Horkheimer und Theodor W. Adorno: *Dialektik der Aufklärung. Philosophische Fragmente. Gesammelte Schriften* 3, Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1997 (*Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft*), S. 16.

37 Ebd., S. 78.

38 Ebd.

39 Ebd.

40 Ebd., S. 79.

III. Der Spiegel und der Andere

Während der Vater eine symbolische Ordnung und zerstörende Macht verkörpert, gibt es ein weiteres Motiv, das damit eng zusammenhängt, das ist das den ganzen Roman durchziehende Motiv des Spiegels. Der Spiegel spielt auch bei Lacan eine wesentliche Rolle, besonders im Zusammenhang mit der Bildung des Ich: das Subjekt akzeptiert im so genannten Spiegelstadium[41] das Bild im Spiegel als sein eigenes und baut erst dadurch sein Ich auf. Das Kind weiß erst durch die affirmative Anweisung von anderen, z. B. von den Eltern, daß das Spiegelbild es selbst ist, daß es sein Ich ist. Das Kind lernt sich zu sehen, wie die anderen es sehen. Das menschliche Ich konstituiert sich nach den Blicken der anderen. Auf sein Ich können Wünsche und Begierde der anderen projiziert werden. Die Form, die ein Kind durch sein Spiegelbild einnimmt, bezeichnet Lacan mit Freud als Ideal-Ich.

> Aber von besonderer Wichtigkeit ist gerade, daß diese Form vor jeder gesellschaftlichen Determinierung die Instanz des *Ich* (moi) auf einer fiktiven Linie situiert, die das Individuum allein nie mehr auslöschen kann, oder vielmehr: die nur asymptotisch das Werden des Subjekts erreichen wird, wie erfolgreich immer die dialektischen Synthesen verlaufen mögen, durch die es, als *Ich* (je), seine Nichtübereinstimmung mit der eigenen Realität überwinden muß. [42]

Das Ich hat demnach einen fiktiven Charakter, ist nicht mit sich selbst identisch, sondern bleibt immer „der andere". Tatsächlich sagt Lacan wiederholt, daß „das menschliche Ich der andere ist".[43] Eben diese Züge sind durch das Spiegel-Motiv im Roman dargestellt.

Zuerst besitzt Gourney den Spiegel, der das Bildnis Maria/Mariquitas verbirgt. Das Bildnis besitzt eine magische Anziehungskraft, von der der Besitzer des Spiegels offensichtlich beherrscht wird. Da Gourney, auch wenn Maria nicht leiblich vor ihm erscheint, sich wahnsinnig zeigt, kommt sein Wahnsinn mindestens teilweise von ihrem Bild im Spiegel. In einer typischen Szene, in welcher der Erzähler einen bösen Traum träumt, verwechselt er aufwachend zuerst Gourney mit „Ihm":

---

41 Hier kann gar nicht der Gedankenreichtum von Lacan in bezug auf Spiegel vorgestellt werden. Über das Spiegelstadium siehe folgende sehr kompakte und verständliche Darstellung von Bruce Fink: *A Clinical Introduction to Lacanian Psychoanalysis. Theory and Technique.* Cambridge/Massachusetts/London: Harvard University Press, 1997, S. 87ff.

42 Jaques Lacan: *Schriften I.* Ausgewählt und hrsg. von Norbert Haas. 4. durchges. Auflage. Weinheim/Berlin: Quadriga, 1996, S. 64.

43 Jaques Lacan: *Die Psychosen.* Textherstellung von Jacques-Alain Miller. Übersetzt von Michael Turnheim. *Das Seminar von Jacques Lacan, Buch III (1955-1956).* Weinheim/Berlin: Quadriga, 1981, S. 50.

> Er hielt das Bildniss Mariquita's krampfhaft in den beiden Händen, starrte es mit den verglasten Augen an. Wie ich ihm jetzt in diese schaute, erkannte ich Gourney. […] Ich rüttelte – schüttelte ihn; – er zuckte zusammen, fuhr mit beiden Händen über das Portrait hin, schob hastig, ohne aufzublicken, mittelst einer Feder den Spiegel vor das Bild, barg es in seiner Brusttasche, dann wandte er den Kopf, schaute mich mit den verglasten Augen an, erkannte mich aber noch immer nicht. (*SN* III, 218f.)

Die Kraft, die der Spiegel oder das Bildnis besitzt, bezieht sich auf „Ihn", ist also nicht auf eine bestimmte Person begrenzt, wie die Szene deutlich zeigt,[44] in der jetzt Whitely den Spiegel in der Hand hält:

> […] ich hatte nur die Hand Whitely's im Auge, die den Spiegel krampfhaft preßte.
>
> „Whitely!" raunte ich ihm erschrocken zu – „Ihr habt ja den Spiegel zurückzugeben vergessen."
>
> […] Der unerschütterliche Whitely zuckte wie Espenlaub zusammen, kaum vermochte er Worte zu finden. (*SN* II, 7f.)

Indem man in den Spiegel hineinblickt, findet man nicht sein eigenes Bild, sondern dasjenige Marias/Mariquitas, das Objekt der Begierde. Aber da das nur ein Bild ist, ist es nicht Maria/Mariquita selbst, sondern etwas anderes, das Begierde evoziert. Vielleicht könnte man sagen, daß man dort die Begierde selbst, die jedoch Begierde eines nicht fixierbaren Anderen ist, vorfindet, weil dieser Andere, wie oben gezeigt, nicht auf eine bestimmte Person fixierbar ist. Dieser Andere saugt aber das Ich in sich hinein. Die Macht dieses Mädchens oder des Bildes ist natürlich nicht auf die Amerikaner begrenzt, sondern sie ist ein Wunschobjekt der jungen Mexikaner, wie die Haltung des mexikanischen Oberst zeigt, der sie zuerst als Helena bezeichnet.[45]

Maria/Mariquita ist ein doppeldeutiges Wesen, wie ihre wechselnde Bezeichnung zeigt. Sie ist einerseits reine Maria, aber auch Mariquita, die die Begierde erweckt. Zuerst spielt sie als Individuum keine Rolle, sondern sie verkörpert eine Anziehungskraft, ein ideales Wunschobjekt; deshalb wird sie auch im Gegensatz zu ihrem Vater einfach als „Sie" bezeichnet. Durch die Entwicklung der Geschichte verwandelt sich ihre Gestalt vom schönsten Mädchen Mexikos in „die gefallene, bereits mit sich zerfallene Mariquita" (*SN* III, 413), in „die Sünderin" (ebd. 420), in „die arme Wahnsinnige" (ebd. 445), und am Ende in „die arme Tänzerin" (ebd. 473), die von den „viehischen Soldaten" (ebd. 469) „blutig" „zerfetzt" (ebd. 473) wird.

---

44 Diese Szene symbolisiert nach Scherer den „Akt der Erkenntnis als selbstentfremdende[n] Sündenfall". Vgl. Scherer: *Die Fremde* (Anm. 7), S. 131.

45 *SN* III, 166ff.

Diese Verwandlung von ihr ist natürlich durch die Eheschließung mit dem Amerikaner bedingt. Jedoch ist es durch ihr Wesen bestimmt, daß sie sozusagen ein Bild ist, in das man jeweils seine Begierde hineinprojizieren kann. „Sie" ist wie ihr Vater ein Niemand, der von den Blicken anderer bestimmt wird und deshalb im Prinzip als Person unerreichbar bleibt. Das Wort des Erzählers im Anblick der „zerfetzt[en]" Tänzerin: „Seht doch, seht ums Himmelswillen; diese Person ist nicht, was sie scheint" (ebd. 471), trifft genau ihr Wesen. So gesehen sind ihre Kammermädchen, Encarnacion, „der zu Fleisch gewordene Engel" (ebd. 378), der den Erzähler fesselt, Beatrix[46] und Pepita[47], die alle drei, ihrer Herrin folgend, sich am Ende ins Meer stürzen – nur Pepita wird gerettet –, teilweise Alter Egos von Maria/ Mariquita.

Die Macht, die von ihrem Bildnis ausstrahlt und das Ich in Verwirrung bringt, entfesselt die unkontrollierbare Begierde, die zuerst eine sexuelle Begierde ist, aber gleichzeitig eine ursprüngliche, mit Natur verbundene Kraft, und diese entfesselte Begierde kann eine gewalttätige Form annehmen. In einer eindrucksvollen Szene, in der die Reisegruppe nachts von Menschenaffen überfallen wird, sind die Beuteziele dieser Menschenaffen die schönen mexikanischen Mädchen: „Die aufs höchste gesteigerte – bereits in Wuth übergangene Brunst des Thieres, die laszive Geilheit des wüsten Thier-Menschen – dem im Augenblicke der gehofften Befriedigung das Opfer entrissen wird, leuchteten aus diesen gräßlich geilen, tödtlich hassenden Augen zugleich heraus!" (*SN* II, 56f.) Die Entfesselung der Begierde bedeutet die der vernichtenden Gewalt. Notwendig ist also derjenige Vater, der der Gewalt der Natur – wie der Gewalt des Gesangs der Sirenen – Einhalt gebietet. Die Macht, die die Natur beherrscht, muß sich ihrerseits die Gewalt zu eigen machen, da sie im Kampf sich als stärker erweisen soll. Die Gewalt wird also nicht überwunden, sondern geht in verschiedene Machtzentren über.

Typisch ist für die mexikanische Situation, daß Maria tatsächlich in zwei Gestalten gespaltet erscheint, „Jungfrau von Guadeloupe", die „Patronin der Eingebornen", unter deren Schutz der Revolutionsführer Hidalgo kämpfte, und „Jung-

[46] Nach einer der Marienlegenden ist Beatrix eine verführte und vom Kloster entflohene Nonne, während deren Abwesenheit Maria ihre Stellvertreterin war. Im Roman ist Maria/Mariquita im gewissen Sinne eine vom Kloster entflohene Nonne, jedoch könnte man nach der Legende annehmen, daß Beatrix als Stellvertreterin für Maria fungieren kann. Vgl. Elisabeth Frenzel: *Stoffe der Weltliteratur*. 6. Aufl. Stutttgart: Alfred Kröner Verlag, 1983, S. 82ff.

[47] Pepita, die Collactea oder Milchschwester Mariquitas, korrespondiert seelisch mit ihr, da sie weiß, wann Mariquita starb, und zu gleicher Stunde selbst stirbt (*SN* III, 487).

frau der Gnaden, Vierge de los remedios", Schutzpatronin der Spanier.[48] Hier wurde aus *Virey* zitiert, da die beiden Romane den gleichen historischen Hintergrund haben. Die Kirche stellt in *Süden und Norden* eine überaus große Macht dar, jedoch kann es nicht die allem übergeordnete Macht sein, weil sich die Macht immer wieder in verschiedenen Formen zeigt.

Eine andere überwältigende Macht, die mit der Vaterfigur eng verbunden ist, ist die des Geldes oder des Goldes. Im *Cajütenbuch* beginnt nach der Erzählung über Kishogue das neue Kapitel „Das Interregnum oder Money is power", in dem die zentrale patriarchalische Figur Captain Murky abwesend ist – der „Kaiser" ist also abwesend –, während der Bankpräsident oder „Geldmann" Duncan, eigentlich Morses Onkel, das Wort ergreift und seine Erzählung über Murky beginnt. Sealsfield deutet damit an, daß das Geld symbolisch an die Stelle des Vaters treten kann. In *Süden und Norden* ist das Thema nicht so vordergründig präsent, obgleich es latent immer vorhanden ist, wie Onkel Gourney deutlich sagt, daß es sein Anliegen gewesen sei, „die bedeutenden Fonds, die zu meiner Disposition standen, je eher desto besser valieren zu machen" (*SN* III, 92). Er wollte Cochenille in großen Mengen einkaufen, was ihm zuerst gar nicht gelang, da sich eine unsichtbare Hand ihm immer in den Weg schob. Erst nachdem er im Gespräch mit dem hohen Geistlichen dessen Wunsch, einen Brief an den amerikanischen Gesandten zu schreiben, nachgekommen war, konnte er sehr gute Geschäfte machen. Dazu noch wurden ihm viele Säcke, die dem Vater Marias/Mariquitas gehörten, anvertraut, die aber nicht nur Cochenille, sondern Juwelen und Geschmeide von unschätzbarem Wert enthielten.

Diese Szene zeigt zuerst die diabolische Seite des Vaters: denn im Märchen bekommt man oft nach dem Pakt mit dem Teufel viel Gold.[49] Gold ist aber beschaffen wie der selbständig gewordene Signifikant, weil es als Tauschwert mit verschiedenen Sachen austauschbar ist, also mit keinem bestimmten Signifikat verbunden. Die biblische Ebene ist in dieser Szene noch enthalten, aber sie zeigt vorausweisend das Problem des Finanzkapitals, das natürlich hier nur kurz angesprochen wird.

IV. Macht oder der Unbekannte

Alles gerät in diesem Roman auf diese Weise ins Spiel der Zeichen, der Signifikanten, eindeutig fixierbare Bedeutungen existieren nicht. Das ist an vielen Einzelheiten

---

[48] Dazu: Charles Sealsfield: *Sämtliche Werke*. Bd. 8. *Virey und die Aristokraten oder Mexico im Jahre 1812*. Drei Teile in zwei Bänden. I. Teil. Bearbeitet von Marianne O. de Bopp. Hildesheim/New York: Olms, S. 327f.

[49] Vgl. *Des Teufels rußiger Bruder* (*KHM* 100) oder *Der Teufel und seine Großmutter* (*KHM* 125).

des Romans zu beobachten. Ein Beispiel ist der Schrei,[50] der sehr eindrucksvoll mindestens dreimal an entscheidenden Stellen eingesetzt wird. Zuerst hört man einen Schrei in der Casa, aus einem Turm, wo die Eheschließung von Gourney und Maria/Mariquita stattfindet. Erst viel später erfährt der Erzähler von Gourney, daß es der Schrei von Mariquita war (*SN* II, 306). Dieser Schrei, der einerseits ein Freudenschrei sein kann, weil Mariquita damit ihren Geliebten Gourney empfing, kann andererseits für Majordomo und andere ein Schreckensschrei sein, der von einem Unheil kündet. Ein zweites Mal hört der Erzähler einen solchen Schrei in einer Casa (*SN* III, 246), wo er Herrn Bohne wieder begegnet und, während er in ein Gespräch mit ihm verwickelt wird, Gourney heimlich mit Mariquita entflieht. Die „düstere Ahnung" ergreift bei diesem entsetzlichen Schrei den Erzähler, daß „eine schreckliche Katastrophe" (ebd. 247) sie ereilen würde. Erst wieder nachträglich weiß man, daß der Schrei von Mariquita stammt. An diesen zwei Wendepunkten des Romans hört man also einen Schrei, der nur symbolisch und orakelhaft irgend etwas ankündigt, dessen Sinn jedoch nicht ganz klar deutbar ist. Einen weiteren Schrei hört man am Ende des Romans, als Pepita den Tod Mariquitas als eine Gewißheit für sich realisiert und stirbt. Dieser Schrei ist „so durchdringend, freudig singend" (ebd. 487). Tod und Freude sind wiederum in diesem Schrei enthalten.

Ein anderes Beispiel für die Zeichenhaftigkeit, die in diesem Roman angelegt ist, bildet der kleine Stein, der ohne Gourneys Wissen in sein Felleisen hineingelegt worden ist. Der Stein ist auch insofern interessant, als er die Macht für die Tzapoteken überhaupt symbolisiert. Nach ihrer Erklärung sei er „ein gewaltiger Talisman" (*SN* II, 163), der alle „nur möglichen Gewalten" habe (ebd. 164). Nach ihrer Logik hat der Stein die Macht, die sich selbst an der Macht Gottes messen kann. Daß die Macht in einem Stein, der, genau genommen, ein Magneteisenstein ist, erscheint, zeigt wiederum, daß sie ein Zeichen ist, ein Signifikant, dessen Signifikat unerreichbar bleibt.

Über die Reisegruppe erfährt man, im Grunde genommen, nicht viel. Im Vorwort heißt es, daß einer den „halb und halb" offiziellen Antrag hat, „gelegentlich Notizen über das Land, seine Bewohner und vorzüglich die Cochenille-Pflege zu sammeln" (*SN* I, IX), jedoch erfährt man nicht genau, wer der Beauftragte ist. Drei „hatten eine Universitäts-Erziehung" (ebd.). Den Kentuckier Cockly hat man in der Plateria zu Mexiko aufgegriffen, Whitely sagt wiederholt, daß sie „einfache Touristen" (*SN* I, 324, SN II, 158) seien, die „nichts suchen, als *en passant* das Land und seine Bewohner kennen zu lernen, allenfalls einige harmlose Abentheuer auf

[50] Über den Schrei vgl. auch die Interpretation von Klaus Weissenberger: *Das Landschaftsbild in Sealsfields mexikanischen Romanen – von der exotischen Kulisse zur Poetisierung im magischen Selbstbetrug.* In: *Neue Sealsfield-Studien. Amerika und Europa in der Biedermeierzeit.* Hrsg. von Franz B. Schüppen, Stuttgart: M und P, Verl. für Wiss. und Forschung, 1995, S. 323.

dem Wege mitzunehmen“ (ebd.). Herr Bohne, der am Ende zum mexikanischen Offizier avanciert, hat sich nur „gelehrter Zwecke willen“ (*SN* III, 281) der Gruppe angeschlossen. Natürlich kann man aus verschiedenen Beschreibungen noch mehr Informationen über die Einzelnen erhalten, jedoch sind es nur lückenhafte Informationen. Der Autor hat offenbar kein großes Interesse an der Schilderung von Einzelschicksalen. Obgleich Sealsfield in anderen Romanen ein großes Repertoire an amerikanischen Namen zeigt, sind die Namen der vier Amerikaner hier sozusagen gereimte Namen, Gourney, Cockly, Whitely, Hardy. Whitelys Name wird über dreihundert Seiten ständig als „Withely“ (*SN* III, 39-353) gedruckt, dann heißt er wieder „Whitely“, bis er am Ende des Romans wieder „Withely“ heißt. „Withely“ hat Castle in seiner Ausgabe als Druckfehler in „Whitely“ korrigiert. Jedoch spiegelt sich in solcher Unsicherheit der Namensgebung das zugrunde liegende Thema dieses Romans. Es wurde mitunter gerügt, daß in den Romanen von Sealsfield, besonders in den Gesprächsszenen, der Leser manchmal nicht weiß, wer jetzt spricht. Da bekommt man den Eindruck, daß man zwar Stimmen hört, aber einfach nur Stimmen. Auch wenn ein offensichtlicher Druckfehler vorkommt, wie auf der Seite 340 im dritten Band statt Onkel „Gourney“ „Cockly“ steht,[51] kann ein solcher Druckfehler im Text mit einigem Recht dastehen, weil solche Verwirrung, die Diskrepanz zwischen Signifikant und Signifikat, das durchgehende Thema dieses Romans ist. Selbst das fehlerhafte Spanisch hat in diesem Licht einigermaßen seine Rechtfertigung, obgleich im Roman ausdrücklich gesagt wird, daß die Tzapoteken „das Spanische noch gebrochener“ (*SN* II, 166) sprechen als die jungen Amerikaner und dadurch die sprachlichen Fehler vorausgesetzt sind. Damit kann man nicht alle Druckfehler oder Mängel dieses Romans rechtfertigen, nur ist es das Unheimliche dieses Romans, daß alles auf diese Weise in das große Romanthema hineingezogen wird.

Der Leser kann auch nicht genau wissen, wer eigentlich diesen Roman erzählt. Den Namen des Erzählers Hardy erfährt man erst im Kapitel XV des zweiten Teils – der Leser hat schon drei Viertel des Romans hinter sich. Die Zeit der Niederschrift kann man aus dem Text entnehmen, weil der Erzähler sagt: „volle sechzehn Jahre sind es, daß wir auf dem Hernandez-Cerro standen“ (*SN* I, 117). Das war noch im November 1824, also schreibt der Erzähler diesen Text 1840. Aber wer ist der Autor des Vorwortes, Hardy oder der Herausgeber, und wer schreibt die Fußnoten, oder schreibt nur einer diese Kommentare? In der letzten Fußnote steht am Ende „Note des Herausgebers“; bedeutet es, daß alle Kommentare vom Herausgeber stammen, oder nur dieser letzte?

---

[51] Hardy erzählt Cockly, daß nach der Szene des Gesprächs zwischen Mariquita und ihrem Vater „Withely und C o c k l y [Hervorhebung von K. H.]“ in Sänften fortgetragen worden seien. Cockly war damals aber in einer anderen Casa. In Castles Ausgabe wurde es auch nicht korrigiert. Auch wenn hier richtig „Gourney“ stehen würde, wäre es verwirrend, da der Leser nicht gleich wissen könnte, daß der ältere Gourney gemeint ist.

Selbst bis in solche Einzelheiten hinein durchdringt das gleiche Thema den ganzen Roman, sogar erstreckt es sich auf die Biographie des Autors Sealsfield selbst, weil er sein Leben lang versuchte, seine Identität geheim zu halten; die Strategie, mit der er den Erzähler dieses Romans in unsicheres Licht bringt, ist vielleicht teilweise sein Versuch, sich selbst zu verbergen. Jedoch ist es auch als eine konsequente Durchführung der Erkenntnisse in diesem Roman zu lesen. Dadurch bekommt alles Dargestellte einen ganz starken fiktiven Charakter, weil die Geschehnisse nicht eindeutig zu fassen sind und alles nicht als Reales empfunden wird, sondern den symbolischen Charakter zeigt, die Welt der Zeichen. „Wir geriethen immer tiefer in den Roman hinein" (*SN* II, 155f.). Das berührt die Grunderkenntnis des Romans, daß das Subjekt, die Familie, die Gesellschaft ohne die Ordnung des Symbolischen nicht faßbar sind, und behauptet die Notwendigkeit des Vaters, die Notwendigkeit einer autoritären Bindung – aus der einst der katholische Geistliche Karl Postl geflohen ist in die freiheitlichen, demokratischen Vereinigten Staaten. So verweisen verschiedene Aspekte des Romans auf die eigene Lebensthematik des Autors. Im Nachwort von Hardy wird dies noch einmal aufgegriffen: „Sind diese wilden, zerrissenen Bilder Wahrheit – sind sie Dichtung – Träume einer krankhaften Phantasie – die ihre ausschweifenden Gestaltungen bis zur Verzerrung, bis zum Wahnsinne auseinander drängt und renkt?" (*SN* III, 489) „Dichtung" und „Wahrheit" sind natürlich Reminiszenzen an Goethe, die den ganzen Roman durchziehen.

Herr Bohne, der einzige Deutsche im Roman, ist eine karikierte Figur, die jedoch das Schicksal des Autors im gewissen Sinne teilt, weil er aus politischen Gründen seine Heimat verlassen mußte. Im zweiten Teil des Romans sagt Cockly über Herrn Bohne, dessen Selbstcharakterisierung im ersten Teil zitierend:

> Aber [Herr Bohne – K. H.] ist, wie er selbst sagt, eine von Stürmen aller Art umhergetriebene, umhergetoste Barke, ohne Segel, ohne Ruder, ohne Kompaß, das heißt, ein ohne gesunden Menschenverstand und feste Willenskraft in offener stürmischer See Umhergetriebener, der sich an jeden Balken, an jedes Brett, das ihm in die Hände kommt, anklammert, während er […] bereits es zu leiten und zu lenken sich einbildet, wo er doch […] einsehen müßte, daß das Brett oder der Balken […] kurz kräftigere, höhere Gewalten ihn lenken und leiten und treiben, wohin sie wollen. (*SN* III, 320f.)

Der Kompass, der im *Cajütenbuch* den verirrten Morse leitete, war die demokratische Gesinnung. Hier sind es „höhere Gewalten", die aber nach unserer Lektüre keine Schicksalsmächte sind, sondern Mächte, die sich überall bilden und von den Menschen nicht völlig kontrolliert werden, weil, um mit Horkheimer und Adorno zu sprechen, die Einheit von Wort und Gegenstand verloren gegangen ist. Die Amerikaner, die am Ende die jungen Amerikaner retten, vertreten auch nur eine der möglichen Mächte. Da Adams zum Präsidenten geworden ist, muß Gourney als Midshipman auf das Kriegsschiff Hornet gehen, mit Mariquita, ihrem Vater und auch Onkel Gourney. Dieses Kriegsschiff Hornet erscheint vor dem Erzähler Hardy je-

doch als „der fliegende Holländer“ (ebd. 481). Es geht dann mit sämtlichen Insassen spurlos verloren. Nur Hardy, Cockly und Herr Bohne werden gerettet, aber das Schiff, das sie in die Vereinigten Staaten bringt, heißt *Brigg Maria* – eine Namensgebung, mit der gleichsam die ganze Themenkomplexion dieses Romans heraufgerufen wird.

Wie Foucault in dem am Anfang dieser Arbeit als Motto angeführten Text sagt, wird die Macht in der Gesellschaft oder die Macht, die ein Individuum besitzt, erst im 19. Jahrhundert von Marx und Freud gründlich analysiert; dabei sind die Machtzentren, die sich ständig bilden und verwandeln, nicht eindeutig fassbar. Selbst die Instanz des Ich ist, wenn man den Gedanken von Lacan folgt, etwas schwer Erreichbares. Vor allem durch die Leistungen von Foucault ist die Frage der Macht heute in deren verschiedenen Facetten betrachtet worden. Die Macht wird, nicht von einem zentralen Machtbegriff ausgehend, sondern gerade in vielen konkreten Machtzentren anvisiert,[52] die Frage der Machtausübung und die Machtbeziehungen werden analysiert;[53] es ist gar nicht einfach, wie sich in diesem Roman von Sealsfield auch zeigt, festzustellen, wer die Macht ausübt, und deshalb muß die Frage im jeweiligen Kontext immer neu gestellt werden, wer dieser große Unbekannte ist.

Sealsfield war kein Theoretiker; es ist trotzdem erstaunlich, welche vielfältigen Anreize zum Weiterdenken dieser Roman enthält. Angesichts der großen Verwirrung, die sie in Mexiko erfahren hatten, mußten Cockly und Herr Bohne später verstummt sein, „verstummt wie das Grab“ (*SN* III, 490). Jedoch Hardy, der Erzähler, konnte ihre Geschichte nach 16 Jahren aufschreiben; das Ganze ist eine literarische Darstellung mit einer bilderreichen, vieldeutigen und auch symbolischen Sprache. Paradoxerweise erreicht diese Sprache das Unaussprechliche: „So bleiben denn diese Bilder Alles, was von den Räthseln und Gefahren und Leiden und Freuden jener Tage spricht, zwar dunkel spricht, verworren, unklar; – aber doch auch wieder klar, deutlich – nur zu deutlich!“ (Ebd.)

Trotz des Reichtums der hier behandelten Themen schöpft *Süden und Norden* gar nicht alles aus, was Sealsfield in seinen früheren Romanen thematisiert hatte. Welche Rolle eine Frau in einer solchermaßen patriarchalischen Welt spielen würde und sollte, diese interessante Frage z. B. wird in diesem Roman kaum berührt, während sie in *Deutsch-Amerikanische Wahlverwandtschaften* in der Figur von Dougaldine zum wichtigen Thema wird oder zumindest den Keim zum wichtigen Thema enthält. Das Pathos, das im letzten Wort Hardys „nur zu deutlich!“ enthalten ist, kann man in verschiedener Weise interpretieren. Es kann eine Verzweiflung sein, hinter der sich vielleicht die Verzweiflung des Autors über die demokratische Welt der Vereinigten Staaten verbergen mag. Jedoch konnten der Autor bzw. Hardy, der Er-

52 Vgl. dazu Foucault: *Machtanalytik* (Anm. 1), S. 224.

53 Vgl. Ebd., S. 251ff.

zähler und eine Facette des Autors, diesen Roman gestalten; die Erkenntnisse, die dieser Roman zeigt, können die Basis bilden, auf der eine vertiefte Sicht der amerikanischen Gesellschaft erst möglich wäre, auch eine vertiefte literarische Bewältigung der Frage der Macht. Wahrscheinlich ist es schwer, noch einen anderen Autor zu benennen, der damals die Probleme im Umfeld des Namens des Vaters so gründlich dargestellt hat wie Sealsfield; vielleicht ist es auch schwer, heute noch einen solchen Roman zu finden.

Monika Ritzer

Irdische Gespenster

Charles Sealsfields Nachlaßerzählung *Die Grabesschuld* (1873) im Kontext der Restaurationszeit

Wenn man Eduard Castles Ausführungen folgen darf, so stammt die Erzählung mit dem Herausgebertitel *Die Grabesschuld* aus dem einzigen Manuskriptheft, das sich aus dem Nachlaß gerettet hatte und heute in der Zentralbibliothek Solothurn aufbewahrt wird. „Zwölf Halbbogen", berichtet Castle zur Form des Hefts, „von denen fünf eine zusammenhängende Geschichte, sieben Anmerkungen, Entwürfe, Reflexionen enthielten, durch viele Streichungen, Kleckse, flüchtige Schrift schwer entzifferbar". Aus diesem Nachlaßheft, das der Bruder Josef Postl aus Dankbarkeit für die Verdienste um den Dichter an Alfred Meißner gesandt hatte, ‚entzifferte' dieser, wie Castle mit leichter Reserve betont, die kleine Erzählung und übergab sie, ohne Rücksprache mit dem darob ärgerlichen Erben, einem befreundeten Redakteur des Feuilleton der *Deutschen Zeitung* zur Veröffentlichung.[1] Sie erschien dort vom 26. Juni bis zum 2. Juli 1872 unter dem von Meißner vorgegebenen Titel zusammen mit einigen ‚Schlagsätzen', das heißt Reflexionen, und einem Vorwort.

Meißner berichtet in diesem Vorwort zunächst von den Umständen der Entdeckung wie von der Beschaffenheit der Vorlage und rekapituliert dann seine freudige Überraschung, eine vollständig erhaltene, wenn auch vielleicht ursprünglich nur als Einlage in einem Roman geplante Novelle des Autors vorgefunden zu haben. Es sei, heißt es über das Genre des kleinen Werks, ein „Capriccio originellster Gattung, eine Bambocciade von jenem grotesken Humor", der *eine*, durchaus „starke Seite" in Sealsfields Wesen darstelle, die man freilich nicht zum Charakteristikum des Dichters erheben dürfte. Rühmend hebt Meißner auch andere, aus der Rezeption Sealsfields bekannte Qualitäten hervor, wie die „höchste Anschaulichkeit" der Darstellung. Im übrigen aber scheint er mit dem Prosastück doch nicht so ganz

[1] Charles Sealsfield: *Sämtliche Werke. Supplementreihe. Materialien und Dokumente*. Hrsg. von Alexander Ritter. Bd. 1: Eduard Castle: *Der große Unbekannte. Das Leben von Charles Sealsfield (Karl Postl)*. Mit einem Vorwort von Günter Schnitzler. Hildesheim: Olms, 1993, S. 649f.

zurechtzukommen. Denn er bereitet den geneigten Leser bereits darauf vor, daß es „mit einem Fragezeichen schließt und das letzte Wort des Räthsels der Conjectur überlassen bleibt, während der Roman vermuthlich diese Erklärung gebracht hätte".[2] Die Geschlossenheit der Nachlaßerzählung steht für Meißner also zur Diskussion.

Das prognostizierte ‚Fragezeichen' bezieht sich auf den Schluß der Geschichte, der eigentlich nur eines offenzulassen scheint, nämlich die Provenienz des veritablen Revenants, das den braven Helden plagt. Meißner spricht im Blick auf das „klotzige und klobige, das urmassive Gespenst" in Hausknechtsstatur von einer in der Literatur neuen Spezies, kenne man aus den Trauerspielen sonst doch eher feierlich pathetische Geister, und er verbindet mit dieser Erläuterung wohl leise Bedenken gegenüber dessen Spiritualität. Er hegt aber, textimmanent gesehen, keinerlei Zweifel daran, daß Sealsfield seinen gespenstischen Hausknecht *entweder* als Geist *oder* als Illusion darstellen wollte und nur aus den genannten Gründen versäumt habe, den Tatbestand letztgültig zu klären.

Meißners Zurückhaltung ist nicht ganz unbegründet. Denn so sehr die ‚Massivität' des Gespensts bereits reale Vorbehalte, nicht zuletzt des späten 19. Jahrhunderts, nahe zu legen scheint, so selbstverständlich wäre andererseits doch mit Spirituellem in der Literatur Sealsfields wie der Restaurationszeit zu rechnen. Deren spätromantisch-ideelle Komponente, ob direkt oder ironisch gebrochen präsentiert, gehörte ja nicht grundlos zum Standardvorwurf der programmatischen Realisten. „Dämonisches" als eine „über das menschliche Vermögen hinausreichende, fremde Macht zu entwickeln, lag tief im Wesen der Romantik", schreibt Julian Schmidt kritisch in seinem Sealsfield-Nachruf in den *Grenzboten*. Man hätte aber mittlerweile kein Bedürfnis mehr, „das Unbegreifliche metaphysisch zu construieren" oder „durch Pathos oder Ironie" Aufregung zu erzeugen. Glücklicherweise habe die „Macht des Verstandes" nun solche „Ausgeburten einer erhitzten Phantasie zurückgedrängt".[3]

Schmidt sähe sein ablehnendes Urteil im Blick auf *Die Grabesschuld* sicherlich bestätigt. Und doch dokumentiert die Erzählung – genau gelesen – einen literarischen Habitus, der mit Romantik nichts mehr zu tun hat. Zwar spielt sie in der Tat mit Pathos und Ironie; doch setzt sie diesen Gegensatz nicht zu bloßer Gemütsanspannung ein, sondern als Stilfigur einer literarischen Philosophie, die wie keine andere den historischen Ort der Restaurationszeit bezeichnet.

---

[2] Sealsfield: *Werke, Supplementreihe* (Anm. 1). Bd. 2: *Das Geheimnis des Großen Unbekannten. Charles Sealsfield. Die Quellenschriften*. Hrsg. von Eduard Castle (1943). Neu hrsg. von Wynfrid Kriegleder. Hildesheim: Olms, 1993, S. 251-253.

[3] Zitiert nach Friedrich Sengle: *Biedermeierzeit. Deutsche Literatur im Spannungsfeld zwischen Restauration und Revolution 1815-1848*. Bd. 3: *Die Dichter*. Stuttgart: Metzlersche Verlagsbuchhandlung, 1980, S. 891, 805, 767.

Worum geht es in dem umstrittenen Text? Ein junger Kaufmann namens Mr. Amaziah Spawn findet in seinem Haus, an dem er, unterwegs zur Gattin, eigentlich nur zur Sicherheit kurz vorbeischauen wollte, einen ungebetenen und in Gestalt und Habitus äußerst befremdlichen Gast vor, der sich als der verstorbene Jeremia Cobb zu erkennen gibt. Er habe, so Cobb, das Jenseits aus Mitleid mit seinem ehemaligen Freund verlassen, Mr. Spawns Großvater, der wegen einer unbezahlten Wettschuld keine Ruhe fände. Verängstigt und um das Seelenheil des Ahns zu retten, begleicht der Enkel die Schuld und der gespenstische Besucher räumt das Haus, nicht ohne Spuren zu hinterlassen, die in der ganzen Stadt für Aufregung sorgen. Denn wie ein Lauffeuer verbreitet sich in der näheren und weiteren Nachbarschaft die Nachricht von Mr. Spawns offensichtlich spiritueller Heimsuchung.

Gegenstand der Erzählung ist diese „entsetzliche Geschichte". Man gedenkt ihrer in einer geselligen Gesprächsrunde, die den Erzählrahmen abgibt. Es handelt sich also um ein typisch biedermeierzeitliches Ambiente, wie es auch andere zeitgenössische Gespenstergeschichten umrahmt, auf die später noch kurz einzugehen sein wird: Eduard Mörikes Erzählung *Der Schatz* (1836) etwa, oder Adalbert Stifters Erzählung *Die drei Schmiede ihres Schicksals* (1844). Im Blick auf die Funktion des Gespenst könnte man gattungsübergreifend noch auf Franz Grillparzers frühes Drama *Die Ahnfrau* (1817) rekurrieren, das die ontologische Position der Restaurationszeit-Geister erstmals und quasi epochengültig formuliert, wobei Grillparzer sich (wie Mörike) im Blick auf die erregt geführte zeitgenössische Debatte zu erklärenden Kommentaren genötigt sah.

Wer unter den namentlich genannten Anwesenden die ‚entsetzliche Geschichte' zuerst erwähnt, wird nicht ganz klar. Dies kann in der Tat auf eine ursprünglich episodische Funktion der Erzählung verweisen. Es kann aber auch, textimmanent, den Bekanntheitsgrad der Geschichte signalisieren, die sich herumgesprochen hatte und ‚Tausende', wie am Schluß heißt, an den Ort des Geschehens lockte. Man glaubt jedenfalls sofort zu wissen, daß es sich, wie ein Gesprächsteilnehmer bekundet, um die „Geistergeschichte des Mr. Lean" handelt. Das zeigt freilich, daß man die Begebenheit doch nur vom Hörensagen kennt, denn ein Sprecher, vermutlich der spätere Erzähler, korrigiert, daß es sich richtig um Mr. Amaziah Spawn gehandelt habe, Leans ‚hoffnungsvollen' jungen Geschäftspartner, der der Firma vor Jahresfrist beigetreten, „gutes, gedeihliches Haus; in Speck und Schinken und derlei Artikeln großen Gewinn realisirt" (434).[4]

Die detaillierten Auskünfte über die Firma retardieren scheinbar den Beginn der Erzählung, reflektieren aber sogleich den sozialen Konsens, in dem man sich

[4] Charles Sealsfield: *Sämtliche Werke*. Hrsg. Von Karl J. R. Arndt. Bd. 24: *Journalistik und Vermischte Schriften*. Hrsg. von Karl J. R. Arndt. Hildesheim: Olms, 1991. (Alle Zitate aus der *Grabesschuld* nach dieser Ausgabe; sie stehen fortan im Text mit Seitenangabe in Klammer.)

über die Handlung verständigt. Die ökowirtschaftlichen Daten werden daher umgehend noch durch die unentbehrlichen gesellschaftlichen Angaben ergänzt, über die vor allem die anwesenden Damen Auskunft verlangen: Familienstand von Mr. Spawn samt Stammbaum und Kinderzahl, und als Zusatz noch das genaue Aussehen der Gattin („lang und hager"), das der Gesprächsteilnehmer, der sich zunehmend als Erzähler geriert, höflich zu umschreiben versuchte. Von dessen Seite ergeht dann gesprächsweise noch eine letzte, nicht so leicht unterzubringende Information, die der als ‚sardonisch' charakterisierte Mann mit einem „bedeutsamen Blick" verbindet: „Geregelte Lebensweise, sehr geregelte Phantasie", heißt von Mr. Spawn, und auf Nachfrage, „geregelte Phantasie, die nicht ausschweift bei ihrem Geschäfte, bei ihrem Hauptbuch bleibt". Unklar bleibt, was der Sprecher mit diesen ersten Hinweisen bezweckt, die einerseits generell Phantasie ins Spiel bringen und damit vielleicht auf eine rege Einbildungskraft hinweisen möchten, andererseits aber den Geschäftsgeist betonen, der solche Digressionen auszuschließen scheint; eine weitere Nachfrage bleibt unbeantwortet. Aber das kümmert die Runde auch nicht weiter. Man verlangt, offenbar mit dezidierten Erwartungen und reduziertem literarischem Geschmack, „die Geistergeschichte, die Geistergeschichte" (435).

Sealsfields Erzählerfigur, wohl Major Sprady, agiert mit gewohnt auktorialer Souveränität. Und doch ist es ein unterschwellig raffinierter Erzählmodus, in dem sich die Geschichte präsentiert. Dominant ist nämlich zunächst die Funktion der Berichterstattung. Wie stets bei überlanger direkter Rede, die ein solches Referieren fingiert, spielt die Wahrscheinlichkeit des intimen Wissens eine untergeordnete Rolle, auch wenn vereinzelt Querverweise auf Aussagen oder Protokolle des Helden die Authentizität unterstreichen und absichern sollen. So stützt sich – um ein Beispiel zu nennen – der Berichterstatter auf Dokumentarisches, wenn er feststellt, es erhelle „aus den zwar nicht ganz klaren, aber doch seltsam constatirten Berichten Mr. Spawn's, daß das Monstrum wirklich etwas Unnatürlich-Uebermenschliches an sich hatte, mehr einem Vampyr, einem Oger, aber auch einem […] mexikanischen Idole glich" (445). Solche Authentifizierung, gerade des Unwahrscheinlichen, ist, wie gesagt, in der Form traditionell. Der eigentlich interessante Gestus liegt in der verkappten Personalisierung des Erzählens, die wir in der Restaurationszeit etwa auch bei Georg Büchners *Lenz* (1835) finden. So schließt sich die Darstellung nicht nur ganz der räumlichen Bewegung und dem damit verbundenen Wahrnehmungskreis des Helden an: beginnend mit dem Weg zu seinem Haus und dessen vorsichtiger Erkundung folgend. Der Erzähler, und mit ihm der Leser, partizipieren an den neuralgischen Punkten auch ostentativ am Gefühlsspektrum der Figur. Von „leiblichen und geistigen Augen" ist bezeichnenderweise die Rede, die der Held, und mit ihm die Erzählung, auf das fragwürdige Geschehen richten (441).

Medium dieser Perspektivierung ist allerdings nicht, wie bei Büchner, ein latent personales Erzählen aus dem signifikant beschränkten Bewußtsein der Figur.[5] Auch die bei Büchner verschiedentlich angewandte erlebte Rede, die zur Zentrierung beiträgt, finden wir selten. Narrative Basis bleibt der Gedankenbericht. Das heißt, Sealsfield zielt auf Personalisierung, vereinzelt seinen Protagonisten aber nicht in seiner Subjektivität. Da die Spezifik der Erlebnisweise durch die Adaption von Kategorien erzeugt wird, die zumindest dem zeitgenössischen Leser partiell nachvollziehbar gewesen sein dürften, verschränken sich Besonderes und Allgemeines.

Dem entspricht, daß der Erzähler, trotz medialer Identifikation, eine leicht ironische Distanz wahrt, die erkennen läßt, daß er die Kategorien seiner Figur, sagen wir vorsichtig, zur Diskussion stellt. Die Ironie äußert sich in Anflügen von Mitleid mit dem „armen Amaziah" (445), das sich als gespielt erweist im Kontext einer Schilderung, die dessen Gestalt eher, reduktionistisch, als ‚erbärmlich' präsentiert. Eine dezidiert kritische Position verbindet sich damit freilich nicht. Vergleicht man Sealsfields Erzähler mit dem gleich ironisch agierenden Erzähler in Gottfried Kellers *Leuten aus Seldwyla*, so wird deutlich, daß das geschickte Lavieren mit Partizipation und Ironie zwar eine ähnlich entlarvende Funktion hat. Es fehlt jedoch das didaktische Moment, das Kellers Figuren mitunter etwas konstruiert wirken läßt. Sealsfields Held ist reeller: In seinen Vorzügen wie in seiner Borniertheit repräsentiert Amaziah Spawn die Lebenswelt der Erzählung, die der Autor – kommentarlos – über die Lebensweise seiner Figur zur Schau stellt.

Im Kontext des Figurenentwurfs finden wir entsprechend eine durchgängig pragmatische Motivierung. Hierzu gehört die kommerzielle und soziale Bodenhaftung von Mr. Spawn, der sich gleich zu Beginn, wie erwähnt, als aufstrebender Kaufmann und treusorgender Familienvater präsentiert. Zur Zeichnung des Milieus kommen detaillierte raumzeitliche Bestimmungen. Von „Euren Newyorker Zuständen" spricht das Gespenst (470), und diese Verortung wird durch die eingangs skizzierte Topographie fundiert. So liegt Mr. Spawns Wohnung „in einem Seitengäßchen, das in die Canal-Street und gegen Bovery hinauf mündet" (436). Zeitlich wird der Rahmen abgesteckt durch den knapp zwei Generationen zurückliegenden Unabhängigkeitskrieg, an dem der Großvater teilnahm, und die moderne Gegenwart, in der der Mittdreißiger Spawn wohl um 1830 zu lokalisieren ist.

Zum Komplex empirischer Motivierung gehört natürlich auch die Psychologie. Spawns knappes, aber präzises Psychobild entwirft bereits die seelischen Voraussetzungen, die die Begegnung vorbereiten: seine Sorge um das Haus, die im

[5] „Müdigkeit spürte er keine, nur war es ihm manchmal unangenehm, daß er nicht auf dem Kopf gehen konnte." Georg Büchner: *Werke und Briefe*. Hist.-krit. Ausgabe. Hrsg. von Werner R. Lehmann. München: dtv, 1980, S. 69.

Blick auf den Zustand der städtischen Institutionen nicht ganz unbegründet scheint, oder seine biedere Verehrung des von der Gattin errichteten „Tempels der Spawn'schen Häuslichkeit" (441). Erkenntniskritische Bedeutung impliziert die psychologischen Transparenz der Ängste und Zweifel, die Amaziahs Wahrnehmung des gespenstischen Besuchers bedingen. „Ein leiser, nur ganz leiser Verdacht begann in seinem Pericranium aufzudämmern, eine confuse Vorstellung, daß sein ungebetener Gast doch leiblicher Natur, aus Fleisch und Blut zusammengesetzt." Diese „indistincte Vorstellung zuckte freilich nur ganz flüchtig […] durch sein Gehirn"; sie verflüchtigt sich, mit dem gerade gesammelten Mut, rasch wieder im Blick auf die schreckliche Gestalt (447), die im seelischen Haushalt Spawns nicht unterzubringen ist. Solch seelisches Unvermögen prädestiniert ihn zum Opfer psychologischer Manipulation. Denn die Beschreibung des magischen Feuerzaubers, mit dem Jeremia Cobb dem Hausherrn die Sinne raubt, legt physikalische Ursachen nahe (454).

Die psychologischen Relativierungen bleiben selbstverständlich nicht ohne Auswirkung auf den ontologischen Status des Gespensts, das auch von anderer Seite eine gewisse ‚Pragmatisierung' erfährt. So läßt der Text wenig Zweifel an den recht irdischen, konkret finanziellen Interessen des Besuchers, der, wie er bekundet, im Wissen um den an diesem Tag bei Spawn eingegangenen Geldbetrag kam und seine eventuelle Rückkehr ungeniert mit dem nächsten Geldsegen begründet.

Gleichwohl: ‚Realistisch' wäre das Geschehen nicht zu lesen, und um ‚Aufklärung' geht es nicht. Intention des Erzählens ist vielmehr gerade das inszenierte Nebeneinander zweier Anschauungsformen. Um ein Beispiel zu nennen: Als der Protagonist nach dem ersten Schreck über den wilden Besucher den Nachtwächter zu Hilfe rufen will, widersetzen sich die Dinge. „In der That war Amaziah bereits auf dem Rückzuge begriffen […], aber seine Nerven waren gar zu sehr erschüttert – war doch etwas Zauberei im Spiele – der Thürknopf wollte absolut seinem Drucke […] nicht gehorchen. Je mehr er daran herumdrehte, desto mehr widerstand er." (441) Psychologisch versiert bringt der Erzähler also im kritischen Moment die Nerven ins Spiel, erklärt aber damit keineswegs, warum die Tür nicht aufgeht. Vielmehr näheren sich die Vorgänge in solch ‚unbegreiflichen' Momenten einer transrealen Dimension, in der die Dinge anderen als mechanischen Kräften unterliegen. „Eine unsichtbare Gewalt war es zweifelsohne", reflektiert Amaziah wenig später, als er der Annäherung des ‚Phantoms' keine physischen Ursachen zuordnen kann (445).

Nicht nur Amaziah ereilen derart doppelmotivierte Ereignisse. Als die energische Mrs. Spawn bei ihrer Heimkehr auf den monströsen Gast trifft, wechselt die Erzählung zunächst vom Realen ins Irreale, geht dann den umgekehrten Weg und endet schließlich gezielt offen:

> ‚Was ist das, was soll das?' kreischte die resolute Martha. ‚Nachtwächter […] zu Hülfe! […] ‚Martha Spawn, o Martha Spawn!' brüllte der Verstorbene: ‚mein Name ist Jeremia Cobb, bin […] gekommen aus der Unterwelt von wegen einer alten

> Schuld […].' / Und so sagend, sauste und brauste das Gespenst an oder vielmehr über die Mistreß Spawn hinweg, denn er hatte sie umgeworfen, der Grobian, brauste der Hausthür zu und verschwand. Ob durch die Hausthür oder den Kamin, ist bis heute noch nicht constant. (471)

Die New Yorker Öffentlichkeit zweifelt also keineswegs an der Übernatürlichkeit des Vorfalls, wie Sealsfields Erzähler zum Schluß unter Verweis auf handfeste Fakten noch einmal bekräftigt: „[V]iele Hunderte, ja Tausende", heißt es, kamen in den folgenden Tagen „nach Canal-Street und Bovery-Ecke, das Haus und den Kamin zu schauen, durch den der leibhaftige Gottseibeiuns nach seinem Besuche bei Jeremiah Spawn davongefahren, an den Schornsteinen, wie Berichterstatter eidlich erhärten, deutliche Spuren hinterlassend" (472).

In solch expliziten Ambivalenzen liegt kein Kokettieren mit epigonaler Abenteuerlichkeit, wie Julian Schmidt pauschalisierend meinte, sondern eine kunstvoll inszenierte Doppelmotivierung, die zu den Charakteristika der Restaurationszeit gehört, und zwar weil sie dem Zeitgefühl wie dem Kunstbegriff einer zwischen spirituellen und empirischen Begründungen schwankenden Zeit entsprach.

Wir finden Doppelmotivierungen daher erstmals in der Spätromantik, bei E. T. Hoffmann oder Achim von Arnim, deren Texte die beginnende Verunsicherung der ideellen Anschauung deutlich machen. Während Hoffmanns intrikate Erzählung *Der Sandmann* (1817) die so entstehende Verwirrung noch dem Helden anlastet – der sein subjektives Bild bis zum Wirklichkeitsverlust hypertrophiert, ohne daß es dafür schon externe Kriterien gäbe –, zeichnet Arnims berühmte Novelle *Der tolle Invalide auf dem von Fort Ratonneau* (1818) in der durchgängigen Überschneidung von höherer Fügung und medizinischer Kausalität ein ausgewogenes Bild. Die Strategie ist freilich selbst bei dem naturwissenschaftlich interessierten Autor mehr als der Tribut des 19. Jahrhunderts an die, so Hoffmann, ‚außenweltlichen' Bedingungen. Zwar schlägt sich das wachsende Bewußtsein von der Materialität der Lebensgrundlagen in der Motivierung der Autoren nieder; doch gewinnen die Bestimmungsfaktoren rasch eigene literarische Bedeutung.

Die Entwicklung verläuft in der Literatur der Restaurationszeit daher keineswegs linear von ideeller zu pragmatischer Begründung. Schon die erste Generation der Restaurationszeit-Autoren, ernüchtert und in der Lebenspraxis angekommen, sieht die Dichtung vielmehr nun als Refugium von ‚Ahnungen', die die Empirie übergreifen, ohne sie auch nur im geringsten in Frage zu stellen. So nutzt Franz Grillparzer in seinem Drama *Die Ahnfrau* (1817) das spätromantische Genre des ‚Schicksalsdramas' – das seine Popularität dem Umstand verdankte, daß es für die haarsträubendsten Ereignisse eine verläßliche moralische Begründung parat hatte –, um das von Unglücksfällen gezeichneten Leben seiner Protagonisten perspektivisch mit einer ‚höheren Idee' von Schuld und Schicksal zu umstellen, ohne sie rezeptionsästhetisch zu verifizieren. „Immer bleibe dem Zuschauer unausgemacht, ob er dem launichten Wechsel des Lebens oder einer verborgenen Waltung das schau-

derhafte Unheil zuschreiben soll", kommentiert Grillparzer, „er selber ahne das letztere, es werde ihm aber nicht klar gemacht, denn ein ausgesprochener Irrtum stößt zurück".[6] „Ohne *Ahnung* vom Übersinnlichen wäre der Mensch allerdings ein Thier", notiert der Dichter im Tagebuch und fügt illusionskritisch hinzu, „eine *Überzeugung* davon ist allerdings nur für den Thoren möglich".[7]

Die gleiche Ambivalenz von Ahnung und Wissen zeigt Eduard Mörike, der seine Erzählung *Der Schatz* 1836 als ‚Märchen' veröffentlicht, in der Fassung von 1856 dagegen mit dem neutralen Titel ‚Novelle' versieht.[8] Der Held, Hofrat Arbogast, hatte durch eine mysteriöse Karriere Aufsehen erregt, „und eine Zeitlang gingen im höhern Publikum seltsame Sagen darüber, indem man nicht umhin konnte, die Sache mit einer auf keinen Fall ganz grundlosen Gespenstergeschichte […] in Verbindung zu bringen." Im geselligen Kreis bittet man den Hofrat daher, Licht in die Umstände seines Erfolgs zu bringen. Doch bleibt die erhoffte Aufklärung aus. Man werde, warnt der Hofrat, „Unglaubliches" hören und sich beklagen, daß man mit einen „Kindermärchen" angespeist würde, während er sich doch um „historische Treue" bemühe.[9]

Der Dualismus von Irrationalität und Realismus hat Methode. Schon im äußeren Aufbau erweist sich Mörikes Geschichte als komplexes Gebilde aus Einzelerzählungen mit kategorial unterschiedlichen Wirklichkeitsbereichen. Dazu kommt die Durchsetzung der pragmatischen Erzählstränge mit phantastischen Motiven, die im Erzählverlauf meist eine faktische Erklärung finden, ohne damit allerdings hinreichend begründet zu sein. Wie bei Grillparzer reagieren die Zeitgenossen mit Ratlosigkeit auf Mörikes inszeniertes Doppelspiel. Ein Rezensent des *Schatzes* moniert ausdrücklich den Status des Übersinnlichen, das sich weder wegrationalisieren noch verifizieren lasse. Das aber bedauert Mörike im Brief an einen Freund: So tadele der Rezensent ja „gerade das, worauf ich mir etwas zugute tat", nämlich „daß das Wunderbare nur scheinbar ist und bloßes Spiel".[10] Spiel, das heißt, künstlerisch evozierte Ahnung einer höheren Welt, die im Bewußtsein einer nachidealistischen Zeit keinen

---

6 *Über das Fatum* (1817). In: Franz Grillparzer: *Sämtliche Werke*. Hist.-krit. Ausgabe. Hrsg. von August Sauer [u. a.]. 42 Bde. Wien/Leipzig: Gerlach und Wiedling, 1909-1948. 1. Abtlg., Bd. 14, S. 18.

7 Grillparzer: *Werke* (Anm. 6), Abtlg. 2, Bd. 7, S. 288 (= T 753).

8 Eduard Mörike: *Sämtliche Werke*. 2 Bde. Hrsg. von Jost Perfahl. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft (Winkler), 1985. Bd. 1, S. 411. Vgl. hierzu Monika Ritzer: *„Daß das Wunderbare nur scheinbar ist und bloßes Spiel"? Die Realisation des Phantastischen in der deutschen Literatur des 19. Jahrhunderts*. In: *Die magische Schreibmaschine. Aufsätze zur Tradition des Phantastischen in der Literatur*. Hrsg. von Elmar Schenkel [u. a.]. Leipzig: Vervuert, 1998, S. 139-172.

9 Mörike: *Werke* (Anm. 8), S. 403.

10 Mörike an Hartlaub vom 29. Mai 1840. Eduard Mörike*: Briefe*. Stuttgart: Cotta, 1965, S. 485.

ontologischen Ort mehr besitzt. Auch wo die sozialen Faktoren das Geschehen bereits hinreichend zu erklären scheinen − wie in Annette von Droste-Hülshoffs *Judenbuche* (1844) mit dem pragmatischen Untertitel ‚Ein Sittengemälde aus dem gebirgichten Westphalen' −, finden wir, typisch für die Restaurationszeit, in der Dämonisierung des Verführers wie in der Wirkung des Gewissens eine ideell-moralische Begründungslinie.

Literaturgeschichtlich einen Schritt weiter geht Adalbert Stifter im gleichen Jahr mit seiner heiteren Erzählung *Die drei Schmiede ihres Schicksals* (1844).[11] Wie bei Sealsfield beginnt sie, noch ganz biedermeierzeitlich, als Unterhaltung in geselliger Runde. Nur hat man jetzt ein ethisches Thema − eben die Frage, ob der Mensch Schmied seines Schicksals sein könne −, und damit erhält die folgende Erzählung von zwei energischen jungen Männern paradigmatische Bedeutung, trotz ihres, wie man gesprächsintern meint, ‚offenen' Schlußes. Ein Gespenst kommt ins Spiel, als der Rigorist und Asket unter den beiden, zu Gast bei der Hochzeit des Freundes und in einem sagenumwobenen Gemach übernachtend, nächtlings eine fremde Gestalt durchs Schlafzimmerfenster hereinschleichen sieht. Sein Entsetzen weicht allerdings in dem Maß seelischer Irration, wie das Gespenst weibliche Reize zeigt. Tatsächlich handelt es sich um eine Schlafwandlerin, die, ihrerseits männerfeindliche Schicksalsschmiedin, durch einen submental wirkenden Gefühlsimpuls von ihrem Pendant angezogen wurde und ihn später, wie man verraten darf, nach einigen Turbulenzen ehelicht. In dieser sozialen Lösung liegt denn auch der Sinn der Episode: Sie war ‚gespenstisch' nur, weil die Handelnden die natürlichen Zusammenhänge nicht in Bewußtsein und Willen aufnahmen. Stifter zitiert also den Gespenstertopos des biedermeierzeitlichen Erzählens, um die Irrealität im Erlebnisbild seiner Figuren deutlich werden zu lassen. Mit programmatischem Gestus ‚kritisiert' er daher in den *Studien* der 40er Jahre, wie *Der Hochwald* oder *Abdias*, die Formen des subjektiven Weltbilds, um die Augen zu öffnen für die Wirklichkeit der Natur wie des Menschen, die für den Realismus der Jahrhundertmitte positive Ordnungsformen bietet.

Der knappe historische Rundblick muß mit diesem Beispiel schließen. Höhere Ahnung, Spiel der Phantasie, Illusionskritik − welche Position nimmt Sealsfields Gespenstergeschichte in diesem Epochenspektrum ein? Blicken wir zur Beantwortung dieser Frage noch einmal auf die narrativen Strategien.

Von Beginn an weist die Ironie, mit der Sealsfields Erzähler seinen Helden behandelt, auf dessen problematische Konstitution. Mr. Spawn ist beruflich ein

---

[11] Zum folgenden vgl. Monika Ritzer: *Zufall als Notwendigkeit. Zur Realistik des Wirklichkeitsbegriffs in Stifters Die drei Schmiede ihres Schicksals. In: Adalberts Stifters schrecklich schöne Welt*. Hrsg. von Roland Duhamel und Johann Lachinger. Antwerpen/Linz: Adalbert-Stifter-Institut, 1995, S. 53-64.

pflichtbewußter und naturgemäß auf Rendite bedachter Kaufmann, als Hausherr bedächtig bis zur Biederkeit, aber herrisch in seinem Standesdünkel und dem quasi natürlichen Mißtrauen gegen die schwarze Dienerschaft, in der Ehe treusorgender Familienvater, aber zugleich „Ehekrüppel" (451), abgerichtet zu einem sparsam geführten Haushalt, der keinerlei Luxus, ja kaum Bequemlichkeit erlaubt. Dem allen entspricht sein karges Äußeres und eine nicht nur physisch zu verstehende ‚Dünnleibigkeit'.

Diese teils direkt, teils indirekt erstellte Charakteristik bereitet das Initialmoment der Begegnung vor. Denn das Gespenstische des Besuchers gründet genau genommen darin, daß er in allem das Gegenteil zum Protagonisten darstellt: Er verschwendet ohne die geringsten Skrupel teure Kerzen und den Whisky des abstinenten Hausherrn; er schont weder Sessel noch Feuerschirm im sorgsam bewahrten ‚Staatszimmer', wenn es darum geht, den eigenen Bedürfnissen auf energische und leidenschaftlich ungehemmte Weise Ausdruck zu verleihen, wobei diesem raumgreifenden Benehmen schon die schiere Größe der Person wie ihrer Utensilien, Hut und Stiefel, entspricht, die die Beschreibung mit immer neuen Hyperbeln unterstreicht.

„Antediluvianisch" urteilt Amaziah Spawn, der so etwas „in seinem ganzen Leben nicht geschaut" hatte (439). Dieser Begriff aber, der sich zunächst den Hyperbeln einzureihen scheint, mit denen der Erzähler die Wirkung des befremdlichen Phänomens zu artikulieren sucht, gewinnt Bedeutung im Blick auf die Zeitgrenze, die den ‚kleinen' Mr. Spawn von seinem ‚riesigen' Gast trennt. Mit ihm ragt die Vergangenheit in eine Gegenwart, die dafür kein Verständnis besitzt: Cobbs ‚antidiluvianische Gesichtszüge', gibt Amaziah später zu Protokoll, „hatten etwas Unclassificirt-Uncivilisirtes" (445). Auch seine Manieren reichen in ihrer „unmodischen" Art in vormoderne Zeiten zurück (449). In ihrer Zivilisationsferne scheinen sie allerdings zugleich einem naturhaften Dasein näher zu liegen, denn Tiermetaphorik kehrt in Jeremias Beschreibung durchgängig wieder, seien es seine Büffelaugen oder Eberzähne.

Das Kontrastbild, das aus der Unwirklichkeit der Begegnung entsteht, gewinnt im Verlauf der Erzählung neue Konturen. Die ‚alte Zeit', aus der der Besucher stammt, zentriert sich nämlich um die Befreiungskriege, die – wie in Cobbs Reden zunehmend deutlich wird – in repräsentativer Weise alle jene in der Gegenwart längst verlorenen Werte vereinen. „Kameraden" waren die Soldaten, Freunde, bis hinauf zu General Washington ohne Rücksicht auf „den obwaltenden Rangunterschied" (458), „Männerseelen", die nicht nach der Derbheit ihrer ‚Überschuhe' gemessen wurden (459). In seiner Ekloge auf Jeremia Cobb, die dieser stolz zitiert, summiert Washington all jene Werte der Zeit: ‚Mut, Tapferkeit, Rechtschaffenheit, Tugend und Vaterlandsliebe, Anständigkeit, Keuschheit, Frömmigkeit und Fürsichtigkeit' (458). Daß es trotz allem nicht einfach die Zeit ist, die den Mann macht, sondern der Charakter, zeigt Mr. Spawns ‚ehrvergessener' Großvater. Als ‚Trom-

melschläger' nicht direkt dem Kampfgeschehen involviert, ging der Vorfahr bereits in den Kriegsjahren unumwunden und trickreich dem nach, was sein Enkel als Kaufmann nun in zivilisierter Weise fortsetzt: „Stehlen und Lügen" (454). Im Blick auf diesen aktuell dominierenden Geschäftsgeist wäre es, so Jeremia, „Perlen vor die Säue geworfen, hier mehr zu sagen" (459). Dem Revenant, der nachsehen wollte, „wie es bei Euch hier oben aussieht […] und wie das Land, das wir frei gemacht haben, gedeiht", bietet sich die geschäftige Zivilisationswelt menschlich glanzlos dar: „Seid zuweilen recht schäbige Kerle, schämt Euch!" (467). Im Jenseits dagegen fand Cobb nach eigenem Bekunden „alle unsere Revolutionshelden in höchster Glorie vor" (465).

In diesem Kontrast zwischen der materiell interessierten Gegenwart und dem Idealismus, der Wertorientierung der Vergangenheit, liegt der Zielpunkt der narrativen Strategie. Im Vergleich mit Grillparzer oder Mörike liegt das Ideelle bei Sealsfield damit weniger im weltanschaulichen als im ethischen Bereich. Es dient aber in gleicher Weise der Signalisierung eines ‚Höheren', das keine ‚Wirklichkeit' besitzt und daher im Rahmen der pragmatischen Motivierung keinen Realitätswert erhält.

Vielleicht kann man die Bemerkung des Erzählers zu Mr. Spawns Lektüre als poetologischen Reflex lesen. Der Held wäre, heißt es, vollends vor Angst gestorben, „wenn ihm nicht die gütige Natur mit etwas von deutscher Philosophie und Dämonologie zu Hilfe gekommen wäre". Die Firma hatte nämlich „an dem Tage eine Waarensendung aus Deutschland erhalten, der eines der neuesten Werke über Dämonologie […] beigegeben war"; „glücklicherweise" hatte der Importeur „als Curiosum" einige Blätter übersetzt und „ihm so einen Blick ins Geisterreich" eröffnet (443). Der Lektürehinweis dient im Text fraglos auch der genannten psychologischen Relativierung; das Spirituelle gewinnt dadurch also nicht an Objektivität. Gleichwohl ragt ‚Geistiges' aus Europa, in der ambivalenten Form von Philosophie wie ‚Dämonologie', in die von Handel geprägte Praxis des modernen amerikanischen Lebens, die damit offensichtlich so wenig anzufangen weiß, daß die Relikte ‚kurios' werden und ‚gespenstische' Konturen gewinnen.

So kann man im Blick auf die eingangs gestellte Frage Meißners nach der ‚Erklärung' von Sealsfields Gespenstergeschichte wie folgt resümieren. Gewiss ist auch Fabulierlust dabei, wenn Sealsfield die ideelle Form der irritierenden Figur herausarbeitet. Daß er aber deren ontologischen Status durch die narrativen Strategien bewusst in der Schwebe hält, hat mit der prinzipiellen Distanz von Wirklichkeit und Idee zu tun, die für die Literatur der Restaurationszeit prägend ist. Wenn, abgesehen vom Erzähler, alle Figuren in der Rahmen- wie Binnenhandlung die Perspektive des Helden übernehmen, so wird damit nur deutlich, wie sehr die Idee der kollektiven Praxis bereits fern steht. Denn zweifelsohne teilt die Gesellschaft rückhaltlos Mr. Spawns Urteil über die ‚Vorsintflutlichkeit' jener wenig nützlichen Werte.

Die Statik dieser Haltung wie auch der nostalgische Blick in die Vergangenheit trennen Sealsfield von Stifter. Bildet das Gespenst in den *Drei Schmieden* nur

eine Episode auf dem Weg zur Heilung, so führt Mr. Spawns nächtliches Erlebnis zu keiner Einsicht, und eine grundsätzliche Veränderung scheint im sozialen Umfeld gänzlich undenkbar. Im Vergleich mit Stifter oder Keller fehlt bei Sealsfield also das Programm, das zu einem positiven Realismus führen würde. Die Autoren der Restaurationszeit entschädigen dafür allerdings nicht selten durch die größere Praxisnähe der Darstellung. Im New York der 30er Jahre bleibt Sealsfields Gespenst bloßes Zeichen einer besseren Vergangenheit – den Weg in die Zukunft muß der Leser selbst suchen.

Werner A. Gallusser

Facetten zu Leben und Werk von Charles Sealsfield

Eine humangeographische Nachlese

Kurze Vorbemerkung

Die nachstehenden Ausführungen gehen auf vier Fragen nach der Person und dem literarischem Werk des Charles Sealsfield ein.[1] Hiezu werden die Bindung des Autors an Europa bzw. Nordamerika und dessen vermutete Mitgliedschaft bei den Freimaurern diskutiert. Des Weiteren folgen eine Einschätzung seines Werkes, u. a. am Beispiel der Romane *Morton, oder die große Tour* (1835) und *Die deutsch-amerikanischen Wahlverwandtschaften* (1839/40) sowie eine abschließende Reflexion über das Spezifische seiner Landschaftsdarstellung.

I. Wer ist Charles Sealsfield?

Wenden wir uns zuerst der Person von Charles Sealsfield zu, die ja durch Eduard Castle zum „Großen Unbekannten" stilisiert und gleichzeitig als Carl Anton Postl enttarnt worden war. Diese vieldeutige schillernde Persönlichkeit objektiv zu erfassen und so beurteilen zu wollen, ist – trotz reicher Sekundärliteratur – kaum mehr möglich. Aber vielleicht schaffen die zeitliche Distanz und die etwas verfremdende Sicht des Humangeographen so etwas wie eine autonome, unvoreingenommene ‚Nachlese' der Tatbestände.

Man trifft einen zentralen Aspekt des persönlichen Lebensbildes von Sealsfield, wenn man diesen als „politischen Emigranten und freien Schriftsteller" kennzeichnet, eingeordnet in das kulturräumliche Problemfeld „Amerika-Europa". Unbestritten sind die „bewußte" Flucht Sealsfields aus dem geistigen Kernraum des alten Europa und sein politisch-literarisches Parteiergreifen für die damalige junge amerikanische Demokratie. Die Überfahrt nach Amerika ist die prägende Tat, ob Trauma oder Heil wird sich aber erst *ex post* erweisen müssen. Zusammenfassend ist Alexander Ritters Erkenntnis zu unterstreichen: Sealsfield „lebt in seinem für die

[1] Verwendete Editionen von Sealsfields Werken: *Gesammelte Werke* von Charles Sealsfield (Taschenbuchausgabe). Stuttgart: J. B. Metzler, 1845ff.; Charles Sealsfield (Karl Postl): *Sämtliche Werke*. Hrsg. von Karl J. R. Arndt. Hildesheim/New York: Olms Presse, 1972ff.

Zeitverhältnisse außerordentlich wechselhaften Leben in biographischer Wiederholung die Utopie seines Werkes".[2] Daß hierzu Charakterzüge „wie Mut, Fleiß, ideologisches Standvermögen, aber auch Untugenden wie Gewinnsucht, Eitelkeit, politischer Opportunismus, Bereitschaft zum ökonomischen Vabanquespiel gehören, [ist] alles mühelos ablesbar aus Werk und Korrespondenz".[3]

Das Doppelinteresse an Amerika und Europa aufrecht erhalten zu können, d. h. die atlantische Kulturspannung zwischen den beiden Kontinenten mit all ihren Blockaden, Sprach- und Kommunikationsbremsen, wurde oft unzähligen Auswandererschicksalen zum tragischen Thema.[4] Sealsfield hat es durchlebt, und Alexander Ritter urteilt wohl zu Recht, daß die geisteswissenschaftliche Forschung diese atlantische Doppelbindung Sealsfields noch zu wenig berücksichtigt hat.[5] Es ist Wynfrid Kriegleder zu danken, daß er in bezog auf das „atlantische Thema" zwei Schlüsselromane Sealsfields zur Beachtung empfahl: den *Morton, oder die große Tour* (1835) und *Die deutsch-amerikanischen Wahlverwandtschaften*.[6] Dafür mag freilich auch die Tatsache verantwortlich sein, daß gerade diese beiden Romane nicht vollendet wurden.[7] Ich folgte Kriegleders Empfehlung und habe meine Studien nicht nur aber in *nuce* auf die beiden Romane ausgerichtet.

Mit welchem ‚geistigen Gepäck' erreicht Sealsfield Amerika? Welcher Art ist seine Rüstung für die bevorstehende Auseinandersetzung mit einer neuen (amerikanischen) Wirklichkeit? Hierzu gibt Lars-Peter Linke eine hinreichende Antwort:[8] Sealsfield lasse sich seiner mährischen Herkunft gemäß eher der josephinischen Spätaufklärung zuordnen, die eben nicht dem reinen Rationalismus verpflichtet war. Er versuchte, antiklerikale Aufklärung und Katholizismus zu verbinden. „Entscheidenden Einfluß auf Sealsfield hatte der Philosoph und Theologe Bernard Bolzano.

---

2 Alexander Ritter: *Charles Sealsfield: Politischer Emigrant, freier Schriftsteller und die Doppelkrise von Amerika-Utopie und Gesellschaft im 19. Jahrhundert*. In *Freiburger Universitätsblätter* 75 (1982), S. 47.

3 Ebd., S. 49.

4 Werner Gallusser: *Freiheit und Heimweh. Vier Briefe des Heinrich Frey (Reigoldswil) aus dem nordamerikanischen Bürgerkrieg (1863/64)*. In *Baselbieter Heimatblätter* 70 (2005), S. 74-80.

5 Ritter: *Politischer Emigrant* (Anm. 2), S. 62.

6 Wynfrid Kriegleder: *Zwischen Goethe und Balzac: Charles Sealsfields Morton oder die grosse Tour*. In *Zwischen Louisiana und Solothurn. Zum Werk des Österreich-Amerikaners Charles Sealsfield*. Hrsg. von Joseph P. Strelka. Bern: Peter Lang, 1997 (*New Yorker Beiträge zur österreichischen Literaturgeschichte*; 6), S. 102.

7 Ebd., S. 102.

8 Lars-Peter Linke: *Reise, Abenteuer und Geheimnis. Zu den Romanen Charles Sealsfield*. Bielefeld: Aisthesis, 1999.

[…] Der Gedanke, daß die Wirklichkeit nie objektiv zu bestimmen ist, bestimmte Bolzanos gesamtes Denken."[9]

Aus einer derartigen Geisteshaltung heraus wird Sealsfield seine äußerst vielseitige literarische Tätigkeit entfalten können, und es wundert nicht, daß er sich keineswegs zum abgehobenen Literaten entwickeln wird, sondern zum Entdecker und Reporter einer reichen amerikanischen Lebenswirklichkeit. „Alles ladet euch zum Studium des Volkscharakters recht dringend ein! – Ihr habt die schönste Gelegenheit und Muße Volksphilosoph zu werden!"[10] Diese Aufforderung hat Sealsfield vielfach verwirklicht. Dazu ist er nach Curt Hohoff „der erste Meister des Realismus einer auf Effekte gearbeiteten und doch treuen Reportage". Reporter und Journalist bezeichnen wohl treffend seinen schriftstellerischen Status, denn er übt in Nordamerika zuerst den journalistischen Broterwerb im Dienste von amerikanischen und deutschen Zeitungen aus, was den Schriftsteller in Stil und Stoff zeitlebens prägen wird.[11] Dazu ist der Emigrant Sealsfield sprachlich versiert, hat Französischkenntnisse und mutmaßlich gute Beziehungen zu internationalen Freimaurerlogen. Er trifft bei seiner Ankunft in Louisiana 1823 auf eine wirtschaftlich-politische Phase des Prosperierens, die sog. *Era of Good Feelings*.[12] Vor allem mußte er ein Beziehungs-Virtuose sein, der – wie einst in Mähren als Kreuzherrensekretär auf Inspektionsfahrt – mit geübtem Blick Menschen, Güter und Situationen einschätzen und Beziehungen zweckdienlich pflegen konnte.

II. Der große Unbekannte – ein Freimaurer?

Die immer wieder vermutete und vor allem u. a. durch Castle und Hohoff kolportierte Freimaurerbeziehung provozierte den Verfasser dieser Ausführungen, selbst langjähriger Freimaurer, zu einer Abklärung dieser Frage.[13] Fürs erste mag es zwar

---

9 Ebd., S. 125.

10 Charles Sealsfield: *Die deutsch-amerikanischen Wahlverwandtschaften* [Sigle: *DAW*]. Hrsg. von Karl J. R. Arndt. Bd. 21 und 22 der *Sämtlichen Werke* (Anm. 1), Hildesheim/New York: Olms Presse, 1982, S. 224.

11 Curt Hohoff: *Das Geheimnis des Charles Sealsfield. Abtrünniger Priester, Freimaurer und literarischer Entdecker Nordamerikas*. In *Wort und Wahrheit* 10 (1955), S. 438-449, hier S. 449.

12 Ritter: *Politischer Emigrant* (Anm 2), S. 52.

13 Um diese Frage abzuklären, unternahm ich bei Schweizer Logen in Zürich und Aarau (wohin Sealsfield Kontakte pflegte), bei der Großloge Alpina in Lausanne sowie in den USA eine Archiv-Recherche. Die Internet-Korrespondenz mit den einschlägigen Großlogen der USA besorgte Herr Walter Stohler (Bottmingen, BL; chargierter Sekretär der Basler Freimaurer). Die Abklärungen betrafen die Kanzlei der Schweizer Großloge Alpina in Lausanne (Brief vom 29.11.2005, Telefonat vom 8.12.2005), die Loge „Zur Brudertreue" in Aarau (Korrespondenz vom 29.11.2005 und 9.1.2006), und die Loge „Mo-

plausibel erscheinen, sich den Beziehungsvirtuosen Sealsfield als Freimaurer mit einem weltweiten Beziehungsnetz vorzustellen. Seine abenteuerliche Biographie verlockt zu manchen Spekulationen. So hat Hohoff Sealsfield gar im Untertitel seiner Abhandlung „als abtrünnigen Priester und Freimaurer" bezeichnet.[14] Die geheimnisvolle Flucht von Postl (Sealsfield) im Jahre 1823 von Österreich nach Amerika hat Hohoff zu einer andeutungsreichen Beziehungsstory veranlasst.[15] Ebenso beziehungsreich kommentiert er die Rückkehr Sealsfields 1826 nach Europa, wo sich dieser in Paris mit Lafayette trifft, in Stuttgart mit Cotta verhandelt und Verbindung zu Patrioten, Burschenschaftern, Jugend- und Männerbündlern sucht und sich gleichwohl auch der reaktionären Metternichverwaltung andient. Ebenso kriminalistisch konstruiert Hohoff die Geldgeschäfte und Beziehungen Sealsfield während seines zweiten Amerikaaufenthaltes um 1829, insbesondere seinen angeblichen Landkauf in Louisiana und die Kontaktnahme mit Napoleons Bruder Joseph Bonaparte über den Kriegsminister Joel R. Poinsett.[16] Auch der Schweizer Aufenthalt

---

destia cum Libertate" in Zürich (Korrespondenz vom 29.11.2005, 3.8. und 25.1.2006). Die Internet-Informationen nordamerikanischer Großlogen ergaben zwischen dem 14.2.2006 und dem 29.8.2006 nur negative Bescheide für Illinois, Indiana, Kentucky, Louisiana und Missouri (ohne Antwort: Ohio, Pennsylvania, New York).

14 Anm. 11.

15 Hohoff (*Geheimnis* (Anm. 11), S. 440f.): „Postl (Sealsfield) sollte als Kaplan nach Karlsbad geschickt werden. Da entschloss er sich und nahm Urlaub, der auch gewährt wurde, und zwar nach Karlsbad. Von hier reiste er, geschickt die Spuren verwischend, nach Wien, wohnt bei maurerischen Freunden, wohl ausgerüstet mit Geld durch den ehemals freimaurerischen Prager Bankier Lämel, einen jüdischen Heereslieferanten. Die Loge hat in jenen Jahrzehnten vielen Personen zur Flucht verholfen, aus einer sonderbaren Mischung von humanitärer Bereitschaft, Sportsgeist, antihabsburgischem Affekt und dem Eifer, der gefürchteten Polizei ein Schnippchen zu schlagen. Er reiste schleunig nach Salzburg, meldete sich in Stuttgart bei André, der ihn bei dem eifrigen Logenbruder Cotta einführte, erhielt Anweisungen, Briefe und Empfehlungen an die reichen Schweizer Logen, denen es ein Vergnügen machen mußte, einem Mann wie Postl, der dem verhaßten „System Metternichs" entronnen und obendrein einem Orden entsprungen war, zu unterstützen. Hier erhielt er Mittel zur Reise von Le Havre nach New Orleans."

16 „[…] er kauft sich 1829 in Louisiana an. Da das Geld nicht reichte zum Ankauf von Sklaven, ging er nach New York und suchte neue Verbindungen. Er fand sie bei Joseph Bonaparte, Napoleons Bruder, ehemals König von Spanien, der sich hier angekauft hatte und eine Zeitung für französisch sprechende Amerikaner protegierte. Postl wurde Redakteur an diesem *Courier des Etats-Unis*. Wie kam er, der nur mäßig französisch sprach, dazu? In Philadelphia lebte, schon betagt, der französische Selfmademan, Reeder und Bankier Stephen Girard, höchst tätiger Freimaurer und Bankier Joseph Bonapartes. Wahrscheinlich hat Poinsett seinen Agenten Postl über Girard zu König Joseph gebracht. Postl hat dem „alten Stephy" in *Morton* ein unvergessliches Denkmal gesetzt." (Ebd., S. 443)

Sealsfields im Sommer 1832 wird aus seiner Sicht als eine Art „Logentreffen unter Brüdern" dargestellt, jedoch nicht frei von Widersprüchen und Irrtümern. So liegt z. B. Schloß Arenenberg liegt nicht bei Aarau, sondern am Untersee bei Konstanz.[17] Aus der resignierten Darstellung von Sealsfields letzter Reise 1835 in die USA wird ersichtlich, daß Hohoffs Freimaurerthese an der Widersprüchlichkeit von Sealsfields Persönlichkeit gescheitert ist.[18]

Eine argumentative Gegenposition zu Castle und Hohoff ist vor allem Linke 1999 zu danken, indem er in der Freimaurerdiskussion einmal die philosophisch-historische Dimension von Aufklärung und Freimaurerei darlegt und anstelle einer phantsievoll-spekulativen „Volksmeinung" die nüchtern-realen Grundlagen und Zielsetzungen der Freimaurerei diskutiert.[19] Dadurch vermag Linke die „Morton-These" von Castle, wonach Sealsfield durch die Freimaurer an der Vollendung des *Morton* gehindert worden sei, in Frage zu stellen, ja zu entkräften.[20] Mit deutlichen

---

17 „Postl begab sich im Sommer 1832 zu dessen Mutter [von Louis Napoleon], der Königin Hortense, nach Arenenberg bei Aarau in der Schweiz. Niemand wußte, weshalb der ‚Amerikaner' sich hier niederließ. Er verkehrte freundschaftlich mit einigen Herren der Loge, hatte offenbar Beziehungen nach Zürich, man sah ihn mit dem Prinzen zusammen […]. Sealsfields Wirkung als Autor sollte darauf beruhen, daß er der erste Dichter der Südstaaten war. Wie aber vertrugen sich Negersklaven und Bonapartismus mit der Begeisterung des Weltreisenden für die Republik? […] und die Sklaverei der Neger bezeichnete er als den besten Schutz für die schwarze Rasse. Das war für die humanitären Schweizer ein starker Tabak." (Ebd., S. 444f.)

18 „Das Land trieb dem Bürgerkrieg zu. Als Postl [1853] seine Ländereien in Louisiana besuchte, bemerkte er überall die Erregung wegen der Sklavenfrage. *Onkel Toms Hütte* bewegte die Gemüter, und Postl hatte umso mehr Grund, betroffen zu sein, als er längst durchschaut hatte, daß das Pathos der Sklavenbefreiung zugleich das effektvolle Mäntelchen für eine handfeste Vormachtpolitik war. Die verhaßten Yankees, sah er, würden siegen […]. Er erteilte Anweisung, man möge ihm in der Schweiz ein Haus kaufen." (Ebd., S. 447f.)

19 Anm. 8.

20 „[Das Wirken der Freimaurer wird] herangezogen um die (wiederum angebliche) Nichtvollendung von Sealsfields Roman *Morton oder die grosse Tour* sowie sein rätselhaftes ‚Verstummen' und die vermutete Selbstvernichtung seiner ungedruckten Manuskripte zu erklären […]. Freimaurer und Illuminaten hätten sich zu einer verschworenen Macht als ‚Staat im Staate' entwickelt. […] Nach dieser Lesart hätten die Freimaurer dem jungen Postl bei der Flucht aus dem Kloster geholfen, ihm die Annahme einer neuen Existenz als Charles Sealsfield ermöglicht. Als dieser zum erfolgreichen Schriftsteller avancierte und seine Stellung als Meinungsbildner dazu nutzen wollte, die geheimen Machenschaften und Intrigen der Geheimbünde in und durch seine Romane offen zu legen, wendeten sie sich gegen ihn und versuchten (angeblich erfolgreich) diese Gefährdung zum Verstummen zu bringen. Eine These, die sich so spannend liest, daß sie selbst einem Roman entnommen sein könnte." (Ebd., S. 128)

Worten brandmarkt Linke Castles Freimaurerphobie, welche die angebliche Freimaurerverstrickung Sealsfields kolportiert, besonders überzeugend, weil Castles Werk als einzige Sealsfield-Biographie dogmatisch wirken konnte und vom Zeitgeist der dreißiger Jahre geprägt ist.[21] Darum kann unsere Thematik nach Linke insofern relativiert werden, als die Freimaurerfrage schon im Verlauf von Sealsfields Leben zum literarischen Topos geworden ist. Abschließend sei festgestellt, daß Sealsfields Biographie wie auch deren zeitgenössische Philosophie Beziehungen zur Freimaurerei vermuten lassen, nicht jedoch auf eine aktive Zugehörigkeit zum Freimaurerbund.

Aus den Sealsfield betreffenden Freimaurerhinweisen spricht das Nur-Ungefähre, d. h. die jeweils unbewiesene Vermutung einer Freimaurer-Mitgliedschaft. Dabei ist doch anzunehmen, daß ein Beziehungsvirtuose wie Sealsfield keine Kontakte scheute, besonders nicht zu einflußreichen Personen, wie z. B. Lafayette. Es ist durchaus denkbar, daß sich Logenmitglieder bei seiner Flucht aus Österreich hilfreich betätigten. Ebenso einleuchtend erscheinen die Kontakte zu verschiedenen Verlegern, auch ohne Bezug zu ihrem etwaigen Freimaurerhintergrund, denn das Verlagsgeschäft ist für einen Schriftsteller lebenswichtig. Als absolut erfrischenden Beitrag zu unserer Thematik erweist sich noch die Lektüre von Jeffrey L. Sammons Mitteilungen über „Charles Sealsfield und das Freimaurertum: mehr Fragen als Antworten".[22] Seine nüchternen Schlußgedanken seien als eine erste Zusammenfassung des Sachverhalts noch kurz zitiert.[23]

Insgesamt gesehen fehlen klare Hinweise darauf, daß Sealsfield am freimaurerischen Ritualleben teilgenommen hat. Das müsste sich in seinem umfangreichen

---

[21] „Bis heute ist kein eindeutiges Indiz für Sealsfields Mitgliedschaft in einer Loge bekannt. Es kann nicht einmal eine Vermutung geäußert werden, welche Loge denn überhaupt in Frage käme. Daran wird sich wohl an Hand der kargen Quellenlage nur wenig ändern. Castles These ist bloße Konjektur und unzulässige Spekulation. Die Sealsfield-Forschung hat sich von diesen Vermutungen längst verabschiedet. Dennoch ist die ‚Freimaurer-Phobie' von Castle (Walter Grünzweig) zu aufschlußreich, um sie mit wenigen Sätzen zu übergehen. Castles Biographie erschien zuerst 1952, entstand aber in den Jahren 1943 und 1944. Auch wenn sie nach 1945 überarbeitet worden war, gehört sie, wie Sengle zutreffend feststellt, zur ‚Geistesgeschichte des Dritten Reiches'." (Ebd., S. 129)

[22] Jeffrey L. Sammons: *Charles Sealsfield und das Freimaurertum. Mehr Fragen als Antworten.* In: *Neue Sealsfield-Studien. Amerika und Europa in der Biedermeierzeit.* Hrsg. von Franz B. Schüppen. Stuttgart: M & P, 1995, S. 31-52.

[23] „Gut vorstellbar ist es, daß er [Sealsfield] in seiner religiösen und politischen Krise im Kreuzherrenstift den Umgang mit notwendigerweise geheimen oder wenigstens unauffälligen Freimaurern sympathisch fand und daß maurerische Verbindungen ihm auf seinem weiteren Lebensweg behilflich waren. Daß solche Verbindungen uns den Schlüssel zum Geheimnisvollen und schlicht Unverständlichen in seinem Leben geben, bleibt unbewiesen und unwahrscheinlich." (Ebd., S. 52)

Werk in Spuren zumindest niederschlagen. Die Einstellung Sealsfields zur Sklaverei, seine Stellenbewerbung 1826 bei Metternich (nur drei Jahre nach seiner Flucht), aber auch das unharmonische Ende des *Morton*-Romans sind untrügliche Zeichen einer nicht eingeweihten Persönlichkeit. Deshalb überrascht das Ergebnis unserer Abklärungen nicht, daß Sealsfield mit größter Wahrscheinlichkeit nicht initiierter Freimaurer war! Dieser negative Befund ändert nichts an der Wertschätzung seines literarischen Lebenswerks. Es ist wie der Großteil der Weltliteratur ohne unmittelbaren Einfluß oder gar Steuerung durch eine noch junge Freimaurerbewegung entwickelt worden. Dennoch hat der damalige Zeitgeist Sealsfield wie viele andere zu geistesverwandten ‚Freimaurern ohne Schürze' gemacht, d. h. auch ohne die rituelle Einweihung in den Maurerbund.

III. Sealsfields literarisches Werk

Kompassartige Orientierung in diesem weiten literarischen Felde boten insbesondere die Beiträge von Alexander Ritter 1982 und Wynfrid Kriegleder 1997. Sie lenkten unsere Betrachtungen mit Vorzug auf die Romanfragmente von *Morton* und den *Deutsch-amerikanischen Wahlverwandtschaften*. Wie schon im ersten Kapitel ausgeführt, war Sealsfield der Spätaufklärung verpflichtet, so daß sein Kommentar von 1846 zu *Morton* nicht verwundert.[24] Als treuer Schüler von Bolzano ist er Moralist und Zeuge der Spätaufklärung österreichisch-amerikanischer Prägung, d. h. er verklärt in seinen historischen Romanen die älteren, vorindustriellen Lebensformen. Dagegen unternimmt er als beweglicher Journalistenliterat Europareisen.[25]

Grundsätzlich verbindet Sealsfield die realistisch-kulturgeschichtliche Landschaftsanschauung mit einem aufklärerisch-religiösen Naturgefühl; zum Ausdruck kommend in den „konkreten" Pflanzerromanen, in *Morton, Virey* oder in den *Deutsch-amerikanischen Wahlverwandtschaften* mit ihren „subjektiven Ausdruckslandschaften".[26]

Sein erster Aufenthalt in den USA nach 1823 ließ ihn die Landnahme und die Frontierdynamik in aktueller Anschauung erleben. Später dann hat er die Umgestaltung der ‚Wildnis' in eine ländliche Kulturlandschaft gleichzeitig mit der kulturellen Entwicklung von unzivilisierten Wilden, Trappern, Abenteurern zu demokratiefähi-

---

[24] Charles Sealsfield: *Morton, oder die grosse Tour* (Anm. 1). 1. Theil. Stuttgart: Metzler, 1846, S. 18.

[25] Ritter: *Politischer Emigrant* (Anm. 2), S. 55: „[…] um dann in der unverhüllten Cooper-Nachfolge gleichfalls poetologisch die Scott-Nachahmung zu betreiben, wie viele andere auch."

[26] Alexander Ritter: *Darstellung und Funktion der Landschaft in den Amerika-Romanen von Charles Sealsfield (Karl Postl). Eine Studie zum Prosa-Roman der deutschen und amerikanischen Literatur in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts*. Diss. Kiel, 1969, S. 251; vgl. auch: *DAW* II, S. 330.

gen Staatsbürgern u. a. im *Morton* und in den *Deutsch-amerikanischen Wahlverwandtschaften* beschrieben. Trotz seiner romantisierenden „Naturschwärmereien" verkannte er aber die grundsätzliche Problematik des „Kulturzusammenstoßes" mit den Indianern (im Sinne von Bitterli),[27] welcher das prekäre Schicksal der amerikanischen Landesnatur verursacht hatte und 1864 George P. Marsh zu seinem alarmierenden Werk inspirierte.[28]

In Sealsfields amerikanischen Erfolgsromanen, dem *Cajütenbuch,* den *Lebensbildern*, dem *Legitimen*, dem *Virey* sowie *Süden und Norden*, ist das nicht bewältigte gesellschaftspolitische Problem der Verknüpfung von privater Handlung und öffentlicher Tätigkeit zum vornherein gelöst. Bei der Zivilisierung der *frontier*, bei der Errichtung einer Demokratie am Mississippi oder in Texas erhielt jede private Handlung automatisch „Oeffentlichkeitscharakter".[29] Sealsfield, als junger Zeitgenosse Goethes, wurde von diesem für seine Romane mit dem atlantischen Thema angeregt, wie dies Wynfrid Kriegleder eingehend erörtert hat: *Morton* und die *DAW* behandeln die Wechselwirkung zwischen Europa und den Vereinigten Staaten und blieben als Romane unvollendet. Das literarische Vorbild Goethe ist für beide Romanfragmente offensichtlich.[30] Für Sealsfield ist „dieser Faust unstreitig das glänzendste Geistesprodukt, das seit Shakespeares und Miltons Dichtwerken erschienen ist."[31] Im literarischen Vergleich der beiden Fragmente folgen wir Kriegleder, der in den *Deutsch-amerikanischen Wahlverwandtschaften* das Romanende (die deutsch-amerikanische Doppelhochzeit) relativ klar anvisiert sieht; beim komplex bis wirr gefügten *Morton* jedoch sei Sealsfield die glaubhafte Verbindung verschiedener Romanmodelle nicht geglückt und das Fragmentende sich in unlösbaren Widersprüchen erschöpft. Damit kommen wir nochmals auf unsere Freimaurerthematik zurück: Der chaotische Schluß, das unglaubliche Credo Mortons für Stephy gegen Isling in einem spannenden Endkampf – in der Entscheidungsschärfe vergleichbar mit der Ansprache des Bankdirektors Jedediah Dish an den Neffen Erwin in *Deutsch-amerikanischen*

---

27 Urs Bitterli: *Alte Welt – Neue Welt. Formen des europäisch-überseeischen Kulturkontakts vom 15.-18. Jahrhundert.* München: Beck, 1986, S. 17f.

28 George P. Marsh: *Man and Nature, Or, Physical Geography as Modified by Human Action.* Hrsg. von David Lowenthal. Cambridge, Mass.: Belknap Press of Harvard University Press, 1974 (Reprint; zuerst: London: Low, 1864)

29 Kriegleder: *Zwischen Goethe und Balzac* (Anm. 6), S. 117.

30 Es ist auffällig, daß Sealsfield in der „Zuschrift des Herausgebers an die Verleger der ersten Auflage" beim Stichwort „Göthe" zunächst aber nicht etwa vom *Wilhelm Meister* spricht, sondern von dem „genialste[n] aller Torsos", dessen Genuß „einem wahren Wollustschlürfen" gleich komme; nämlich dem *Faust.* In: Sealsfield: *Morton, oder die große Tour. Sämtliche Werke.* Band 10. Hildesheim/New York: Olms, 1970, S. 7.

31 Ebd., S. 8.

Wahlverwandtschaften[32] – ist eine Auseinandersetzung zwischen Chaos und Harmonie. Diesen Text kann, meiner Meinung nach, kein Freimaurer verfaßt haben; eher könnten Teile beider Romane als vormarxistische Kapitalismuskritik eines vom Leben Enttäuschten gedeutet werden, niemals vergleichbar mit dem lichtvollen Ende des Vorbildes *Faust*.

IV. Sealsfields Landschaften

In einem letzten Ansatz sei gefragt, wie Sealsfield die geographische Landschaft in seinem Werk einsetzt und welche Bedeutung sie dabei erlangt. Vor allem aus unserer humangeographischen Betrachtungsweise wird den literaturwissenschaftlichen Facetten der Landschaftsdarstellung Rechnung getragen. Alexander Ritter hat in seiner Dissertation von 1969 *Die Darstellung und Funktion der Landschaft in den Amerika-Romanen von Charles Sealsfield* so gründlich behandelt, daß der nachvollziehende Geograph nur zuzustimmen vermag.[33] Dennoch seien im Nachgang einige Unterstreichungen der Ritterschen Befunde und zusätzliche Feststellungen gestattet.

Die literarische „Landschaft", wie sie Ritter für Sealsfield definiert hat, ist die primär mit den Augen wahrgenommene „physiognomische Landschaft" der geographischen Raumtheorie.[34] Dabei ist die geschilderte Landschaft überwiegend „Ausdruckslandschaft, die von der optisch-sinnlichen Kategorie des Lichtes und der akustisch-sinnlichen des Geräusches bestimmt wird".[35] Es scheint klar, daß Sealsfield keine sachlich geographische, räumlich absolut strukturgerecht dargestellte „Eindruckslandschaft" gestaltet. Dies mögen geographische Raumanalysen leisten. Ebenso ist in dieser literarischen Auswertung von der bewußten Maßstabsskalierung einer Landschaft abzusehen, d. h. von der Frage, mit welcher Tiefenschärfe und aus welchem Strukturierungsgrad der Raumelemente das „Objekt Landschaft" betrachtet wird. Die von Sealsfield hinterlassenen „Landschaftsszenen" werden uns vollauf genügen, denn sie sind erlebte, sinnlich wahrgenommene, mental durchempfundene und sprachlich-intellektuell oft erstaunlich differenzierte Landschaftszeugnisse. Wenn auch gewisse Raumelemente, wie die Vegetation oder die Atmosphäre besonders intensiv dargestellt werden, wie z. B. die zahlreichen

---

[32] „Ist das Geld die Hauptsache, Mann! – Ist das Geld der Punkt, der den Mann zum Manne macht, Mann! Ist ohne Geld kein Mann der Mann – nicht wert der Mann – mußt beweisen, Mann! Daß du etwas werth bist, Mann! Ohne Geld, anderer Leute Geld zu dem Deinigen zu machen verstehst, Mann!" (*DAW* II, S. 160).

[33] Anm. 26.

[34] Ritter: *Darstellung und Funktion* (Anm. 26), S. 185.

[35] Ebd. S. 183.

Schilderungen von Prärie[36] und Sumpfwald[37] sowie klimatischen Landschaftsdarstellungen.[38] Darin beweist Sealsfield immer wieder eine solide Deduktion von klassisch naturwissenschaftlicher Bildung: so z. B. bei der Lektion Rambletons über das Klima der Jahreszeiten[39], am Zoologieexkurs von Dr. Cooke über Pharsaliaquallen[40] und die „Abhandlung" über den Golfstrom.[41] Mit den Hinweisen auf Quallen und Golfstrom sei auf das Meer als eine gesonderte, aber wichtige Raumeinheit der Erde übergeleitet. Sealsfield widmet der Atlantikreise bis zur Landung in New York in den *Deutsch-amerikanischen Wahlverwandtschaften* I und II über 200 Seiten. Sein Meeresportrait läßt erkennen, wie intensiv er den Ozean und seine Herrschaft über Menschen und Schiff erlebt hat. Sturm, Seekrankheit und Windstille haben in Sealsfields Kapiteln „Seeleiden", „Seefreuden" und „No wind" eine meisterhafte Darstellung gefunden. Sie verdeutlichen nicht nur das Urtümlich-Traumatische einer Atlantikpassage, sondern auch die sozial-psychologische Wirkung der „Zwangsgemeinschaft Schiff".[42]

Wohl eine Mehrzahl der dargestellten Landschaften Sealsfields zeichnet sich durch eine beiläufige, aber zweckdienliche Skizzenhaftigkeit aus. Alexander Ritter hat sie treffend als „Kulisse" für die folgende Handlung verstanden,[43] so z. B. die Kulisse des St. George-See für die köstliche „Sir Angler"-Szene.[44] Zumindest für die wesentlichen Handlungsabläufe ist jedoch die Dynamisierung des Raumes unter der Wirkung von Aktoren wichtig. Meinen wir dabei menschliche Aktoren und nicht rein physische Faktoren, so stellt sich hier das zentrale Problem ‚Natur versus Kulturlandschaft'. Diese humangeographische Schlüsselfrage kulminierte in den USA

---

36 Charles Sealsfield: *Das Cajütenbuch oder Nationale Charakteristiken.* 1. Theil, Stuttgart: Metzler, 1847, S. 55-95.

37 Der Natchez-Dschungel im *Legitimen* (S. 59), der Alligatoren-Sumpf La Chartreuse in *Die Farbigen* (S. 337-345) und die Bajous in *Die Farbigen* (S. 163 ff.; sämtlich: Taschenbuchausgabe, 1845ff.).

38 Wie z. B. die neblige Landschaft des oberen Zürichsees in *DAW* I (S. 83), der Indianersommer in den Catskill-Mountains in *DAW* III (S. 332ff.), der Sonnenuntergang und die Windflaute auf dem Atlantik in *DAW* I (S. 81-84; sämtlich: *Sämtliche Werke*, Hildesheim/ New York, Olms (Anm. 1).

39 *DAW* I.

40 *DAW* I, S. 74-77.

41 *DAW* I, S. 87 f.

42 In seinem Vorwort zu den *DAW* (1982, S. XIII) erklärt Karl J. Arndt diese See-Szenen „zum dichtesten und besten, weil sie Sealsfield selbst erlebt hat und wahrscheinlich auch auf See geschrieben hat."

43 Ritter: *Darstellung und Funktion* (Anm. 26), S. 299.

44 *DAW* II, S. 3-6.

im Todesjahr von Sealsfield (1864), als George P. Marsh sein Pionierwerk veröffentlicht. Erst ab dann wird in den USA eine ökologisch ernsthafte Diskussion über das Verhältnis zwischen Natur und Zivilisation möglich.[45]

Landschaft bei Sealsfield wird verstanden als Entwicklungsfeld für ein werdendes Volk, das durch eine internationale Immigration erstarkt. Gleichzeitig mit der Inwertsetzung einer neuen Kulturlandschaft „werden" die Aktoren und Bewohner – so die Ideologie – zu mündigen, demokratischen Staatsbürgern. Dieser Ansatz deklassiert eigentlich aus heutiger Sicht Natur als unberührte, aber zu zähmende Wildnis und mit ihr ihre ungehobelten, ja verruchten Bewohner, wie beispielsweise wie Bob im *Cajütenbuch*-Kapitel „Die Prärie am Jacinto". Er verkennt aber auch die grundsätzliche Problematik des „Kulturzusammenstoßes" mit den Indianern im Sinne von Bitterli.[46] Sealsfield wird wegen dieser „Engsicht" in Amerika scheitern. Die zahlreichen Pflanzerromane Sealsfields jedoch leben von dieser optimistischen Aufbauperspektive hoher erzieherischer Attraktion. Gewiss liegt darin eine Hoffnung für spätere Generationen, wenn der Bürgerkrieg und die beiden Weltkriege überstanden sein werden und „der Kampf der Kulturen"[47] von einer allmählichen Koexistenz der Kulturen abgelöst sein wird, denn in der Kulturentwicklung der Landschaft liegt eine Chance für die Zukunft, wie es etwa die Koexistenz-Kultur erhoffen läßt.[48] In diesem Sinne zeigen einige ausgewählte Landschaftsszenen in Sealsfields Romanen eine zukunftsoffene Perspektive wie u. a. der gemeinschaftliche Rindenbootsbau der Indianerinnen[49] oder das „ABC des Getting alone in the backwoods" [50] in der Herausforderung zwischen geübter Tradition, Mitmenschlichkeit und Freiheit. In ähnlicher Weise porträtiert Sealsfield im *Morton* Pennsylvanien als das friedliche Land ohne Burgen und Schlösser, gleich einer Huldigung an den feinsinnigen Gründervater William Penn. Welch ein Bruch in der Idylle aber, wenn man berücksichtigt, daß Sealsfield, der Besitzer von Eisenbahnaktien, Ländereien und Sklaven den technischen Fortschritt insgesamt negiert? Die damit einhergehende literarische Verweigerung von Wirklichkeit ist ein fragwürdiger Teil von Sealsfields künstlerischem Schaffen.

---

45 Werner A. Gallusser: *Umweltgefährdung und Umweltsanierung in den USA*. Fragekreise. Paderborn: Schöningh, 1984.

46 Bitterli: *Alte Welt – neue Welt* (Anm. 27), S. 17ff.

47 Samuel P. Huntington: *Kampf der Kulturen. Die Neugestaltung der Weltpolitik im 21. Jahrhundert*. München: Goldmann, 1998.

48 *Political Boundaries and Coexistence*. Hrsg. von Werner A. Gallusser. Bern: Lang, 1994.

49 Charles Sealsfield: *Der Legitime und die Republikaner*. 1. Theil 1845, S. 115ff. (Taschenbuchausgabe, 1845).

50 Charles Sealsfield: *Lebensbilder aus der westlichen Hemisphäre*. Theil 5: *Nathan, der Squatter-Regulator*. S. 314 ff. (Taschenbuchausgabe, 1846)

V. Zum Abschluß

Charles Sealsfield verließ wie zuvor die mährische Urheimat auch sein amerikanisches Arkadien in Richtung Mitteleuropa, wo er im alten Kathedralenstädtchen Solothurn in geruhsamer Lage am Fuße der Juraberge und im Herzen der Eidgenossenschaft seine Altersruhe fand. Einst mit dem Kompass ‚Bolzano' ausgestattet, versuchte er, die Neue Welt für seine Leser zu entdecken, ist daran aber eigentlich gescheitert. Aus kritischer Rückschau bleibt jedoch sein literarisches Schaffen ein wertvolles Vermächtnis, geprägt durch seine sprachliche Brillanz und einen schier unerschöpflichen Reichtum des erlebten und dargestellten Stoffes, geprägt aber auch vom gelegentlichen Versagen bei dessen Durchgestaltung. Als früherer Schüler von Walter Muschg und auf Grund des Urteils über Sealsfield in seiner *Tragischen Literaturgeschichte*[51] anerkenne ich vollauf die Einmaligkeit und Größe im Leben und im Werk von Charles Sealsfield.

[51] Walter Muschg: *Tragische Literaturgeschichte*. Bern: Francke, 1948.

Alf Schneditz

der postillon von siegelfeld oder am bahnhof von solothurn

für peter bichsel am 22. september 2006

Der bahnhof von solothurn ist ein kleiner bahnhof. Ich weiss nicht, warum ich am solothurner bahnhof stand. Ich kann mir nicht vorstellen, daß ich nach solothurn wollte. Ich kenne niemand in solothurn. Überhaupt ist der solothurner bahnhof – wie übrigens fast alle schweizer bahnhöfe – eher ein umsteigebahnhof als ein abreise- oder gar ankunftsbahnhof.

Vielleicht wollte ich peter bichsel besuchen, um unser gespräch über stifter fortzusetzen, das wir 1972 im rauriser gebirge begonnen und 1987 auf dem teppich eines mailänder hotels fortgesetzt haben. Er versucht mich davon zu überzeugen, daß witiko in wirklichkeit john wayne ist, der, auf einem holzpferd sitzend, an der gemalten kulisse des böhmerwaldes vorbeigezogen wird.

Als ich den postillon von siegelfeld fragte, wo er wohne, sagte er: *unter den tannen, solo in the backwoods*. Ich verstand das so, daß er keinen festen wohnsitz hatte. Für einen, der im freien schläft, war er sauber, wenn auch nicht nach dem neuesten schnitt gekleidet. Auch der backenbart war das, was man *altvorderisch* nennt, hatte aber nur insofern etwas schweizerisches, als er habsburgisch angelegt war.

Let's have a beer! Mit diesem weltmännischen satz in stark akzentbehafteten englisch hatte er sich mir genähert. Zweifellos kein solothurner, sagte ich mir. Ohnehin wird man sich nicht erwarten, auf dem solothurner bahnhof einem solothurner oder gar einer solothurnerin zu begegnen. Ich stand neben meiner reisetasche und versuchte mich zu erinnern, warum ich hier war. Eigentlich ist peter bichsel der einzige schweizer, den ich kenne. Aber ich wußte nicht mehr, wie der ort heisst, in dem er, ganz in der nähe von solothurn, wohnt.

Beer! Birra! Biru! Pivo! Bier! Good feeling, gell? Der mann mit den backenbart hielt den daumen wie einen flaschenhals an den mund. Eine geste, die es mir schwer machte, die einladung abzulehnen. Man weiss nicht, wie solche menschen auf ablehnung reagieren. Gerade auf kleinstadtbahnhöfen hat man es oft mit gescheiterten existenzen zu tun. Heute mehr denn je trifft man dort ins lumpenproletariat abgesunkene akademiker, so genannte habilitierte geisteswissenschaftler, die sich teils aus existenzieller verzweiflung, teils aus intellektueller überheblichkeit in die warte-

säle und bedürfnisanstalten der europäischen bahnhöfe in einer art innerer emigration zerstreut haben. Naturgemäß leiden diese menschen unter allen nur vostellbaren syndromen oder symptomen sozialer deklassierung, von denen eine gewisse überempfindlichkeit noch die harmloseste form darstellt.

Der wirt stellte das bier auf die theke. Dabei zwinkerte er mir bedeutungsvoll zu. Er verdrehte die augen zur decke. *Quello é matto!*, sagte er.

Auch kein solothurner, so wenig wie ich oder der mann mit dem backenbart, sagte ich mir.

Behmisches bier is besser, sagte der, *behmisches bier, mährisches meer! Warns' scho amal in prag?*

Ich nickte. Tatsächlich war ich schon einmal in prag. Bei einem geografenkongress. Ich habe eine tiefe abneigung gegen das reisen und also gegen die geografie als wissenschaft der erd- und grenzverschiebungen. Die trägheit ist mein lebenserhaltendes prinzip. Und doch verbringe ich den grossteil meines lebens in zügen und folglich auf bahnhöfen, und überdies führt mich eine mehr als zufällige verkettung von schicksalsentscheidungen auf geografenkongresse in alle welt.

Na, da kennen Se ja die karlsbricke – da stehn Sie also und sehn den hradschin, den veitsdom, den laurenziberg mit den klostergebeuden und gärten, und gleich neben der bricke, da steht das gewaltige kollegium vom kreuzherrenorden – da komm ich her. Mein vater war ein berihmter dorfrichter und kardinal, schon von kindheit an hat mir besonderes prophezeit – und da steh ich jetzt vor Ihnen, so wie ich bin …

Die empfindung, daß die eigenen neigungen nicht voll erwidert werden, macht sich in der aus frühen kinderjahren oft bewusst erinnerten idee luft, man sei ein stiefkind oder ein angenommenes kind. Dabei wird das zufällige zusammentreffen – die bekanntschaft mit dem schlossherrn auf dem lande, mit der fürstlichkeit in der stadt – ausgenützt. Wer die möglichkeit solcher dinge bestreiten wollte, dem sei gesagt, daß alle diese dichtungen nicht so bös gemeint sind. Der ersatz des vaters durch großartigere personen ist nur scheinbare treulosigkeit und undankbarkeit. Ja, das ganze bestreben, den wirklichen vater durch einen vornehmeren zu ersetzen, ist nur der ausdruck der sehnsucht des kindes nach der verlorenen glücklichen zeit, in der ihm sein vater als der vornehmste und stärkste mann, seine mutter als die liebste und schönste frau erschienen ist. Auch noch in späteren jahren bedeuten in träumen vom kaiser und der kaiserin diese erlauchten persönlichkeiten vater und mutter, dachte ich.

Und Sie, warum trinken Sie kein bier?

Erst jetzt, mit dieser frage, kam mir zu Bewußtsein, daß der mann schon die längste zeit deutsch sprach, obwohl doch sein erster satz ein englischer gewesen war, oder besser: ein in amerikanischem englisch mit deutschem akzent gesprochener englischer satz. Jetzt sprach er vielleicht eine art solothurnerdeutsch, aber nicht wie ein echter schweizer oder eingeborener solothurner, sondern ein solothurner

deutsch mit akzent, nicht mit englischem akzent oder amerikanischem akzent, sondern ein solothurnerisches schweizerdeutsch mit deutschem akzent, hätte ich gesagt, wäre mir das nicht als paradox erschienen. Also spricht er schweizerdeutsch mit böhmisch-österreichischem akzent, sagte ich mir.

Sie sind wohl kein schweizer?, sprach er wie ein gedankenleser in meine gedanken hinein, *Was machen Sie dann in solothurn?*

Bahnhofstrinker sind leicht gekränkt, wenn man ihnen beim trinken gesellschaft leistet, ohne selbst zu trinken. Ich bestellte ein zweites bier für den mann und diesmal auch eines für mich. Wenn es etwas gibt, das in mir noch größeren widerwillen hervorruft als die geografie, dann ist es bier.

Ah, yummie yummie! S'geht nix iba a guats bier! Er wischte sich den schaum aus dem backenbart. *Sie fahren nicht zufällig nach …?* Er beugte sich vertraulich zu mir. *Da wohnt nämlich der bichsel. Kennen Sie den? Das is der, der ausschaut wie der robert mitchum mit brillen, ist Ihnen das schon aufgefallen?*

Ich schüttelte den kopf.

Der mann bestellt noch ein bier. Er stützte sich mit dem ellbogen auf den tresen, als wäre es der kaminsims eines herrenhauses. *Der bichsler und der stifter! Wissen Sie, für mich sind das immer noch der peter und der bertl, auch wenn sie jetzt berühmt sind. Ich war ja auch ein schreiberling, früher einmal. Aussenpolitischer korrespondent in london und paris, für den kurier der vereinigten staaten, anfang der dreissiger jahre. Ich hab aus europa berichtet, drüben will man ja immer wissen, wo passiert im alten kontinent, da gings damals drunter und drüber, Sie können sich nicht erinnern, Sie sind zu jung … revolutionen, konterrevolutionen – spion war ich auch. Das geld, Sie verstehen, und ich mit meinen verbindungen ….* Jetzt wieder nahe an meinem ohr, flüsterte er: *gschamster diener mechten michs …* als hätter gesagt: *geheimster diener metternichs,* aber nach dem vielen bier mußte er vielleicht nur schnell ins pissoir oder einfach unter die tannen.

Ich sagte: *bitte, bitte, nur keine umstände.*

Aber er ging nicht fort, sondern blieb, mit nachdruck flüsternd, nahe an meinem ohr:

Wissen Sie, wie man ihn in ganz europa genannt hat? Die spinne! Und ich war sein persönlicher sekretär. Ja, jetzt schaun Sie ungläubig. Sie glaum mir nicht, aber es warn die freimaurer, die mich ins vorzimmer der macht gebracht ham – da, lesen'S nur – Sie können doch lesen, oder?

Er zog ein blatt papier aus der westentasche und las selbst mit halblauter stimme:

… Gebe mir daher die ehre, Eure hochwohlgeboren im namen des … höflichst zu ersuchen, im vertrauten wege die anwesenheit des ordenssekretärs zu wien gefälligst erforschen zu lassen und bei auffindung denselben ohne schonung an den obercommandeur an der karlskirche zur zurückweisung in die anstalt hierorts undsoweiter und soweiter …

Er sah mich erwartungsvoll an.

Das mosaik in meinem kopf war jetzt vollständig. Der mann war aus einer anstalt entlaufen. Er war grössenwahnsinnig und litt unter verfolgungswahn. Mir fiel die geschichte vom armen hölderlin ein, der sich mit den worten *unterhtänigst scardanelli, dichter, aber belieben Sie, mich nicht nach meinen werken zu beurteilen*, vorgestellt haben soll. Oder war das jakob michael reinhold lenz? Wie die geografie, so ist auch die literaturgeschichte nie mein fach gewesen.

Aber man muß diesen menschen mut machen, sagte ich mir, auch wenn falsch verstandene rücksichtnahme anfälle von logorrhoe und glossolae wortschwälle auslösen kann. Der befallene gerät in ekstase und wirft sich vielleicht zu boden oder auf sein gegenüber.

Eine vernünftige frage, dachte ich, ein mittelweg zwischen interessenbekundung und distanzerklärung kann nicht schaden:

Ich würde gern einmal etwas von Ihnen lesen …

Oh, do you read english? Or French? Giapponese? Nihongo wakarimasuka? Meine artikel sind ausschließlich in fremden sprachen geschrieben, müssen Sie wissen. Und immer anonym. Ohne namensnennung oder mit pseudonym. Man kann nie vorsichtig genug sein, die freimaurer, Sie verstehen – halb europa ist hinter mir her. Haben Sie meinen steckbrief gesehen? Ich kann ihn auswendig:

Gross und mager von körper, von bleicher gesichtsfarbe. Die länglichen gesichtszüge verraten wenig geist. Sonst hat er kleine stirn und die ader über die nase ist aufwärts sehr sichtbar und aufgeschwollen. Schwachen bart und braunes haar, nachlässig gestutzt – das soll ich gewesen sein, vor vielen jahren, mit 32 … hätten Sie mich erkannt? Nein? – ich auch nicht. Die polizei auch nicht. Ich bin dann an den bodensee geflüchtet und hab mich im schloss unter den hortensien der kaiserin versteckt …

Er trank das bier in großen schlucken aus.

Es ist schon wahr, dachte ich, man kann nie vorsichtig genug sein. Diese ganze joviale gesprächigkeit kann von einem augenblick zum andern umschlagen, in einen epileptischen oder wutanfall, und was mache ich dann? Er stürzt sich auf mich, glaubt, ich bin der graf stürgkh und er alfred adler. Oder war es viktor? oder war alfred der sohn viktors, also stürgkhs mörder doch alfred? Geografie, literatur, geschichte …

Der postillon nahm das bier, das ihm der wirt unaufgefordert hingestellt hatte. Er sprach jetzt ruhig, mehr vor sich hin redend als an mich sich wendend:

Ich sage die reine wahrheit, so wahr ich ein anhänger des bernhard von bozen bin. geboren bin ich in bratislava, aufgewachsen in prag, salzburg und budapest, gulasch mit serviettenknödel ist meine spezialität, ungarisch überhaupt, den czardas tanze ich leidlich, wie ich auch ein guter reiter, klavier-, karten- und schauspieler bin. Man hat auch gesagt, ich sei ein geschichtenerzähler – aber bald verließ ich den böhmerwald und schiffte mich ein ins land der athletischen demokratie, von wo ich als pflanzer und sklavenhändler reich zurückgekehrt bin. Wie oft wurde mir nicht die

sklaverei, die empörende behandlung der sklaven vorgeworfen. Aber wir haben sie nun einmal, diese sklaverei, und hier, im norden, hat man keinen begriff von der liebe und zärtlichkeit, mit der der sklave an seinem herrn und seinen frauen, diese wieder an ihren sklaven hängen. Es ist wohl das liebevollste band, das abhängige und unabhängige heute umschließt, denn es ist von kindheit an den naturen eingewoben. Auf meinen plantagen herrschte noch etwas von jenem alttestamentarischen verhältnis, das heutzutage verschwunden ist, und höchstens noch in den lettern der bücher erscheint – leider habe ich alles bei börsenspekulationen verloren, jetzt steh ich vor Ihnen und muß Sie bitten, meine verpflichtungen zu übernehmen, sie erhalten selbstverständlich alles zurück erstattet, auf mein ehrenwort als gentleman, hier meine karte …

Ich war nicht weiter überrascht. Man ist selbst schuld, wenn man sich auf bahnhöfen auf gewisse gespräche einläßt. Die rechnung für ein paar bier ist da bei weitem nicht das schlimmste, was einem passieren kann. Auf der karte, die er mir unter die nase hielt, waren ein paar zeichen geschrieben, die sich den anschein von fernöstlichen ideogrammen gaben, in wirklichkeit aber wohl nichts anderes waren als eine diesem abenteuerlichen gehirn entsprungene geheimschrift, deren sinn nicht nur dem aussenstehenden, sondern auch ihrem erfinder undeutlich bleibt.

Eine widmung der kaiserin von china?, sagte ich und fühlte, wie ich dabei war, die grenzlinie zwischen einfühlsamkeit und herausforderung zu überschreiten.

Ich sehe, Sie können mich nicht ernst nehmen. Sie glauben, ich bin verrückt. Meine freundin und beschützerin war nicht die kaiserin von china, sondern die königin von holland, und wenn ich von ihr als kaiserin gesprochen hab, dann deshalb, weil ihr sohn später kaiser geworden ist. Aber von geschichte haben Sie keine ahnung, so wenig wie von japanisch. Hier sehen Sie meinen namen auf japanisch gedruckt. Ich bin dabei, mich nach japan einzuschiffen. Ich warte hier auf den zug nach basel, dann geht's rheinabwärts richtung yokohama und schon morgen bin ich in tokyo. Ich bin der neue aussenpolitische korrespondent des Corriere della sera. Bald können Sie meine berichte lesen, falls Sie italienisch können, natürlich lasse ich auch immer die poesie der fakten zu wort kommen. Ich liebe land und leute, die kalligrafie, die teezeremonie, den rohen fisch, das haiku, den seppuku, den prinzen genji. Wußten Sie, daß akutagawa aschenbach heisst? Meine artikel zeichne ich mit c.c., das steht für carlo camposigilli. Gruezi mitnand.

Er ging.

Aber wer sind Sie wirklich?, rief ich hinter ihm her. Seine mit großer würde gehaltene ansprache hatte mir das kleinliche meiner verdächtigungen beschämend vor augen geführt. Es darf nicht sein, dachte ich, daß er jetzt durch eine der am solothurner bahnhof angebrachten türen auf nimmerwiedersehen verschwindet.

Herr camposigilli !, rief ich noch einmal, *so warten Sie doch!*

Er blieb stehen, drehte sich um und sah mich durchdringend an, wie mir schien. Dann kam er langsam auf mich zu, und schon bereute ich meine neugier und wünschte, ich hätte ihn ungestört gehen lassen, als er in der mitte des bahnhofs stehen blieb, seinen hut zog und zu deklamieren begann:

Der postillon im ganzen land
Von siegelfeld bin ich genannt.
In mähren meine wiege stand
in der mich meine mutter fand

Bald sollt ich stehn vor kaisers thron
Als eines kardinales sohn
doch um der freiheit goldnen lohn
bin ich dem kontinent entflohn

Jenseits des meeres kam ich an
war bald ein freier, reicher mann
Nie kehrt ich heim, kam nur zurück
vergebens suchend freiers glück
Und bin ich auch kein schweizer nicht
die solothurner mögen mich

Hier steht mein grab,
darauf geschrieben
die worte, die für immer blieben -

der postillon von siegelfeld
war einst berühmt in aller welt
In mähren seine wiege stand
doch östreich war sein vaterland

Sein weg zu gott war ihm bestimmt
war er doch armer leute kind
Bei nacht und nebel ging er fort
zu suchen sich der der freiheit hort

Als reicher mann kam er zurück
zu finden hier des freiers glück
Die solothurner liebten ihn
doch keine solothurnerin

Auf seinem grabstein ist zu lesen
wer er in wahrheit ist gewesen –
hier ruhet sanft für immerdar
der onkel aus amerika.

Als ich wieder im zug saß, fiel mir ein, daß peter bichsel am nelkenweg in bellach bei solothurn wohnt. Aus dem fenster eines schweizerischen eisenbahnwaggons schauend, zählte ich die vielen sprichwörtlichen schweizer tunnels, die das land wie seinen käse durchlöchern. Das schönste an der zugfahrt ist der aufenthalt auf dem umsteigebahnhof, sagte ich mir. Wo sonst kann man menschen treffen, die mehrere sprachen fließend verstehen, sprechen und schreiben und in der ganzen weltgeschichte herum gekommen sind. Wer auch immer der postillon von siegelfeld war, sandler oder akademiker, berichterstatter oder grössenwahnsinniger, spion oder kardinals-

sohn oder alles in einer person, was ja auch das wahrscheinlichste ist – die begegnung wäre mir die rechnung von 227 schweizer franken wert gewesen. Aber es war schon alles bezahlt, sogar mein bier, das ungetrunkene. Der herr sei hierorts stadtbekannt, so der wirt. Er zahle immer mit kreditkarte. Daß er aktien bei der basler hypothekenbank besitze, das wisse jeder.

Wir durchfuhren den flamatter tunnel. Da kann der dürrenmatter nicht weit sein, dachte ich. Ich hätte ihn besser behandeln sollen, vielleicht hätte er mich zum essen eingeladen. Im grunde genommen war ich erleichtert, daß ich die 227 franken nicht hatte bezahlen müssen. Leute wie ich sind unsteten aufenthalts und ohne regelmässiges salär. Manchmal ist man bei reichen leuten zu tisch geladen, meist schweizer oder deutsche, gelegentlich auch mailänder. man verpflichtet sich zu geistreicher konversation oder gibt sogar ein paar geschichten zum besten. Dafür kriegt man dann, wenn's hoch kommt, ein nachtlager im dienstbotenflügel ohne dienstboten.

Die zeiten sind freilich vorbei, wo einem ein böhmischer graf am morgen der abreise in anerkennung geleisteter kulturdienste eine kutsche mit wappen am wagenschlag und lakai auf dem trittbrett hinstellt, damit die reise nach prag sich angenehmer gestalte. Bestenfalls kriegt man einen tritt in den hintern, wo der abdruck der schuh- oder stiefelsohle als wappen der lakaienzunft für immer eingebrannt bleibt.

Aber das wäre eine andere geschichte, die hier nicht mehr erzählt werden kann.

Primus-Heinz Kucher

Die Schweizer Austriaca-Schriften des österreichischen (Re)Migranten Franz E. Pipitz

Wenn ich so das Treiben in Österreich betrachte,
gebe ich fast alle Hoffnungen auf.
F. E. Pipitz (1839)

I.

Sich mit einer Gestalt wie Franz Ernst Pipitz (1815-1899) zu befassen, mag Verwunderung und wohl auch den Einwand hervorrufen, Energien auf eine kleine Figur zu verschwenden, die kaum den Weg in ältere, österreichzentrierte, selten auch in neuere Literaturgeschichten gefunden hat und zudem beinahe unter die Wahrnehmungsschwelle der *Literarischen Geheimberichte*, d. h. das 1912 von Karl Glossy publizierte Verzeichnis polizeilich überwachter und verfolgter Schriftsteller des Vormärz, gefallen ist. Nur einer seiner Texte hat größere Resonanz erfahren, – der 1843 in Zürich zunächst anonym erschienene und bis 1848 dreimal aufgelegte Roman *Der Jakobiner in Wien*.[1]

Sich mit einer Gestalt wie Pipitz zu befassen, bedarf also besonderer Gründe und wohl einer kleinen Begründung. Lokalhistorische – er stammt aus Klagenfurt – sind hier, das vorweg, gewiss nicht von Belang, seine Emigration in die Schweiz

[1] Vgl. dazu Hubert Lengauer: *Der diskrete Charme der Peripherie. Franz Ernst Pipitz (1815-1899), ein Kärntner Schriftsteller im Übergang vom Vormärz zum Nachmärz*. In: *Adolf v. Tschabuschnigg (1809-1877). Literatur und Politik zwischen Vormärz und Neoabsolutismus*. Hrsg. von Primus-Heinz Kucher. Wien: Böhlau, 2006, S. 51-76, bes. S. 51f. – Auch in den materialreichen Bänden von Madeleine Rietra wird Pipitz kein größeres Augenmerk als wiederholte Nennung (immer gemeinsam mit anderen Emigranten) sowie durch den Abdruck einer Besprechung von V. v. Andrians Schrift *Österreich und dessen Zukunft* (1843, 2. Aufl. 1847) zuteil. Vgl. *Jung Österreich. Dokumente und Materialien zur liberalen österreichischen Opposition 1835-1848*. Hrsg. von M. Rietra. Amsterdam: Rodopi, 1980 bzw. dies.: *Wirkungsgeschichte als Kulturgeschichte. Viktor von Andrian*. Amsterdam-Atlanta: Rodopi, 2000, bes. S. 133f.

schon eher. Ihn als Publizisten und Autor im Kontext dieses Symposiums vor- und zur Diskussion zu stellen entsprang der Hoffnung, gleichsam durch einen Seiteneingang Einblicke in ein potentielles Schweizer Sealsfield-Umfeld zu gewinnen. Es könnte sich lohnen, so die Überlegung, nachzusehen, ob dieser Autor, der ab 1838 rund ein Jahrzehnt in Zürich verbracht und einige Mühen darauf verwendet hat, sich in den Kreis der liberalen Opposition einzuschreiben, mit Österreich kritisch ins Gericht zu gehen, Kontakt zu Charles Sealsfield gesucht oder gar aufgenommen hatte, dem er vom Lebensweg und hinsichtlich der Schreibbiographie in einigen Punkten doch frappierend nahe kam. Ferner stellt sich dabei die Frage, ob Pipitz von Sealsfields Werk Kenntnis hatte bzw. ob sich Spuren einer solchen verifizieren lassen.

Zum anderen stellt sich freilich auch die grundlegende Frage, inwieweit wir es hier mit einem gar typologisch zu sehenden Fall eines – zeitweisen – ‚österreichmüden' Emigranten und zu tun haben, der sich vom schreibenden Vormärz-Oppositionellen, vom kritischen Beobachter der österreichischen Zustände schließlich zum reuigen postjosephinischen Staatsdiener nach der Niederschlagung der Revolution 1849 wandeln sollte, – ein Karrieremodell, das zwischen 1840 und 1850 eine der möglichen Optionen dargestellt hat. Hat Pipitz nämlich noch im Juni 1848 von Zürich aus gehofft, mit seinen Texten und Analysen zum „Dome der Freiheit […] an der Stelle der zertrümmerten Zwingburg" beitragen zu können,[2] so sehen wir ihn bereits 1850 nach Österreich zurückkehren, wo er nach Fürsprache seines Bruders, eines Ministerialbeamten, mit der redaktionellen Leitung doch sehr offiziöser und regierungsnaher Organe wie des *Triestiner Lloyd* ab 1851 oder der *Marine Zeitung* (1853f.) betraut wurde. Mit anderen Worten: haben wir es hier wieder einmal mit der österreichischen Variante der ‚Misere' des zeitgenössischen Intellektuellen zu tun, dem – so in seinem Fall – auch die republikanische Zürcher Luft letztendlich nicht zum dem machen konnte, wovon er, Pipitz, zumindest zeitweise geträumt und geschrieben hatte: zu einem Verfechter der Sache des Fortschritts, einem kritischen Publizisten und vielleicht auch Dichter, einem österreichischen Börne im Schweizer Exil? Es war nämlich Börne, der dem jungen Pipitz als zentrale Referenz diente und an mehreren Stellen, insbesondere in seinem Debüttext *Fragmente aus Österreich*, immer wieder als solche angeführt wird. In kaum verdeckter Anspielung auf seine eigene Situation heißt es da z. B.:

> Ich habe nie begriffen, wie man jemandem zum Vorwurf machen kann, daß er in Frankreich schreibt, was er in Deutschland nicht schreiben darf, daß er nicht alles

[2] *Vorwort* zu: Franz E. Pipitz: *Verfall und Verjüngung. Studien über Österreich in den Jahren 1838-1848*. Zürich: F. Schultheß, 1848, o. S. Künftig zit. mit der Sigle *VuV* und Seitenangabe.

> gut findet, was ein würtembergerischer Deputirter billigt, und daß er lieber ins Exil geht als seine Ueberzeugung verläugnet.[3]

Für einen wenig mehr als Zwanzigjährigen sind das luzide Worte in einer Zeit, als es, zumal in der österreichischen Provinz, nicht einfach war, an Börne-Texte heranzukommen bzw. die Diskussion über Börne zu verfolgen. Wie kam also jemand aus Klagenfurt 1838/39 zu solchen, doch bemerkenswerten Positionierungen, die jenen Grillparzers – freilich dem Tagebuch vorbehalten gebliebenen – streckenweise in nichts nachstehen?

II.

Um auf die zuvor gestellten Frage eine Antwort zu finden, müssen wir zunächst einige Aspekte aus der Biographie dieses kleineren ‚Unbekannten' in Erinnerung rufen, die, wie bereits angedeutete, erstaunliche Parallelitäten zu Sealsfield aufweist. Vorweg ist allerdings festzuhalten, daß die Quellen- und in der Folge auch die Forschungslage hierzu recht lückenhaft, als unzuverlässige zu bezeichnen ist – es fehlt z. B. ein Nachlaß -, so daß manches im Bereich des Ungesicherten verbleiben wird, denn die z. T. autobiographisch strukturierten Pipitz-Texte aus den 40er Jahren sind doch insgesamt mit Vorsicht bzw. hinsichtlich des politischen und publizistischen Umfeldes auch strategisch motiviert zu lesen.

Zu den angesprochenen Parallelitäten: wie Sealsfield stammte Pipitz aus eher bescheidenen Verhältnissen sowie aus einem ländlichen Umfeld. Der Sohn eines Güterinspektors beim Grafen Peter Goess besuchte in Klagenfurt das Lyceum und wird in den erhalten gebliebenen Schulaufzeichnungen als überaus bildungsbeflissen und begabt eingeschätzt, was ihm den Beginn es Studiums ermöglicht.[4] Aufgrund prekärer familiärer Verhältnisse, konkret der Entlassung des Vaters, sah sich Pipitz allerdings gezwungen, nach einem Jahr juristischen Studiums in Wien dieses abzubrechen und in den Benediktinerorden im Stift St. Paul in Kärnten einzutreten. Pipitz verbrachte dort seit 1833 fünf Jahre (ähnlich Sealsfield in Prag), empfing die niederen Weihen, konnte sich offenbar weitgehend frei bewegen, hatte Zugang zur zeitgenössischen Literatur, Publizistik und Philosophie, darunter, so entsprechende Hinweise in autobiographischen Texten, zu Börne, Grabbe, Heine, Nestroy, Lenau,

---

3 *Fragmente aus Österreich*. Hrsg. von F. E. P[ipitz] Mannheim: Hoff, 1839, S. 221f. Künftig zit. mit Sigle *FaÖ*.

4 Zu Peter Goess (1774-1846) und dessen Karriere und Funktionen in der österreichischen Staatsverwaltung vgl. *Biographisches Lexikon des Kaiserthums Österreich*. Hrsg. von Constant v. Wurbach. 5. Theil, Wien, 1859, S. 245f.

Hegel, Saint Simon und selbst zu Fourier.[5] Trotz dieser geistigen Toleranz oder gerade als Folge dieser entschloss er sich 1838 – die letztlich ausschlaggebenden Motive bleiben wie bei Sealsfield im Unklaren und haben manche Spekulationen genährt – zur Flucht aus dem Kloster.[6] Im Unterschied zu Sealsfield hat diese Flucht keinen Skandal, keine steckbriefliche Verfolgung nach sich gezogen und für den künftigen Autor auch keinen Zwang zur Maskierung der Identität bedeutet. Das wichtige Erfahrungsspektrum zwischen Studium, Studienabbruch und Eintritt ins Kloster hat, verbunden mit zeitbezogenen Kommentaren und genreartigen Schilderungen (z. B. das Wiener Vorstadtleben betreffend) bereits 1842 in seine *Memoiren eines Apostaten*[7] Eingang gefunden.

Ähnlich, ja eigentlich rascher als Sealsfield, hat Pipitz umgehend nach seiner Flucht aus dem Kloster als literarisch-politischen Debut- bzw. Initiationstext eine kritische Abrechnung mit den kulturellen, intellektuell-politischen Verhältnissen und Denkweisen in Österreich vorgelegt. Noch 1839 erschienen die *Fragmente aus Österreich* in Mannheim, welche wohl das Eintrittsbillet in die liberalen Emigrantenzirkel in Zürich, wo Pipitz das darauf folgende Jahrzehnt verbrachte, bereitzustellen hatten.

In Zürich bzw. seiner Umgebung hätten sich zu dieser Zeit zweifellos Möglichkeiten geboten, die beiden Emigranten Sealsfield und Pipitz zusammenkommen zu lassen. Da stand zum einen die heftig geführte Debatte über die Berufung des Reformtheologen David Friedrich Strauß 1839/40 im Zentrum der öffentlichen Diskussion, die Sealsfield wie Pipitz von ihrer intellektuellen Formation her im Grunde interessieren mußte[8]. Pipitz hat sie jedenfalls in Aphorismen und Aufsätzen zum Gegenstand seiner Auseinandersetzung mit den Schweizer Verhältnissen gemacht[9].

---

5 Dazu: Wilhelm Baum: *Franz Ernst Pipitz (1815-1899). Persönlichkeit, Leben und Werke.* In: F. E. Pipitz: *Memoiren eines Ketzers.* Hrsg. von Wilhelm Baum. Klagenfurt: Hermagoras, 1991, S. 12.

6 Während Baum dafür auch sentimentale Erfahrungen veranschlagt (vgl. Anm 5), führt Pipitz in den *Fragmenten* eher seine philosophisch-intellektuelle Bildung an: „Ich habe dem Glauben meiner Kindheit entsagt, weil er gegen die Angriffe meines Verstandes nicht aushielt." (*FaÖ*, 112)

7 Nunmehr stark gekürzt zugänglich in der Neuauflage: *Memoiren eines Ketzers* (Anm. 5).

8 Vgl. Eduard Castle: *Der Große Unbekannte. Das Leben von Charles Sealsfield (Karl Postl).* Mit einem Vorwort von Günter Schnitzler. Hildesheim/Zürich/New York: Olms, 1993. Charles Sealsfield: *Sämtliche Werke. Supplementreihe* Bd. 1, S. 438.

9 Vgl. [F. E. Pipitz:] *Bücher und Menschen. Vom Verfasser des „Jakobiner in Wien".* Herisau: Verlag des literarischen Instituts, 1846, bes. die Abschnitte „Aphorismen über Staat und Kirche zunächst in der Schweiz" (1842, S. 25-30) sowie „Die streitende Kirche in der katholischen Schweiz" I, II (1844, S. 122-154).

Und da gab es zum anderen die Verlagsbuchhandlung von Friedrich Schulthess, die – für Sealsfield um 1835 bis 1840 etwa sowie ab 1843 dann für Pipitz – nicht nur eine wichtige Publikationsplattform war, sondern – dank ihres Engagements im politischen Leben der Stadt und ihrer Bedeutung als Zeitschriftenverlag – auch eine soziale und intellektuelle Drehscheibe gewesen sein muß. An Möglichkeiten, sich zu begegnen hat es also von den Voraussetzungen her gesehen, nicht gemangelt. Die bisher bekannten, zugänglichen Quellen bieten allerdings keinerlei Anhaltspunkte in diese Richtung, was freilich noch nicht heißen muß, daß die beiden sich nicht gekannt oder in irgendeiner Form wahrgenommen haben konnten. Bei derzeitigem Wissensstand ist jedoch eine bewußte wechselseitige Wahrnehmung als eher nicht gegeben anzusetzen.

III.

Der Grundtenor der in Zürich verfaßten, bearbeiteten bzw. veröffentlichten beiden Buchpublikationen *Bücher und Menschen* (1846) sowie *Verfall und Verjüngung* (1848), ist, das gleich vorweg, von seinem Debüttext *Fragmente aus Österreich* nachhaltig geprägt, weshalb eine Einbeziehung desselben (obwohl nicht in Zürich entstandenen) hier nötig erscheint. Formal gesehen handelt es sich dabei um einen Text, der sich im Fahrwasser der zeitbezogenen Literatur als Mischform, gattungsaufsprengend, stilistisch heterogen und einer zwischen literarischer und journalistischer changierenden Prosa mit lyrischem Anhang zuordenbar verstand: also dem Literaturverständnis, aber auch dem des Publizierens der ‚Jungdeutschen' nahe kam.[10] Die *Fragmente* setzen ein mit Tagebuchaufzeichnungen (1-20), gefolgt von Aphorismen (20-24), einer Sektion unter dem Titel *Literarisches* sowie der vom Gewicht her zentralen Sektion unter dem Titel *Politica* (51-250) und werden durch einen Gedichtteil („An Bertha") beschlossen (251-312). Ob dieser Struktur eine bewußte ästhetische Idee zugrunde liegt, eine spezifische Komposition und ‚Schreibart', welche ähnlich derjenigen von Heine oder Sealsfield über eine Verschränkung von Bericht- Kommentar- und Reflexionsform auf die sich anbahnenden Umbrucherfahrungen abstellt und dies über ein differenziertes sprach-ästhetisches Register zu markieren versucht,[11] drängt sich hier als Frage auf. Den ersten Indizien hierfür gesellen sich frei-

[10] Vgl. Helmut Koopmann: *Das Junge Deutschland. Eine Einführung.* Darmstadt: Wiss. Buchgesellschaft, 1993, S. 12f.

[11] Vgl. Wolfgang Preisendanz: *Heinrich Heine. Werkstrukturen und Epochenbezüge.* München: Fink/UTB, 2. verb. Aufl. 1983, v. a. seinen Beitrag: „Der Sinn der Schreibart in den Berichten aus Paris 1840-1843 ‚Lutezia", S. 69-98. Siehe auch Manfred Windfuhr: *Heine als Polemiker.* In: *Aufklärung und Skepsis. Int. Heine Kongress 1997 zum 200. Geburtstag.* Hrsg. von J. A. Kruse, B. Witte u. K. Füllner. Stuttgart: Metzler, 1999, S. 57-70, bes. S. 68, wo

lich bald Zweifel hinzu. Wohl finden sich Textstellen, die eine Nähe zu einem ästhetisch-operativen Textverständnis in den Raum stellen, etwa wenn er die Genialität Grabbes preist und zwar gerade mit dem Hinweis auf seine Regellosigkeit, die ihn zu „einer jener rätselhaften Erscheinungen an dem Himmel der Poesie" stempelten (*FaÖ*, 35) oder Textstellen, welche die subversive Pointentechnik Börnes nachahmen, doch gibt sich dabei zugleich eine gewisse Ratlosigkeit radikalen und innovativen ästhetisch-sprachlichen Formen gegenüber zu erkennen. Wenn es ein näheres Vorbild für den Text *Fragmente aus Österreich* gegeben hat, dann dürfte dieses wahrscheinlich der wenige Jahre zuvor erschienene Band *Bilder und Träume aus Wien* (1836) von Adolph Glassbrenner gewesen sein. Ihm sind nämlich folgende Anmerkungen in den *Fragmenten* gewidmet:

> Eine der besten Schriften, die ich je über Wien und Österreich las. Die Form erinnert an M. und H., eine liebliche Hülle neuer, pikanter und wahrer Gedanken. (*FaÖ*, 37)

Auch Anastasius Grüns *Spaziergänge eines Wiener Poeten* werden an mehreren Stellen als wegweisende Referenz angeführt und verweisen auf Pipitz' Anstrengung, Kritik durch ironische Markierungen sichtbar werden zu lassen: „Der Name Auersperg und die Dichtungen Grüns bilden einen der interessantesten Kontraste der neueren Zeit: möchten recht viele nachfolgen, denn Oesterreich bedarf ihrer" (*FaÖ*, 40) oder, gewissermaßen bilanzierend und den letzten Abschnitt der Sektion ‚Politica' einleitend:

> Seit dieses Buch wie ein Blitz die Dunkelheit zerriß, welche auf Oesterreich ruhte, wurde es zwar nicht heller, aber man sah die Finsterniß besser. (*FaÖ*, 219)

Daß Pipitz jedenfalls aufmerksam die – meist kritischen und außerhalb von Österreich verlegten – Austriaca-Texte registrierte und sie mit seinen eigenen Überlegungen verknüpfte, legen nach diesem Bekenntnis die wiederholten Befassungen (vorwiegend in Form von Rezensionen) mit dieser Textsorte nahe. Unter anderem besprach er für die weit verbreiteten *Blätter für literarische Unterhaltung* die dritte Auflage von Viktor von Andrian-Werburgs *Österreich und dessen Zukunft* (1843), dem er eine enorme Sprengkraft zusprach und eine Art Bilanz im einschlägigen Textfeld:

> Nie waren die Zustände des Kaiserstaates einer schonungslosern Kritik unterworfen, nie die Gebrechen, die ihnen ankleben, ungescheuter enthüllt, nie war einer Regierung, die jeden Zweifel an ihrer Unfehlbarkeit fast wie ein Verbrechen betrachtet ein längeres Sündenregister vorgehalten […]. (*VuV*, 130)

Folglich waren nahezu alle seiner Texten in *Verfall und Verjüngung* deutschen und schweizerischen Österreich-(Reise)Texten gewidmet sowie literarischen, geschichtlichen, administrativ-politischen Reflexionen, vor allem letztere, über ‚österreichi-

---

Windfuhr meint, daß Heines Polemiken stets „mit wichtigen Weichenstellungen in ästhetischen und politischen Grundsatzfragen" zu tun haben.

sche Verhältnisse'. In einem dreiteiligen Beitrag ‚Stimmen über Österreich', eine Kompilation aus verschiedenen für Zeitschriften (*Morgenblatt* u. a.) verfaßten Besprechungen, kommen dabei nicht weniger als 25 Austriaca-Texte aus dem Zeitraum 1840-47 in den Blick. Insgesamt gesehen, also über diese ‚Stimmen' hinaus, reichte der Bogen von der Kenntnis der Österreichkritik in den Essays und Paris-Briefen von Ludwig Börne (die freilich nie präzise benannt werden) über Anastasius Grün, Heinrich Heine und Adolph Glassbrenner zu Andrian-Werburg, Franz Schuselka, Franz Wiesner und Joseph Tuvora, schloß aber auch die Kenntnis affirmativer oder zumindest problematischer Texte wie jener von Wolfgang Menzel, Anton Gross-Hoffinger, Friedrich Hurter und Francis Trollope ein.

Gemeinsam mit Aufsätzen, die ebenfalls *in nuce* oder weitgehend bereits in den *Fragmenten* skizziert bzw. enthalten sind, bilden sie – später mehrmals nachgedruckt und wiederverwertet – den engeren Austriaca-Bestand, jene Textmenge, die hier im Vergleich zur Sealsfieldschen *Austria as it is*-Schrift zur Diskussion gestellt werden kann.

Grundsätzlich taucht dabei die Frage auf, was ließ sich denn nach einem Jahrzehnt intensiver Auseinandersetzung mit dem Metternichschen Österreich in der deutschsprachigen literarischen Publizistik noch sagen; ja gab es überhaupt noch Spielräume nach Sealsfield, nach Börnes *Briefen aus Paris*, nach Glassbrenners *Bilder und Träume aus Wien*, um nur die wichtigsten zu nennen? Und nutzt Pipitz die ihm offenbar zugänglichen Medien, d.h. vor allem die bereits genannten Journale, um sein Material – das im Grunde über Jahre hinweg das gleiche bleibt – auch medien- und damit zeitbewusst und reflektiert an die Leser zu bringen?

Mit dem ersten Aspekt dieser Fragestellung, d.h. nach den Spielräumen einer Österreich-Kritik – setzte sich der Verfasser schon in seinem *Fragmente*-Vorwort auseinander, wenn er darauf zu sprechen kommt, daß die „Anhänger der alten Ordnung" sich mittlerweile „umsonst" zu einer „Phalanx geschaart" hätten (*FaÖ*, VII) gegen ihre auf die Zukunft setzenden Gegner. Denn diese Konstellation sei nicht mehr auf das Metternich-Österreich begrenzt, sondern, mit klarer Referenz auf zeitgenössische kritische Diskurse, zu einer europäischen Frage geworden, an der auch der „jungfräuliche [sic!] Boden" dieses Reiches, d.h. die junge Generation, mitwirken werde:

> Oesterreich hat schon lange das Recht verloren, auf den Namen des europäischen China oder Paraguay Anspruch zu machen […]. (*FaÖ*, IX)

Pipitz präsentiert sich also bereits im Vorwort als Stimme der Zukunft, die quasi gezwungen sei, sich mit den Mißständen, über die „der ausgestreute Samen", die anstehende Zukunft hinwegfegen werde, auseinanderzusetzen; er formuliert gleichsam einen späten, nochmaligen Appell an den josephinischen Reformgeist, indem er die Hoffnung ausspricht, „eine so besonnenen und kluge Leitung [>so< bezieht

sich auf die Bereitschaft zur Reform] werde endlich einsehen, daß man die Forderungen der Zeit nicht ungestraft abweisen darf." (*FaÖ*, X).

Insgesamt hinterläßt die Lektüre dieses Textes einen eher zwiespältigen Eindruck. Auf der einen Seite formuliert Pipitz scharf, witzig, subversiv und politisch weitsehend die österreichische Misere, auf der anderen zieht er sich auf das Terrain des resignativen Lamento zurück. Um es mit Beispielen auszuführen: jener witzig-subversive Zug kommt etwa zum Vorschein, wenn Pipitz die Lüge als das tragende Phänomen des privaten wie des öffentlichen Lebens herausstreicht – „Unser Privat- wie unser öffentliches Leben ist größtentheils auf Lügen basirt, und wir haben uns an den Zustand der Dinge so gewöhnt, daß wir große Augen machen, wenn die Wahrheit da oder dort hervortritt." (*FaÖ*, 190, diese Passage findet sich fast wortidentisch im Abschnitt >Österreichisches Glück< in *Verfall und Verjüngung* wieder, wird dort aber prominenter, nämlich als zweites Textstück im Band platziert, *VuV*, 2f.) – oder dort, wo durch die Abschaffung der Erbgesetze gerechtere und in die Zukunft weisende Verhältnisse herbeigeführt werden könnten, ermögliche nämlich eine solche Abschaffung „Neuverteilung von Adelsvermögen" (*FaÖ*, 53f.). Auch das Zitat offenbar gängiger Volkstheater-Couplets und damit der Hinweis auf einen unter der ruhigen Oberfläche gärenden Bewußtseinsstands in einer disziplinierten, aber nicht völlig desinteressierten Öffentlichkeit, markiert jene tendenziell kritische Schiene:

> Larifari sagt er, / Carbonari, sagt er, / Wer sich's denkt, sagt er, / Wird nicht g'henkt, sagt er, / Wer viel schreit, sagt er, / Ist nicht g'scheidt, sagt er, / Denn der Spielberg, sagt er, / Ist nicht weit. (*FaÖ*, 74)

Spricht Pipitz demnach in manchen Passagen strukturelle Mißstände an, so nimmt er hinsichtlich möglicher Reaktionen darauf seinen analytischen Mut und Witz gleich wieder zurück, delegiert ihn in die vage Erwartung einer Intervention von Außen:

> Wenn ich so das Treiben in Oesterreich betrachte, gebe ich fast alle Hoffnungen auf, außer es gefällt der obersten Weltbehörde, uns einen tüchtigen, das Oberste zu unterst kehrenden Krieg oder einige Regenten wie Joseph II., aber nicht ganz so wie diesen zu schicken. (*FaÖ*, 57)

Auf einem anderen Weg als jenem einer verordneten Änderung von Oben kann sich Pipitz nämlich eine Änderung der Verhältnisse kaum vorstellen, womit seine Analyse im Gedankenspiel stecken bleibt, ja die Alternative einer Veränderung „von unten" unmißverständlich und ohne weitere Begründung verwirft:

> In einem aus so vielen einander anfeindenden, an Sprache, Sitten und Bedürfnissen ganz verschiedenen Völkerschaften conglommerirten Reiche ist an ein Revolutionniren von unten nicht zu denken, der Impuls muß von oben kommen. (*FaÖ*, 60)

Oder um es nochmals zuzuspitzen: solidarisiert sich Pipitz auch mehrmals mit Börne und seinem aufrechten Gang ins Exil (was öffentlich nur wenige taten), so deklariert er sich in den Schlußpassagen als „ein ebenso guter Anhänger des monarchischen Prinzips, als jene, die ihm als Minister dienen". (*FaÖ*, 222), was Börne vermutlich dazu verleitet hätte, ihm – wie anderen – mit dem Vorwurf zu bedenken, „zwei Rücken" zu haben, zwei so unvereinbare Positionen wie Absolutismus und Jakobinismus zusammendenken zu können.[12] Pipitz bemüht sich zudem in dieser Passage, eine der gängigen ironischen Metternich-Zeichnungen, jene vom Spinnenbild, zu entkräften:

> Ich bin endlich überzeugt, daß der Fürst Metternich keine Spinne ist, die in der Staatskanzlei lauert, um die Mücken zu fangen und zu verspeisen, die sich in ihr Netz verfliegen. (*FaÖ*, 225f.)

Immerhin legte er sich und zudem offener als die meisten seiner Zeitgenossen, die Österreich ebenfalls verlassen hatten oder anonym sich mit ihm auseinandersetzten, die Frage vor, ob dieser Staat noch durch Reformen zu retten sei, oder ob er letztlich ins Chaos einer Revolution stürzen werde.

Neben der zitierten Präferenz für reformerischen Umbau – vermutlich auch durch die Pipitz entmutigende Resonanz auf seine publizistischen Texte herbeigeführt und gerade um 1848 in *Verfall und Verjüngung* an einer Stelle sehr klar ausgesprochenen Rückkehrsehnsucht: „Ach wäre ich daheim geblieben." (*VuV*, 4) – sind natürlich jene Kapitel bzw. Einzelessays von Interesse, welche sich mit dem intellektuell-literarischen Leben auseinandersetzen und eine vergleichende Lektüre mit Sealsfields *Austria as it is* erlauben. Im besonderen sind dies die Abschnitte über die Zensur, das Schulwesen, die zeitgenössischen Journale sowie die Wahrnehmung Österreichs durch Stimmen von außen.

Hinsichtlich des Schul- und Bildungswesens vertreten beide, Sealsfield und Pipitz, ähnliche Positionen; beide beklagen die zentralistische Struktur, die starren Lehrpläne, die Religionslastigkeit, d. h. das Gewicht des katholischen Klerus, ferner die Lehrpläne und deren Inhalte und die geringen Qualifikation der Professoren. Während es bei Sealsfield heißt, „freies geistiges Arbeiten ist vollständig unmöglich, ja es ist den Professoren sogar verboten"[13] (*A*, 58), legt Pipitz den Akzent auf fragwürdige Besetzungsverfahren, denn dabei würden „literarischer Ruf und Kenntnisse

---

12 Ludwig Börne: *Briefe aus Paris*. Hrsg. von Alfred Estermann. Frankfurt/M.: Insel, 1986. Vgl. bes. den 109. Brief vom 25. Februar 1833, S. 707-713, in dem Börne Heines *Französische Zustände* als unglaubwürdig, ja opportunistisch attackiert (bes. S. 711).

13 Zit. nach: Charles Sealsfield: *Österreich wie es ist*. Hrsg. bearb., übers. und mit einem Nachwort versehen von Primus-Heinz Kucher. Wien: Böhlau, 1997 (Leseausgabe), S. 58, künftig zit. mit Sigle *A* und Seitenangabe.

nicht beachtet, sondern Protektionswesen auf der einen und Kriecherei auf der anderen Seite." (*VuV*, 29). Frappierend ist dabei auch, daß Pipitz das bereits bei Sealfield präsente Bonmot von Kaiser Franz über die Qualifikation seiner Professoren aufgreift, ausgesprochen 1820 in Prag, wo er meinte, er wolle, „daß die Untertanen alles lernen, was [...] sie dazu führt, meiner Person und dem Glauben treu anzuhängen" (*A*, 55). Pipitz schloß 1839 sein Kapitel über die Zensur mit eben diesem Bonmot, das bei ihm auf den knappen Ausspruch zusammengezogen wurde: „Ich brauche keine Gelehrten, sondern gute Unterthanen." (*FaÖ*, 154; in *VuV* wird dieses Zitat in die Besprechung des Reisetextes *Ausflug nach Wien und Preßburg im Sommer 1839* des konservativen Schweizer Publizisten Friedrich Hurter integriert (S. 69).

Eine weitere auffällige Parallelität besteht im Verweis auf Bolzano und dessen Enthebung vom Prager Lehrstuhl, die bei Sealsfield wie bei Pipitz (*VuV*, 32) als symptomatisch für den Umgang mit Intellektuellen gesehen wird. Auch der Despotismus-Stempel rückt die beiden Texte in ein Näheverhältnis, wobei Pipitz am deutlichsten in der Besprechung des Bandes von Aldolf Wiesner *Denkwürdigkeiten der österreichischen Censur, vom Zeitalter der Reformation bis auf die Gegenwart* (1847) diese Auseinandersetzung entwickelt.[14] Die Praxis der Zensur wird von beiden, Wiesner wie Pipitz, eingebettet in einem historischen Rückblick, zu einem vorrangigen Ausweis despotischer Herrschaftsform:

> Wir blicken da in eine wahre Folterkammer des Despotismus voll Fußangeln, Daumschrauben und spanischen Stiefeln für Alle, die sich mit dem geschriebenen Wort befassen. (*VuV*, 139)

Dementsprechend sei der Zustand der österreichischen Literatur, der Zeitschriften und Journale, die „eigentlich kein Recht aufs Dasein haben und nur auf Duldung Anspruch machen dürfen, solange sie sich angemessen aufführen" (*VuV*, 87), weshalb „die Literatur [] ihrer nicht [bedarf]" (*VuV*, 87) und dieses Spektrum – mit den Wiener Jahrbüchern an ihrer Spitze – „keinem wahrhaften Bedürfnisse der Zeit" (*VuV*) entsprächen und letztlich nur L. A. Frankls *Sonntagsblättern* „günstiger Fortgang zu wünschen" sei (*VuV*, 92).

Diese beiden ähnlich strukturierten Abschnitte und Akzente legen eine zumindest vage Kenntnis des Sealsfield-Texte nahe, der allerdings Mitte der 1840er Jahre kaum mehr, auch unter den österreichischen Emigranten, zirkulierte. Belege hierfür existieren nicht, nur Vermutungen, wie z. B. die Rezensionstätigkeit, welche anzeigt, daß Pipitz aufmerksam die kritischen Österreichtexte, freilich vorwiegend deutschsprachiger Natur, registriert hat.

---

[14] Diese Rezension ist Teil der mehrteiligen Austriaca-Besprechung *Stimmen aus Österreich*, I-III, in: *VuV*, S. 98-158, bes. S.138ff.

IV.

Worin unterscheiden sich die beiden Österreich-Kritiken und Kritiker? Während Pipitz und seine Texte an einzelnen Stellen zwar pointierte und mitunter ungewöhnlich scharfe Formulierungen aufweisen, auch präziserer Informationen anbieten, z. B. wie zuvor angedeutet über die zeitgenössischen „Journale", deren Vorzüge (wenige) und Schwächen (viele),[15] so erweisen sich jene, versucht man eine Bilanz zu ziehen, doch als nicht ebenbürtig. Vor allem mangelt ihnen trotz erstaunlich direkter Kritik im Detail an konkreteren politisch-intellektuellen Perspektiven sowie an einer Referenz, wie sie Sealsfield gleich zu Beginn seines Textes mit England, dem „Bollwerk der Freiheit" (*A*, 25) als Kontrastraum zu den mitteleuropäischen Kleinstaaten, zu Österreich und den despotischen Herrschaftspraxen einführt.

Mit Zürich hätte sich Pipitz zweifellos im kleineren Maßstab eine solche Referenz angeboten: eine – hinsichtlich des öffentlichen Lebens im Vergleich zu seinen österreichischen Erfahrungen – doch offene Stadt im einzigen republikanischen, liberalen Staat Europas. Und Zürich war immerhin die Stadt, die vor ihm Georg Büchner Asyl geboten hat und zahlreichen politischen Flüchtlingen nach ihm.[16] Insofern hätte sie ihm, Pipitz, wie wenige Jahre zuvor Paris Börne „ein aufgeschlagenes Buch" [17]sein können, in dem zu lesen auch bedeuten hätte müssen, ihre strukturellen Besonderheiten und Differenzen wahrzunehmen, vor allem in Relation zu jenen Räumen, aus denen er geflohen war. Davon ist freilich in den publizierten Texten von Pipitz wenig aufzufinden. Was ihn weiters von Sealsfield unterscheidet ist der Umstand, daß Sealsfields kritische Reiseprosa als Schwellenprosa, ästhetisch wie in ihrer politischen Richtung, aufgefaßt werden kann, d. h. daß sie trotz ihrer Anleihen bei traditionellen Bauformen und argumentativen Techniken abschnittsweise auch das Terrain des Literarischen betritt, Kritik mit Narration und Reflexion zu verbinden sucht, eine Technik, die in den nachfolgenden Romanen und Reisebildern zu einem tragenden ästhetischen Konzept weiterentwickelt werden konnte, während Pipitz – so die vorliegenden Einschätzungen zu seinem *Jakobiner*-Roman – vielmehr auf bekannte, triviale Muster (Geheimbund-Roman, Ste-

---

15 Vgl. den Abschnitt *Einige Worte über und an die österreichischen Journale*. In: Ebd., S. 87-98.

16 Vgl. *Zuflucht Schweiz. Der Umgang mit Asylproblemen im 19. und 20. Jahrhundert*. Hrsg. von Casten Goehrke u. Werner C. Zimmermann. Zürich: Rohr, 1994.

17 Vgl. Mark M. Anderson: *Börne, der Print-Kapitalismus und die imaginäre Heimat*. In: *Ludwig Börne. Deutscher, Jude, Demokrat*. Hrsg. von Frank Stern u. Maria Gierlinger. Berlin: Aufbau, 2003, S. 118-136, bes. S. 120.

reotypisierungen, de Sade-Anleihen hinsichtlich des Zusammenhangs von Gewalt und Libertinage) zurückgriff.[18]

Was beide verbindet und in unterschiedlicher Weise die Misere österreichischer Intellektueller und Schriftsteller (auch) im Exil kenntlich macht, ist ihr Versagen angesichts der Herausforderung von 1848/49. Beiden hätte der revolutionäre Kontext in Europa die Möglichkeit geboten, sich als öffentliche Instanzen klarer zu positionieren und dies auch in ihr jeweiliges literarisch-publizistisches Schaffen zu integrieren. Pipitz hat dies in seinem Band *Verfall und Verjüngung* ansatzweise wohl versucht, aber dabei das Potential, das in seiner fast sechzig Druckseiten umfassenden Sammelbesprechung zu kritischen wie affirmativen zeitgenössischen Österreich-Texten, angelegt war, eigentlich leichtfertig verspielt, indem er diese *Stimmen aus Österreich* perspektivenlos ausklingen ließ. Nur kurze Zeit nach der Niederwerfung der Revolution besann sich Pipitz auf die von ihm zuvor noch denunzierte Tugend der opportunistischen Lebenslüge und kehrte, mit einem Amt begnadigt, nach Wien zurück. Sealsfield hat bekanntlich diese Option seit 1826 nicht mehr ins Auge gefaßt, aber sich ebenfalls auf die neuen Verhältnisse um und nach 1848 nicht mehr einstellen können. Dem „vollendetsten Despotismus", auf den Sealsfield im Schlußsatz seiner *Austria as it is*-Schrift Österreich zutreiben sah, hatte er, der einmal das „zornvollste Buch" (L. A. Frankl) gegen dasselbe vorgelegt hatte, dann nichts mehr entgegenzusetzen, als es wahrscheinlich am nötigsten gewesen wäre.

[18] Vgl. Werner M. Bauer: *Österreichische Vormärzprosa und spätaufklärerische Tradition. Beobachtungen zu Franz Ernst Pipitz: Der Jakobiner in Wien (1842)*. In: *Die österreichische Literatur: Ihr Profil im 19. Jahrhundert (1830-1880)*. Hrsg. von Herbert Zeman. Graz: Akademische Verlagsanstalt, 1982, S. 365-379. Dazu auch H. Lengauer: *Der diskrete Charme* (Anm. 1), bes. S. 75.

Claudia Schweizer

„Segen über Dich, mein Böhmen, reichen Segen über Dich!“

Böhmische Vormärzliteratur nach Carl Anton Postl (Charles Sealsfield)

Die Literatur des böhmischen Vormärz, die zwischen 1815 und 1848 entstand, unterscheidet sich von jener der meisten anderen Länder vornehmlich in zwei Punkten. Einmal erschien sie zweisprachig, deutsch und tschechisch, was auf die besondere ethnische Konstellation Böhmens zurückzuführen ist. Wie bekannt, vereinte Böhmen noch bis nach dem Zweiten Weltkrieg sowohl Deutsche als auch Tschechen. Diese beiden großen Gruppen lebten im Vormärz noch friedlich zusammen und teilten die patriotische Gesinnung ihres Habsburgischen Erbstaats. Sie bildeten zusammen ein Ganzes, zu dessen Charakteristik nicht jede ethnische Gruppe ihren Teil beitrug, sondern das als eine Nation in gegenseitiger Förderung im Laufe ihrer langen Geschichte gewachsen war. Damit beantwortet sich auch die von Antonín Měštan aufgeworfene Frage, ob deutsch schreibende Tschechen deutsche oder tschechische Schriftsteller wären.[1] Sie waren auf jeden Fall Böhmen, einerseits deutsch schreibende Böhmen, andererseits tschechisch schreibende Böhmen. Die deutschen und die tschechischen Böhmen lebten im selben, von beiden Seiten befruchteten kulturellen Umfeld, unter denselben politischen Vorzeichen und teilten dieselbe Geschichte.[2]

Damit komme ich zum zweiten Punkt. Als Provinz der österreichischen Monarchie stand Böhmen unter der Habsburger Krone. Die politischen Konsequenzen seines Status als österreichischer Erbstaat und damit als Protektorat hatte es ge-

---

1 Antonín Měštan: *Deutsch schreibende Tschechen: deutsche oder tschechische Schriftsteller*? In: *Deutschböhmische Literatur*. Beiträge der internationalen Konferenzen Olmütz, 13.-16. November 2000 und 25.-28. April 2001. Hrsg. von Ingeborg Fiala-Frst. Olomouc: Palacký-Universität, 2001, S. 109-115, hier S. 109.

2 Siehe dazu u. a. Claudia Fräss-Ehrenfeld: *Kurze Geschichte von Böhmen und Mähren*. In: *Kärnten und Böhmen, Mähren, Schlesien. Klagenfurt*: Hrsg. von Claudia Fräss-Ehrenfeld. Klagenfurt: Geschichtsverein für Kärnten, 2004, S. 379-416.

meinsam durch die Jahrhunderte seit 1526 getragen. Mit der Zentralisierungspolitik Josephs II. wurde dem Land die tschechische Sprache als Amtssprache untersagt, wodurch sich vor allem die Tschechen in Böhmen kulturell herabgesetzt fühlten. Während der französischen Expansionspolitik in den 1790er Jahren und den Napoleonischen Kriegen litten beide Teile des Landes zusätzlich unter der Ungewissheit, jemals an Frankreich zu fallen. Mit dem Wiener Kongress im Jahr 1815 schließlich durfte das gesamte Österreich zwar aufatmen, wenn es durch den Krieg auch schwere Verluste zu beklagen hatte, doch sah sich der regierende Kaiser Franz II. (I.) durch die Ereignisse um die Französische Revolution sowie die darauf folgende, unmittelbare politische Vergangenheit seines Reiches in dessen monarchischer Erhaltung bedroht und regierte daher die Habsburger Lande mit unerbittlicher Kontrolle und Umsicht. Der Rückschritt in einen Neoabsolutismus und die damit einher gehende Abkehr von den geistigen Werten der fortgeschrittenen Aufklärung war täglich spürbar. Ein aufkeimender Polizei- und Spitzelstaat war die Folge, der sich unter anderem in einer strengen Zensur sämtlicher ein- und ausgehender Schriften und Veröffentlichungen äußerte. Ein wissenschaftlicher Austausch mit dem Ausland wurde nur bedingt gestattet. Die Verbreitung aufgeklärter Schriften oder Ideologien wurden aufgespürt und gefahndet. Das Schicksal des 1820 exilierten böhmischen Mathematikers und Philosophen Bernard Bolzano (1781-1848) spricht – wie bekannt – ein beredtes Zeugnis der Zeit.[3] In Böhmen mußte diese Haltung nach der überstandenen josephinischen Politik wie auch nach der Napoleonischen Machtausübung auf Europa vor allem auf der tschechischen Seite, aber auch im böhmischen Adel schlechthin,[4] auf Mißmut stoßen, hatte doch noch Leopold II. (1747-1792) den Böhmen eine Lockerung der sprachlichen Unterdrückung in Aussicht gestellt.[5] Er starb jedoch schon nach zweijähriger Regentschaft, ehe Franz I. den Thron bestieg.

Für die böhmische Literatur hatte diese Entwicklung im Vormärz eine deutlichere Fokussierung auf die böhmische Geschichte zur Folge, in dessen Bemühen auch die Herausgabe einer umfassenden Quellensammlung, der *Monumenta Bohemica*, als ein Auftrag an das 1818 gegründete vaterländische Museum stand.[6] Die Tschechen rüsteten sich, um an kulturhistorischem Prestige gegenüber den Deutschböh-

---

3 Eduard Castle: *Der große Unbekannte. Das Leben von Charles Sealsfield (Karl Postl)*. Wien, München: Manutiuspresse, 1952.

4 Walter Zettl: *Die Problematik der beiden Volksgruppen in den Böhmischen Ländern im Spiegel der deutschsprachigen Literatur*. In: Fiala-Fürst (Hrsg.): *Deutschböhmische Literatur* (Anm. 1), S. 91-108, hier S. 94.

5 Claudia Schweizer: *Johann Wolfgang von Goethe und Kaspar Maria Sternberg – Naturforscher und Gleichgesinnte*. Münster und Wien: Lit, 2005, S. 44.

6 Zettl: *Problematik* (Anm. 4), S. 94.

men aufzuholen. Trotz dieser Gegenüberstellung im frühen 19. Jahrhundert, sollten sich die Gegensätze zwischen den beiden Völkergruppen erst nach der Märzrevolution im Zuge des sich manifestierenden tschechischen Nationalismus und im Gefolge des in Osteuropa um sich greifenden Panslavismus zuspitzen. Eine ausgezeichnete Übersicht und Interpretation zum Wandel der deutsch-tschechischen Beziehungen im Laufe des 19. Jahrhunderts mit besonderem Bezug auf die literarischen Auswirkungen der politisch untermauerten zunehmenden Spannungen zwischen den beiden nach wie vor in ein- und derselben österreichischen Provinz beheimateten Volksgruppen bietet Peter Becher.[7] Daraus geht deutlich hervor, daß bei aller vordergründigen deutsch-tschechischen Eintracht die Keime zu dem sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts sich dramatisierenden und erst mit dem Zweiten Weltkrieg vollends eskalierenden Zerwürfnis zwischen Deutschen und Tschechen bereits im böhmischen Vormärz gelegt wurden.

Zwischen 1820 und 1830 begannen sich mehrere tschechische Vertreter der gelehrten Welt zum Zweck einer sprachlichen Wiederbelebung und literarischen Entwicklung des Tschechischen in der *Matice Česká* zusammenzuschließen.[8] Dazu gehörten u. a. der bekannte Slawist *Josef Dobrowský* (1753-1829), der Naturforscher Ian *Svatopluk Presl* (1791-1849), der Philologe und Schriftsteller *Josef Jakob Jungmann* (1773-1847), der Historiker *František Palacký* (1798−1876), der Philologe und Schriftsteller, *Vacláv Hanka* (1791-1861) sowie der Übersetzer und Schriftsteller, *Wenceslaw Aloys Swoboda* (1791-1849). Dieser Zusammenschluß ein Schritt, der in der Retrospektive wesentlich folgenschwerer erscheint, als es die Tschechen im Vormärz zu hoffen und die Deutschen zu befürchten wagten. Ilse Seehase macht zu Recht darauf aufmerksam – im Einklang mit Palacký – daß jedoch die tschechische Sprache infolge ihrer sprachlichen Unterdrückung und infolge ihrer Verbreitung unter sozial ärmeren Schichten noch keine literarische Sprache war.[9] Nachdem unter den gebildeten Klassen Französisch die Kultursprache war, Deutsch die Amtssprache und tschechisch vornehmlich unter Dienstboten, Bauern, Mägden und Knechten gesprochen wurde, bedurfte die tschechische Sprache für den literarischen Gebrauch erst ihrer Ausdifferenzierung. Sie mußte sich erst stilistisch

---

7 Peter Becher: *Deutschböhmische Literatur*. In: *Böhmen im 19. Jahrhundert. Vom Klassizismus zur Moderne*. Hrsg. von Ferdinand Seibt. Frankfurt/Main: Propyläen-Verlag, 1995, S. 49-60.

8 Zettl: *Problematik* (Anm. 4), S. 92; siehe auch Antonín Grund: *La „Matice Česká"*. In: *Národní museum 1818-1848*. Prag: Selbstverlag, 1949.

9 Ilse Seehase: *Zur Veränderung der tschechisch-deutschen Literaturbeziehungen in der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts. Dargestellt am Beispiel Karel Havlíčeks*. In: *Literaturlandschaft Böhmen. Begegnung von Tschechen und Deutschen*. Hrsg. von Bernd Leistner. Lübeck/Travemünde: Ostsee-Akademie, 1997 (*Travemünder Protokolle. Berichte aus der Ostsee-Akademie*; 3), S. 57-71, hier S. 61.

entwickeln um den Anspruch eines literarischen Kulturträgers erfüllen zu können. Dies ist mit ein Grund, weshalb die Zahl der Übersetzungen aus dem Tschechischen ins Deutsche jene in umgekehrter Richtung übertraf. Dieses sprachliche Kulturgefälle bewog Hanka und Swoboda zur Fälschung einer vermeintlich mittelalterlichen tschechischen Handschrift – der *Königinhofer Handschrift* – die Swoboda aus dem Tschechischen ins Deutsche übersetzte. Der Schwindel blieb zunächst unbemerkt, in den 1860er Jahren wurde jedoch um die Echtheit der Schrift gestritten, und 1886 wurde sie endlich falsifiziert. Sie gilt heute als das Paradebeispiel eines bereits im Vormärz im tschechischen Volk schwelenden Sprachnationalismus, der den Ehrgeiz hervorbrachte, ein Zeugnis mittelalterlicher, tschechischer literarischer Wurzeln vorweisen zu können, mit einem begehrlichen Seitenblick auf die umfassende mittelalterliche Literaturgeschichte, deren sich die deutschen Nachbarn erfreuten. Die tschechischen Literaten des Vormärz waren auch eifrig bemüht, tschechische Volkslieder zu sammeln und zu verbreiten, so etwa František Ladislav Čelakovský (1799-1852). Ferner wurde tschechische und andere slawische Literatur ins Deutsche übersetzt, auch die Sonette von dem slowakischen Dichter Jan Kollar (1792-1853), eine Maßnahme, die der transkulturellen Verbreitung slawischer Literatur in den deutschen Raum bezweckte. Auf der deutschböhmischen Seite wurde im Gegenzug die Begeisterung für die Goethezeit, für die deutsche Romantik und für das junge Deutschland laut, was jedoch ihren Anteil am gesamtböhmischen Patriotismus nicht schmälerte. Neben den deutschen und den tschechischen Schriftstellern und Dichtern gab es noch eine dritte Gruppe von Literaten, die beide Seiten gleichermaßen schätzten, etwa der schon genannte Swoboda, aber auch – wie unten zu sehen sein wird – Simon Karl Machaczek (1799-1846).

Öfter als in dem deutschen Nachbarland sahen sich deutschböhmische Dichter genötigt, auf selbständige Veröffentlichungen zu verzichten und stattdessen ihre Werke in Journalen zu veröffentlichen. Das hatte zum Vorteil, daß sie sich nicht über die Ebene des Journals hinausgehend der Zensur stellen mußten, wodurch auch die Veröffentlichung der Beiträge schneller von statten ging. Zugleich hatte es jedoch den Nachteil, daß sie sich nicht in einem Umfeld vergleichbaren Umfanges wie jenes selbständiger Publikationen verbreiteten, was den Bekanntheitsgrad der einzelnen Schriftsteller schmälerte. Die 1827 gegründete *Monatschrift der Gesellschaft des vaterländischen Museums in Böhmen* bot sich als böhmisches Publikationsorgan für junge Dichter geradezu an, da es unter eine breit gefächerte Leserschaft verbreitet wurde, die sich für alles „Böhmische" – sei es Kunst, Wissenschaft oder Literatur – interessierte.

Im Folgenden werden anhand von Fallbeispielen die literarisch-kulturellen Tendenzen im Werk der deutschböhmischen Dichter sowie deren literarischer Stellenwert aufgezeigt. Es werden dabei vorwiegend die in der *Monatschrift* veröffent-

lichten Beiträge ins Auge gefaßt, die im Zeitraum zwischen 1820 und 1830 geschrieben wurden.

Der schon oben genannte *Wenceslaw Aloys Swoboda*[10] wurde in Navorov geboren. Er genoss seine Erziehung teils privat, teils in Jenschowitz und Reichenberg, erlernte hier auch die deutsche Sprache und legte seine Gymnasialprüfungen 1803/04 am Piaristengymnasium in Jungbunzlau ab. Auf den Abschluß seiner philosophischen Studien folgte das Studium der Rechte an der Universität Prag, das er jedoch abbrach und sich für das Lehramt entschied. Nach erfolgreichen Studien u. a. bei Bolzano erhielt er 1814 in Pisek seine erste Lehramtsstelle, wechselte ein Jahr später als Professor in die Humanitätsklassen nach Neuhaus, um schließlich 1821 ans Kleinseitener Gymnasium nach Prag berufen zu werden. Den klassischen Sprachen zugetan, betrieb Swoboda seine literarisch-übersetzende Tätigkeit zunächst in diesen, schuf jedoch im Laufe seines Lebens einen beträchtlichen Fundus an tschechischen Dichtungen. In deutscher Sprache erschienen seine Übersetzungen aus dem Tschechischen, so etwa die von Čelakowský gesammelten Volkslieder und die von Hanka gefälschte *Königinhofer Handschrift* (1819). Die in seinem letzten Lebensabschnitt unternommenen historiographischen Versuche erzielten nicht die erhoffte Rezeption. Die begonnene Darstellung der tschechischen Geschichte wurde durch Swobodas Hinschied jäh abgebrochen. Gerade aus dem letzteren Bemühen läßt sich auf das Ausmaß seines Patriotismus schließen, der sowohl seine Übersetzungen als auch die Thematik seiner deutschen und tschechischen Dichtungen und Schriften bestimmt. Die ersten Bände einer böhmischen Geschichte hatte nämlich Franz Palacký schon herausgegeben.[11]

Mit jenen Übersetzungen, die tschechische Werke ins Deutsche übertrugen, vermittelte Swoboda die tschechische Dichtung einem breiteren Zielpublikum und wies darauf hin, daß auch die tschechische Literatur auf dem Parkett der Weltliteratur einen verdienten Platz einnahm, der sich mit dem deutschen durchaus messen konnte. Diese Verfechtung erstreckte sich über den Rahmen der Literatur hinaus in die allgemein böhmische – und damit auch tschechische – Kultur. Landschaft, Geschichte, vergangene Zeitzeugen wie Schlösser, Schriften usw. im Kulturraum Böhmen sind Swobodas vornehmliche Themen seiner wenigen eigenen deutschen Werke. Besonders deutlich tritt dies in seinem Werk *Kleinskal* hervor. In einer minutiös einführenden Prosaschilderung, die stilistisch und thematisch an Stifter erinnert, verherrlicht Swoboda die böhmische Landschaft, beschreibt seitenweise die geographischen Zusammenhänge und die Schönheiten der Baukultur, die auf Fels

[10] Diese wie auch die folgenden Biographien sind aufgezeichnet in: Constantin von Wurzbach: *Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich*. Wien: Zamarski, 1878.

[11] Franz Palacký: *Geschichte von Böhmen. Größtenteils nach Urkunden und Handschriften*. Prag: Tempsky, 1845-1874.

gebauten Ruinen als Zeugen einer langen und reichen Vergangenheit, ehe er schließlich auf jenen im Titel benannten Ort, auf den sich Swobodas Schilderung zu bewegt, Schloß Kleinskal inmitten der felsigen Landschaft, zu sprechen kommt. Er beschreibt dessen vormaligen Besitzer als besonders kunstsinnig, verweist auf eine detailliertere, noch ausstehende Schilderung des Schlosses – und kommt dann bereits zum Ende seiner Ausführungen. Für diesen Schluß wählte Swoboda das Pathos einer Ode, um das, „was die Empfindung mir eingab beim Anblicke jener Felsenwunder“ [12] zum Ausdruck zu bringen:

> Zeugen des Schöpfungstags, ihr himmelan ragenden Felsen,
> Was von der Vorwelt Grau'n kündet dem Waller ihr an?
> Saget, was war? Wie wurde, was ist – Schon hör' ich die Antwort;[13]

Nun entspinnt sich ein fiktiver Dialog aus Frage und Antwort zwischen dem Vortragenden und den umgebenden Felsen, der eine Natur-, Kultur- und böhmische Allgemeingeschichte in einem umfaßt, mit dem Ziel, den Leser von den uralten Wurzeln des Landes und der Tapferkeit der Böhmen zu dessen Verteidigung zu überzeugen. Dieser Vergangenheitsbezug wird polarisiert durch den Ausblick in die Zukunft:

> Und was kündet ihr einst, ihr Zeugen unserer Tage,
> Sagt, was kündet ihr künft'gen Geschlechtern dereinst?
> Daß, wo der Meisten Herz verschrumpft war in kleinlicher Selbstsucht,
> Sich der seligen Schau hier hat ein Weiser gefreut,
> Daß an der Mutterbrust der Natur er freudig geruhet,
> Nicht nach betrüglichem Preis strebend im Weltengewühl.
> Und auch gut war Er, und gönnte dem pilgernden Bruder,
> All die selige Schau, die so erhebet den Geist,
> Welche die Allmacht hier vor dem Auge des Menschen gebreitet,
> Und sein fühlendes Herz deutend und adelnd erhob.[14]

Mit dieser indirekt vermittelten Gewissheit einer Fortsetzung von Böhmens Geschichte, allerdings mit Bezug auf die Erhabenheit der sprechenden Figur, endet die Ode.

In seiner historischen Ballade *St. Wenzel im Fürstenrathe zu Regensburg*[15] verherrlicht Swoboda den Heiligen Wenzel von Böhmen im in Regensburg abgehaltenen

---

12 Wenzeslaus Aloys Swoboda: *Kleinskal.* In: *Monatschrift der Gesellschaft des vaterländischen Museums in Böhmen* 1/6 (1827), S. 11-16, hier S. 14.

13 Ebd.

14 Ebd., S. 16.

15 Wenzeslaus Aloys Swoboda: *St. Wenzel im Fürstenrathe zu Regensburg.* In: *Monatschrift der Gesellschaft des vaterländischen Museums* 1/8 (1827), S. 10-13.

Fürstenrat. Die vier einzelnen Szenen bilden chronologisch und inhaltlich eine Kontinuität. Trotz ihrer zusammenhängenden Abfolge, unterscheiden sie sich jedoch erheblich in ihrer lyrischen Form. Zwar durchwegs gereimt, sind sie einmal ungegliedert, einmal in vierzeilige bzw. sechszeilige Strophen gegliedert, deren Versmaß mehrere Male von ihrem rhythmischen Duktus abweicht, dies im Gegensatz zu seinem *Eiserne*[n] *Hahn zu Raab*,[16] einer in sechszeiligen Strophen mit der Reimfolge *ababcc* gegliederten Ballade um den Krieg zwischen Muslimen und Christen, der mit dem Sieg der Christen unter dem böhmischen Fürsten Schwarzenberg endet.

Swobodas übriges literarisches Werk umfaßt neben zahlreichen Rezensionen die Balladen *Aglaja* und *Drahomira*, die Übersetzungen altböhmischer Sagen wie *Kassa und Biwoj, Horimir und sein Roß Šemik,* auch Übersetzungen von Werken Goethes und Schillers in die tschechische Sprache. Sein bekanntestes Drama ist *Elsbeth die Letzte des Geschlechts der Smiřicky*.

Gerade durch seine Übersetzertätigkeit darf Swoboda als wirksamer Förderer des kulturellen Transfers zwischen dem tschechischen und deutschen Kulturraum angesehen werden. Swobodas Vielseitigkeit, die sich in einer Verzettelung in zu viele literarische Gattungen, in seinem Kunstinteresse und besonders in seinen Übersetzungen manifestiert, wird jedoch als Ursache für das Fehlen einer deutlicheren Vertiefung in die eine oder andere literarische Richtung gesehen.

Von wesentlich nachhaltigerer Wirkung war das Werk von Karl Egon Ebert (1801-1882). Ebert wurde als Sohn eines Hofrathes im fürstlichen Haus des Karl Egon von Fürstenberg (1796-1854) geboren. Fürstenberg wurde sein Pate und Gönner. Eberts Lyriksammlung widmete der Dichter zur Gänze Fürstenberg. Sein Werk umfaßt Dramen, Lyrik und Erzählungen, wobei das Drama als seine schwächste Gattung gilt. Zu sehr läßt der Dichter seine Figuren sich in Betrachtungen verlieren, zu episch erstreckt sich ihre Rede, die die dramatische Spannung nicht aufrecht zu halten vermag. Thematisch widmete sich auch Ebert vornehmlich seiner böhmischen Heimat mit besonderer Berufung auf die böhmischen Sagen, jedoch unterstützte der Fürst von Fürstenberg die Finanzierung seiner Reisen in die Schweiz und nach Deutschland, was sich in seinem Werk da, wo es sich thematisch über die böhmischen Landesgrenzen hinaus erstreckt, niederschlägt. 1829 wurde Ebert von Fürstenberg zurückgerufen, wo er als Bibliothekar und Archivar seinen Lebensunterhalt erwarb und schließlich zum Hofrat avancierte. Nach des Fürsten Tod 1854 zog sich Ebert aus dem Berufsleben zurück und widmete sich vollkommen seinem dichterischen Werk. Eberts Dichtungen erfreuten sich der Rezeption über die böhmischen Landesgrenzen hinaus. Es ist unverkennbar, daß sich in ihnen auch der Einfluß der deutschen Romantik widerspiegelt, vornehmlich genährt durch seine

[16] Wenzeslaus Aloys Swoboda: *Der eiserne Hahn zu Raab*. In: *Monatschrift der Gesellschaft des vaterländischen Museums in Böhmen* 1/12 (1827), S. 3-5.

Liebe unter anderen zu Novalis und Goethe. Zudem stand er in Verbindung mit Johann Ludwig Uhland (1787-1862), Gustav Schwab (1792-1850), Nikolaus Lenau (1802-1850) und Gustav Pfitzer (1807-1890).

Auf eine in Böhmen gewaltige Rezeption stieß Ebert mit seinem in vierzeilige Strophen und jambische Verse gegliederten Epos *Wlasta*. Auch hier wird die Größe Böhmens historisiert in der Sage von der Amazone Wlasta, die sich nach dem Tod der mythischen Böhmenkönigin Libussa mit einem Staat von ihr ergebenen Frauen umgibt, sich in der Burg Dieain verschanzt und zum Kampf gegen die gesamte böhmische Männerwelt aufruft. Die Männer formieren sich ihrerseits hinter dem böhmischen Herzog, stürmen die Burg Dieain und bringen nach erbitterten Kämpfen schließlich Wlasta zu Fall. „Als Weib empfand sie, sterbend als Mann", läßt Ebert den Herzog, über die tote Titelfigur gebeugt, sprechen, „den Jungfraunleib bewohnt ein Geist des Helden." Den Anlaß zu dem Epos nennt Ebert in dessen Eingang, der sich in einen Hegelschen dialektischen Dreischritt gliedert. Auf die These der ersten vier Strophen, die die große Vergangenheit des böhmischen Vaterlandes besingen, folgt eine Antithese aus sechs Strophen, die das Grausame, Blutrünstige, den bezwingenden Kampf gegen Feindliches in dieser böhmischen Vergangenheit schlechthin benennen und zugleich die Rechtfertigung einer Dichtung zu deren Ruhme in Frage stellen. Der Eingang gipfelt und schließt in einer dreistrophigen Synthese und Erkenntnis, daß Großes, Mächtiges nur wiederum Gewaltiges in seiner ganzen Begrifflichkeit hervorbringen kann, und rehabilitiert auf diesem Wege das Gewissen des Dichters. Ein jeder der in *Wlasta* thematisierten Gesänge beginnt mit einer böhmischen Stimmungslandschaft, in die sich das Geschehen einbettet.

Die Besingung der Größe erinnert nicht nur an Schillers Dramen, sondern in seiner Ausformung in Gewalt und Kampf ebenso an die mediaevistische deutschsprachige Epik, an die hier angelehnt wird. Diese Nachdichtung mittelalterlicher, germanisch akzentuierter Gewalt kann wiederum als ein Hinweis auf die kompetitive Haltung der Böhmen gegenüber den literarischen Wurzeln ihrer deutschen Nachbarn gelten.

Unter Eberts Werken ragt das in Blankverse gefaßte dramatische Gedicht *Bretislaw und Jutta* heraus. Dieses geht auf den im 11. Jahrhundert herrschenden böhmischen Herzog Břetislaw I., zurück, der versucht hatte, ein großslawisches Reich unter der Führung Böhmens aufzubauen, dies wohl als eine Kompensation der bislang geübten Unterordnung unter das Heilige Römische Reich Deutscher Nation. Eberts Lyrik, etwa *Herz und Blume*, ist in Volksliedzeilen gefaßt und rankt sich um menschliche Stimmungslagen. In der in vierzeilige Strophen gegliederten Ballade *Eine Vision am Wissehrad* steht neuerlich die Historisierung des böhmischen Vaterlandes im Vordergrund. Wie auch in der Einleitung zu *Wlasta*, erscheint die Vergangenheit als ein visionäres Geschehen. Libussa und Primislaus erstehen als tote Gestalten aus ihren Gräbern und besingen die böhmische Ahnenzeit. Der Verdichtung

der Schilderung in der Zahl und Abfolge der Ereignisse verrät sich die Dauer der Gesamthandlung, die auf weit zurückliegende historische Wurzeln Böhmens schließen läßt. Die Ballade endet in Libussas prophetischer Verherrlichung der Zukunft eines Böhmens, das „die Zeit bezwingt“[17] und in Ewigkeit fortlebt. In der Ballade *Frau Hitt*, die auf eine Tiroler Volkssage zurück greift, überschreitet Ebert die Grenze Böhmens. Einmal mehr in vierzeilige Strophen faßt er die Sage, die die reiche Herrin Frau Hitt durch den Fluch einer Bettlerin zu Stein werden läßt als Folge ihrer Unerbittlichkeit, ihres Hochmuts und ihrer Verachtung der Bedürftigen gegenüber. Damit gewinnt Eberts Lyrik die Dimension einer moralischen Instanz.

Wie Ebert thematisiert auch *Anton Müller* (1792-1858), Professor der Aesthetik und klassischen Literatur an der Universität Prag, vornehmlich die böhmische Geschichte. Er wurde im böhmischen Oschiz geboren und studierte nach seinem GymnasialAbschluß an der Universität in Prag klassische Philologie und deutsche Literatur. Nach einigen Unterrichtsjahren am Gymnasium in Gitschin erhielt er eine Professur für Ästhetik und klassische Literatur an der Universität Innsbruck. Diese Lehrkanzel behielt er bei, bis ihn ein Ruf an die Universität Prag erreichte, wo er bis zu seinem Tode lebte. Auf literarischer Ebene glänzte er mehr durch seine Rezensionen denn durch seine eigene Dichtung. Seine Kritiken beschränkten sich nicht auf den Bereich der schönen Literatur, sondern umfaßten ebenso die Künste und die Musik. Müller veröffentlichte sie vornehmlich in der Zeitschrift *Bohemia*. Sein eigenes literarisches Werk, wovon er manches in der *Monatschrift der Gesellschaft des vaterländischen Museums in Böhmen* publizierte, nahm Bezug auf die böhmischen Sagen, so etwa die Balladen *Horimir und sein Knecht Šemik* (1827), die inhaltlich wie stilistisch deutlich an das serbische Heldenlied *Der Tod des Kralewić Marko* anklingt, oder *Kaša und Biwoj*. Ebenso finden sich kulturtheoretische Abhandlungen, wie etwa *Über das böhmische Volkslied*, die nur den Auftakt zur Vertiefung in die tschechische Poesie bilden. Müller vollendete nur ein einziges Drama, *Sokrates Tod*.

Müllers Werk ordnet sich vollkommen in den böhmischen Patriotismus der Zeit ein. Seine wohl bekanntesten lyrischen Dichtungen, auf die daher hier näher eingegangen wird, sind *Horimir und sein Roß Šemik*[18] und *Kassa und Biwoj*[19]. *Horimir und sein Roß Šemik* ist eine Ballade aus inhaltlich aufeinander folgenden, in Blankverse und unterschiedlich langen Strophen gefaßten Szenen, die eine altböhmische Sage nachdichten. Durchgehend konsequent ist das trochäische Versmaß, das sich

---

[17] Karl Egon Ebert: *Vision am Wissehrad*. In: *Monatschrift der Gesellschaft des vaterländischen Museums in Böhmen* 1/7 (1827), S. 3-5, hier S. 5.

[18] Anton Müller: *Horimir und sein Roß Šemik, in vier Romanzen*. In: *Monatschrift der Gesellschaft des vaterländischen Museums in Böhmen* 1/2 (1827), S. 3-18.

[19] Anton Müller: *Kassa und Biwoj, nach einer alt-böhmischen Sage*. In: *Monatschrift der Gesellschaft des vaterländischen Museums in Böhmen* 1/10. (1827), S. 3-29.

durch alle vier Szenen – Müller nennt sie Romanzen – hält. Die Sage handelt von dem Ritter Horimir, der sich Zlatislaw von Přibram zum Feind gemacht hatte und nun von diesem verfolgt wird. Zlatislaw zündet Horimirs Haus an, dessen Knechte verbrennen. Die Folge ist die Gegenrache Horimirs, der mit seinem Ross Šemik gegen Přibram zieht und seinerseits Zlatislaws Güter und Knechte in Brand steckt. Woywod Křesomysl verfügt über Horimir die Todesstrafe durch das Schwert. Diesem gelingt auf seinem Pferd die Flucht, wobei jedoch Šemik tödlich verunglückt. Der von Horimirs Flucht beeindruckte Křesomysl begnadigt ihn indessen und schenkt dem verzweifelten, um sein Ross trauernden Horimir ein neues Leitpferd. Šemik aber vergaß Horimir nie mehr. Goethe, der die *Monatschrift* rezensierte, äußerte eine Parallele zu der altserbischen Sage *Der Tod des Marko Kralewitsch*, womit sich für ihn einmal mehr die bekanntlich von ihm vertretene motivische Verwandtschaft der Nationalliteraturen untereinander bestätigt, die in der gemeinsamen, archetypischen Wahrnehmung der Welt durch die einzelnen Völker ihre Wurzeln hat und in die Wesenheit von *Weltliteratur* einmündet.

Ähnlich gegliedert und identisch in ihrem Versmaß ist die Ballade *Kassa und Biwoj*, die in fünf Szenen gestaltete Nachdichtung einer weiteren altböhmische Sage, diesmal um den Kreis der Libuša, der mythischen Stammmutter des böhmischen Přemyslidenstammes. Die Sage handelt von der Liebesgeschichte zwischen dem Ritter Biwoj und Libušas Schwester Kaša. Inhaltlich an den deutschen Minnesang erinnernd, in dem der umwerbende Mann seiner *frouwe* erst seine Stärke und Tapferkeit unter Beweis stellen muß, ehe sie ihn erhört, bewährt sich Biwoj heldenhaft in der Rettung der in eine Grube gestürzten Kaša. Charakteristisch böhmisch ist an der Sage, daß auch hier Libuša, die das Schicksal Böhmens gütig meisternde Amazone, die Fäden zur offiziellen Verbindung der beiden Titelhelden spinnt.

Müller – ähnlich wie Ebert – tritt aus der vormärzlichen deutschböhmischen Dichterrunde als überdurchschnittlich hervor. Seine Verse sind poetisch hochstehend in Wortwahl und Wendungen, die Form des Versmaßes ist dem Inhalt der Balladen adäquat.

Noch umfassender und allgemein bekannt ist das literarische Werk von *Wolfgang Adolph Gerle* (1781-1846). Gerles Dichtkunst reicht zurück bis in seine Kindheit, da er einen Roman schrieb, dessen Hauptfiguren Vögel waren. Ab 1814 besetzte der Dichter die Lehrkanzel für italienische Sprache am Musik-Konservatorium in Prag, die er zeitlebens beibehielt. Seine Werke erschienen nicht durchwegs unter dem Namen *Gerle,* bisweilen nannte sich der Dichter auch *Konrad Spät genannt Frühauf* oder *Gustav Erle.* In der Befürchtung eines von Not geprägten Alters nahm sich Gerle im Alter von 72 Jahren in der Moldau das Leben.

Gerles Werk ist zu umfassend, um vollständig aufgeführt zu werden. Es läßt sich gliedern in Erzählungen, Dramen (Komödien und Trauerspiele) und sowohl historische wie gemischte Schriften. Unter den erzählenden Schriften gehen unter seinem echten Namen die *Böhmische*[n] *Märchen* (1817) hervor, ferner unter dem Na-

men *Conrad Spät genannt Frühauf* die *Historien und gute*[n] *Schwänke des Meisters Hans Sachs* (1818) und *König Artus und die Ritter von der Tafelrunde* (1824). Die Dramen brachten *Jaromir und Adalrich* (Tragödie), *Der Essighändler* (1812), *Das Liebhaber-Theater* (Lustspiel nach Van der Velde), *Das Mädchen von Gomez Arias* (Drama nach Calderon), u. a. Zu den historischen und gemischten Schriften sind zu zählen: *Vorschule der Aesthetik* (1805), *Historischer Bildersaal der Vorzeit Böhmens*, *Gemälde von Böhmen,* und *Böhmens Heilquellen* (1828).

Weniger durch selbständige literarische Werke als vielmehr durch Veröffentlichungen in Journalen tritt *Johann August Zimmermann* (1793-1869) ins Rampenlicht der deutschböhmischen Schriftsteller. So erschienen seine Werke außer in der *Monatschrift der Gesellschaft des vaterländischen Museums* auch in *Geist des Christentums* oder in der *Katholischen Viertljahrschrift.*

Zimmermann wurde in Bilin geboren. Er war insofern ein Deutschböhme, als sein Vater aus Sachsen in Böhmen eingewandert war und hier seine Wahlheimat gefunden hatte. Nach Beendigung seiner Gymnasialzeit in Prag, studierte Zimmermann Philosophie – u. a. auch bei Bolzano, dem er lebenslänglich verbunden war – sowie die Rechte, die er jedoch später nicht beruflich ausübte. Vielmehr folgte er Bolzanos Rat und nahm 1817 den Ruf als Professor an der Gymnasialoberstufe, den sog. Humanitätsklassen, in Iglau (Mähren) an. Seine Lehrtätigkeit setzte er in Pisek und auf der Prager Kleinseite fort. Hier widmete er sich vermehrt seiner literarischen, aber auch kulturellen Tätigkeit im Prager Kunstverein sowie an der Sophienakademie zur Emporbringung klassischer Musik in Böhmen. 1844 erfolgte Zimmermanns Versetzung an die kaiserliche Studienhofkommission nach Wien, wo er bis 1849 mitwirkte, sich aber dann in den Ruhezustand zurückzog und fortan teils in Wien teils auf dem schwiegervätерlichen Gute in Diewic lebte.

Der Dichter war ein Verehrer seines Vaterlandes und – angeregt durch *Joseph von Hormayer* (1782-1848) – poetisierte die Sage von der Heiligen Judmilla, ferner schrieb er die Tragödie des *Johannes Nepomucenus,*[20] die ursprünglich unter dem Titel *Wenzel IV.* mit dem Peiniger Johann Nepomuks in der Titelrolle geplant war. Zu nennen sind auch seine *Geistlichen Lieder* und sein *Romanzenkranz.* Seine Übersetzung tschechischer Volkslieder wurde zum Teil von *Václáv Tomášek* (1774-1850) vertont. Auch verfaßte er eine Verteidigungsschrift für Bolzano gegen die Anschuldigungen des Leipziger Philosophieprofessors *Wilhelm Traugott Krug* (1770-1842), die er unter dem Titel *Krug und Bolzano* veröffentlichte. Im Übrigen erhielten Zimmermanns philosophische Werke, die von einer scharfen wissenschaftlichen Denkweise zeugen, nicht jene positive Rezeption, die sie im Grunde verdient hätten, was

[20] Johann August Zimmermann: *Probescenen aus dem ungedruckten Trauerspiele „Johannes Nepomucenus“.* In: *Monatschrift der Gesellschaft des vaterländischen Museums* 3/4 (1829), S. 313-324, sowie 3/5 (1829), S. 379-398.

dem aus politischen Gründen verletzten Ruf seines Lehrers Bolzano zugeschrieben wird. Im Jahr 1841 wurde der Dichter und Philosoph Mitglied der Böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften.

Ebenfalls von feinem künstlerischem Talent zeugt die Dichtung von *Gottfried Schmelkes* (1807-1870). Einer gebildeten jüdischen Kaufmannsfamilie entstammend und in Prag geboren, vereinte Schmelkes in sich schon früh erkannte literarische und künstlerische Talente. Dennoch bestand sein Vater auf einer praktischen Ausbildung für seinen einzigen Sohn, der sich dieser auf der Piaristenschule in der Prager Neustadt unterzog. Dessen ungeachtet pflegte der heranwachsende Schmelkes Kontakte zu dem Prager Literatenkreis um Gerle, Ebert und Marsano, sowie mit jenem aus seiner Verwandtschaft mütterlicherseits (seine Mutter war die um eine Generation ältere Schwester des Dichters *Ludwig August Frankl von Hochwart* (siehe unten) und veröffentlichte erste Dichtungen in der *Monatschrift der Gesellschaft des vaterländischen Museums in Böhmen* (1828) sowie in der *Wiener Theaterzeitung* u. a. Nach Abschluß seiner philosophischen Studien wandte sich Schmelkes dem Studium der Medizin zu und doktorierte schließlich 1832 in Wien, begünstigt durch die Gräfin Therese Trauttmansdorff, die ihm eine Anstellung als Leibarzt in ihrem Hause verschaffte. Der Kontakt zu ihr wurde durch Schmelkes in der Zeitschrift *Der Gesellschafter* erschienenes Gedicht *Mila*, das der Gräfin in die Hände gekommen war, geknüpft. Nach seiner Promotion, 1833, trat er seine Anstellung am Israelitischen Spital und schließlich als Badearzt in Teplitz an, wo er bis zu seinem Tod, der ihn auf einer Erholungsreise in Interlaken ereilte, lebte.

Neben seinem medizinischen Schrifttum veröffentlichte Schmelkes im Auftrag des Fürsten Metternich 1835 zur Versammlung der Kaiser von Österreich und Russland mit dem König von Preußen in Teplitz das Gedicht *Die Stimmen der Todten* und ein weiteres zur Begrüßung Ferdinands I. von Österreich in Teplitz mit dem Titel *Die Adler und die Quellen im Bilathale*. Weitere Gedichte liegen in verschiedenen Journalen verstreut vor, worunter jenes *An Rothschild* sowohl formal als auch literarisch herausragt.

Einer jüdischen Akademikerfamilie entstammte *Andreas Ludwig Jeitteles* (1799-[?]). Er wurde in Prag geboren und zeigte schon als Gymnasiast Neigung zu den klassischen Sprachen und zur Literatur. Ab 1815 publizierte Jeitteles seine Dichtungen in lateinischer und deutscher Sprache. Er bewegte sich in Prag in dem Dichterkreis um Karl Egon Ebert, mit dem ihn ein freundschaftliches Verhältnis verband. Nach Abschluß seines Medizinstudiums in Prag und Wien begab er sich auf eine Reise durch Deutschland, die ihn mit verschiedenen Ärzten und Dichtern, unter letzteren auch Goethe, in Verbindung brachte. Seine anatomische Lehrtätigkeit an der Universität Wien führte ihn 1835 an die Universität Olmütz, an der er ein Jahr später eine permanente medizinische Lehrkanzel erhielt. Die Ereignisse des Jahres 1848 zogen ihn in die politischen Agitationen der Revolution; er gab die erste politische Zeitung von Olmütz heraus, die *Neue Zeit*, in der er eine gemäßigte linke Po-

sition vertrat. Bald mußte er jedoch die Unmöglichkeit einer Umsetzung seiner politischen Ideen erkennen. Erschöpft verfiel er in eine längere Krankheit, von der er sich nie mehr ganz erholen sollte. In diese letzte Lebensphase fiel die Fertigstellung seines wissenschaftlichen Schrifttums und eine Reihe literarischer Arbeiten. Seine literarischen Werke – vorwiegend Gedichte und Kunstreferate – fanden in diversen böhmischen, österreichischen und deutschen Zeitschriften Aufnahme, so etwa in der *Dresdener Abendzeitung*, im *Freimüthigen für Deutschland*, in der *Wiener Zeitschrift für Kunst und Literatur*, im Prager *Hyllos* und in der *Monatschrift der Gesellschaft des vaterländischen Museums in Böhmen*.

In letzterer Zeitschrift veröffentlichte Jeitteles den Gedichtzyklus *Wettstreit der Dichtungsarten*, worin jede lyrische Gattung mit einem Beispiel präsentiert wird. Ballade, Lied, Romanze, Legende, Sonett, Ode und – als eine Sonderform – das Drama stehen einander gegenüber, wobei der Leser von einem Wettstreit wenig ausmachen kann, sondern vielmehr die Wirkung der einzelnen Gattungen im vom Leser selbst vorzunehmenden Vergleich. Jeitteles war kein begnadeter Dichter. Die Verse gestalten sich da und dort unrhythmisch; Reime wirken oft an den Haaren herbeigezogen, die Syntax den Versrhythmen gemäß von jeder Regel abweichend; die sprachlichen Wendungen wirken unpoetisch und erzwungen. Die letzte Strophe seines *Sonetts* mag dies veranschaulichen:

> Mein vielgeliebtes Dichterlein, so hör':
> Einst lebt' ein junges Blut, ein Schneiderblut,
> Es dekte seinen Kopf ein Fingerhut,
> Und kriechen konnt' er durch ein Nadelöhr;
> Von diesem lern' erst schmiegen dich und drehen,
> Willst Du zu schreiben ein *Sonett* verstehen![21]

Fast möchte es scheinen, der Autor mache sich über sich selbst lustig, doch belehren die letzten Verse unter dem Titel *Der Dichter* den Leser eines Besseren:

> Wie reich bin ich! Dies[22] sind die Kinder meine!
> O Gott! Nicht würdig bin ich solcher Freude!
> Ihr seid ja *alle* mein! Nicht braucht das Eine,
> Daß es das And're um den Werth beneide;
> Es bleibt ja jedem Einzelnen der seine,
> Und jedes Einzle ist mir Augenweide!

---

21 Ludwig Jeitteles: *Wettstreit der Dichtungsarten*. In: *Monatschrift der Gesellschaft des vaterländischen Museums in Böhmen* 1/6 (1827), S. 3-10, hier S. 9; Hervorhebung im gedruckten Originaltext.

22 Gemeint sind die einzelnen lyrischen Gattungen.

Brich Herz vor Wonne! Rinnet Freudenthränen!
Schön ist das Leben in dem Reich des Schönen![23]

So schließt der Zyklus in Versen, die erst jetzt den lyrischen Gattungen allegorisch einen Wettstreit unterstellen, worauf in den vorangegangenen exemplarischen Präsentationen der Gattungen ein Hinweis darauf vergeblich gesucht wird. Die einzelnen Präsentationen stehen isoliert und nehmen aufeinander keinen Bezug. Der in der Rede des *Dichters* erörterte Wettstreit der Gattungen erscheint somit als ein Konstrukt seiner dichterischen Imagination.

Die poetischen Mängel, die im *Wettstreit der Dichtungsarten* mit aller Deutlichkeit zutage treten, finden sich jedoch kaum in Jeitteles mehrstrophigem, in Vierzeiler und Pentameter-Versen gefaßten Gedicht *Lehrerin Nymphe*, das er ebenfalls in der *Monatschrift* veröffentlichte.[24] Der Dichter schrieb es im Spätherbst des Jahres 1821, während er an der Heilquelle in Teplitz zur Kur weilte, inspiriert durch den nie versiegenden Quell der heilenden Therme. Der Inhalt ist schnell erzählt. Eine herbstliche Wanderung führt zur alten Behausung einer Quelle, allegorisch dargestellt als Nymphe, aus deren Kelch ein nie versiegendes Wasser fließt. Der unaufhörlich fließende Quell wirft in der Figur des wandernden Jünglings die Frage auf, weshalb die Nymphe bei ihrer fortdauernden Tätigkeit ihre Jugend nicht verliere. Der Nymphe Antwort und des Jünglings moralische Folgerung – bilden die Pointe des Gedichts und beschließen es:

„Mein Sohn, wen Gott erkoren, den Menschen wohlzuthun,
Des Hände dürfen selber in später Nacht nicht ruh'n;
Mein Sohn, und wem im Busen ein Herz voll Liebe schlägt,
Bleibt jung, auch wenn das Alter um ihn den Fittig regt."
O folgte deinem Beispiel doch nur die ganze Welt,
Dann wär's mit unserm Leben und Sterben gut bestellt!
Hab' Dank, du freundlich Wesen, ich muß nun wieder fort,
Ein Licht auf dunklen Pfaden sey mir Dein holdes Wort![25]

1823 verfaßte Jeitteles ein dramatisches Gedicht mit dem Titel *Göthe's Genesung*. Damit bezog er sich auf die von Goethe im Frühjahr 1823 überstandene Herzbeutelentzündung und verriet zugleich seine Hochschätzung des deutschen Dichterfürsten. Hier läßt Jeitteles eingangs die Muse der Dichtkunst auftreten und emphatisch die Heilung des Gefeierten verkünden:

---

23 Jeitteles: *Wettstreit* (Anm. 21), S. 10; Hervorhebungen im gedruckten Originaltext.

24 Ludwig Jeitteles: *Lehrerin Nymphe*. In: *Monatschrift der Gesellschaft des vaterländischen Museums in Böhmen* 2/9 (1827), S. 8f.

25 Ebd., S. 9.

Entrissen!
Dem verschlingenden Ungeheuer entrissen!
Hallelujah!
Blumen, Bäumen, Wellen, Vögel, wir haben ihn wieder!
Deine Wangen so naß,
Zartes Vergissmeinnicht?
Er hatte dich lieb vor allen, er sang es!
Vorüber die Klagen, die Thränen vorüber!
Die ihr zu Trauerweiden wurdet,
Das Haupt wie vor in die Wolken, Eichen![26]

Die unregelmäßigen Blankverse, nicht selten nur einzelne, isoliert in der Zeile stehende Ausrufe, lehnen stilistisch deutlich an die deutsche Sturm- und Drang-Periode an. Unvermittelt – nach einer „Pause, in der sie sich ihrer Empfindung überläßt“ [27]– wechselt die Figur der Muse zu einer Stimme hinüber, die dem Chor in *Faust II* entnommen sein könnte. Der Stil passt sich an die neue Situation an; der Rhythmus der Vierzeiler wird strenger, die Reime alternieren. Jeitteles besingt Goethes Genesung, indem er die ganze Palette der Protagonisten aus Goethes Dramen auftreten läßt; Götz, Egmont, Tasso, Iphigenie, Mignon und Mephistopheles lösen einander in ihrer Rede ab, die nicht nur an den jeweiligen Stil in den Dramen ihrer Provenienz anlehnt, sondern die Figuren selbst gemäß ihrer Bestimmung in Goethes Dramen mit Blick hin zur Genesung ihres Dichters sprechen läßt. Diese Travestie darf als eines der besseren Werke von Jeitteles angesehen werden, wenn sie auch ihre Anzeichen des Schwülstigen nicht verhehlt, denn Jeitteles ist bei allem Bemühen eben doch kein Goethe. Sie verrät zudem die Verwurzelung seiner Dichtung in der Tradition der Goethezeit. Hier finden sich keine Berührungen mit dem historischen böhmischen Heldentum, wie wir sie von Ebert, Zimmermann und anderen kennen.

August Pfitzmayer (1808-1887) wurde in Karlsbad geboren. Seine literarischen Verdienste liegen ausschließlich in seinen Übersetzungen aus orientalischen und asiatischen Sprachen, wodurch er einen soliden Fundus vor allem an asiatischer Literatur und Geschichte der Öffentlichkeit des deutschen Sprachraums zugänglich zu machen vermochte. Erst nach einer Ausbildung als Koch und einem dreijährigen Aufenthalt in Dresden wandte sich Pfitzmayer seiner Gymnasialausbildung zu, die er in Pilsen genoss. Als Autodidakt erlernte er nebenbei die englische, französische und italienische Sprache, erweiterte seine Kenntnisse darauf um das Dänische und Russische und eignete sich mit akribischem Interesse das Altgriechische und das

---

[26] Ludwig Jeitteles: *Göthe's Genesung.* In: *Monatschrift der Gesellschaft des vaterländischen Museums in Böhmen* 3/5 (1829), S. 399-405, hier S. 399.

[27] Ebd., S. 400.

Türkische an. Um sich seinen Broterwerb mit einer lukrativeren akademischen Tätigkeit zu sichern, versuchte er sich an der Prager Universität zunächst mit dem Studium der Rechte, wechselte jedoch daselbst in die Medizin, in der er 1845 promovierte. Nach Karlsbad zurückgekehrt, widmete er sich der Erlernung von Arabisch und Koptisch, ehe er 1838 seine böhmische Heimat endgültig verließ, nach Wien übersiedelte und mit seiner ersten Übersetzung eines türkischen Manuskripts aus der Hofbibliothek *Die Verherrlichung der Stadt Bursa* erfolgreich an die Öffentlichkeit trat. Auf die Erlernung des Schwedischen und Holländischen schlossen sich nun die Studien des Chinesischen, Japanischen und des Mandschu an. Zu Pfitzmayers Hauptwerken zählen die oben erwähnte Übersetzung, ferner *Sechs Wandschirme in Gestalten der vergänglichen Welt. Ein japanischer Roman, im Originaltexte samt den Facsimiles von 25 japanischen Holzschnitten übersetzt und herausgegeben* (1847) und *Das Li-Sao und die neun Gesänge. Zwei chinesische Dichtungen aus dem dritten Jahrhundert vor der christlichen Zeitrechnung* (1851).

Pfitzmayer reiht sich – wie auch die Nachstehenden – unter jenen deutschböhmischen Dichtern ein, deren Bekanntheitsgrad als Dichter nicht über das gelegentliche Erscheinen von Gedichten in verschiedenen Journalen hinausging. Daher ist er auch in den literarischen Biographien nicht zu finden. In der *Monatschrift* wurde sein Gedicht *Der Verlassene* abgedruckt, worin auch Pfitzmayer die deutsche Romantik heraufbeschwört und redlich bemüht ist, das Stimmungsbild eines von Meer umbrausten Schlosses in der Rede des verlassenen, in die Einsiedelei verbannten Alten, wiederzugeben. In den achtzeiligen Strophen reimen sich nur jeweils zwei Zeilen, mit den sich nicht reimenden Zeilen alternierend, was dem Gedicht eine gewisse Dissonanz verleiht. Sie wird noch unterstrichen durch die gelegentlich befremdende Wortwahl. So fällt es dem Leser schwer nachzuvollziehen, wie etwa eine „aufgetürmte Woge *ächzt*“[28] oder wie der Verlassene „bang aus tiefster Brust *erseufzt*“.[29]

Der in Prag gebürtige *Rudolph Glaser* (1801-[?]), ein Schwager Eberts, trat nach seinem Studium der Philosophie in Prag daselbst eine Stelle als Bibliothek-Schreiber an, die er beibehielt und seiner literarischen Tätigkeit als Nebenbeschäftigung huldigte. So gab er 1834 einen Band *Gedichte* heraus, die zwar poetisches Talent verrieten, wegen ihres philosophisch anspruchsvollen Hintergrunds aber der Öffentlichkeit schwer zugänglich waren und daher auf wenig Verständnis stießen. 1837 begründete Glaser die Zeitschrift *Ost und West*, die sich zwar nur bis 1848 halten konnte, in der er aber selbst etliche literarische Beiträge publizierte.[30] Sie be-

[28] August Pfitzmeyer: *Der Verlassene*. In: *Monatschrift der Gesellschaft des vaterländischen Museums in Böhmen* 1/6 (1827), S. 17f., hier S.18; Hervorhebung durch C. S.

[29] Ebd. Hervorhebung durch C. S.

[30] Zettl: *Problematik* (Anm. 8), S. 95.

zweckte eine Vermittlung slawischer Kultur an den deutschen Sprachraum, gewann jedoch auch deutsche Dichter, die darin publizierten, wie etwa Ferdinand Freiligrath, Robert Prutz, Friedrich Rückert, Karl Immermann und Friedrich de la Motte Fouqué.[31]

Von Glasers frühen Arbeiten findet sich in der *Monatschrift des vaterländischen Museums* ein Gedicht, *Frühlingsmorgen*[32], das hier exemplarisch vorgestellt werden soll. Das Lauschen den singenden Lerchen vermittelt eine fundamentale Erkenntnis:

> Da fühlt ich tief im Herzensgrund –
> Die Liebe that mir dieses kund –
> Wie Liebe webt im Blüthenbaum,
> Wie Liebe schafft im Weltenraum,
> Wie sie sich schuf das Menschenherz,
> Darin zu fühlen Freud und Schmerz –
> Doch nur in des Gedankens Klarheit
> Erkennt die Liebe sich als Wahrheit.[33]

Das Gedicht enthält wohl Elemente der deutschen Romantik in seinem auf die barocke Literatur zurückgehenden Verweis auf ein transzendentales Höheres, über der Endlichkeit des irdischen Daseins Stehendes, hier vorgenommen durch den inhaltlichen Wechsel vom irdischen Glück eines Frühlingsmorgens, der als eine subjektive Ausformung der Liebe dargestellt wird, zum metaphysisch ausgerichteten Gebet:

> 'Verlaß,' so fleht ich, 'Himmelslicht,
> Verlaß den Geist der Menschheit nicht!'

Dieses Gebet verleiht der zuvor „als Wahrheit" identifizierten Liebe ihre Bestimmung in der moralischen Dimension des „Geistes" des Menschen. Stilistisch lassen sich jedoch in den sich paarweise reimenden Versen der achtzeiligen Strophen poetische Mängel wie den abgedroschenen Reim Herz/Schmerz oder unreine Reime wie Feld/erhellt, ausmachen, die den zweitrangigen Dichter entlarven.

Ein deutschböhmischer Dichter höheren Ranges war *Karl Ferdinand Dräxler-Manfred* (1806–1879). Er wurde in Lemberg geboren. Seine Werke pflegte er mit unterschiedlichen Pseudonymen zu signieren; so begegnen wir ihm in den frühen Arbeiten als „Manfred", danach als „Dr. F. E. Claudius" oder „Dr. K. L. W. Klinger", ehe er sich definitiv für den Doppelnamen *Dräxler-Manfred* entschied.

---

31 Becher*: Deutschböhmische Literatur* (Anm. 7), S. 51.

32 Rudolph Glaser: *Frühlingsmorgen*. In: *Monatschrift der Gesellschaft des vaterländischen Museums in Böhmen* 1/11 (1827), S. 11f.

33 Ebd., S. 12.

Dräxler-Manfreds Erziehung als Sohn eines k. österreichischen Staatsbeamten in Lemberg brachte ihn zuerst mit der slawischen Kultur in Berührung. Mit der Einwanderung in Prag vertauschte er die Kultur Polens mit jener Böhmens. Hier erkannte er allerdings die Werte deutscher Wissenschaft und Kunst und vertiefte sich in die deutsche Dichtung eines Rückert, v. Platen und Heine, die auch Dräxler-Manfreds eigene spätere Dichtungen nachhaltig beEinflußten. Es lag in dieser frühen Lebensperiode nahe, daß er in Prag die Verbindung mit Ebert, Gerle, Marsano und anderen deutschböhmischen Dichtern der jungen Generation suchte und fand. Das Studium der Rechte führte den jungen Dräxler nach Wien und Leipzig. Es schlossen sich philosophische Studien an. 1826 erschienen seine ersten Dichtungen wie *Triumph der Liebe. Eine Hymne. In gereimten lateinischen Rythmen nachgesungen*, *Romanzen* und *Lieder und Sonette*. Nach seiner Promotion in Philosophie (1829) nahm Dräxler-Manfred seinen Wohnsitz in Wien und bewarb sich hier vergeblich um eine Lehrkanzel, arbeitete jedoch an seinem literarischen Werk weiter und pflegte Verbindungen mit Anastasius Grün, Lenau, Bauernfeld und Witthauer. Ab 1837 verließ Dräxler-Manfred Wien, ohne später wieder dahin zurückzukehren. Er bereiste England, Belgien, Frankreich und Norddeutschland und lebte in verschiedenen deutschen Städten wie Mannheim, Frankfurt/Main, Meiningen, Köln und Wiesbaden, redigierte u. a. die *Großherzoglich Hessische Zeitung* und edierte das *Rheinische Taschenbuch auf das Jahr 1845*. Inmitten seiner Tätigkeit als Dramaturg am Hoftheater in Darmstadt verstarb der Schriftsteller.

Zu Dräxler-Manfreds bekanntesten Werken gehören seine Gedichte, die 1840 in einem Band erschienen, ferner *Des Publius Quidius Naso Lieder der Liebe* (1827), *Sonnenberg. Kunden und Sagen. Romanzencyklus* (1854). An Prosawerken nennenswert ist die Kritik zu *Esslair in Prag – Eine kritische Beleuchtung seiner Gastdarstellung auf der böhmisch-ständischen Bühne im April 1826 nebst einem Anhange, des Künstlers Lebensumstände enthaltend* (1826), ferner *Welt und Ton. Bildungsbuch* (1830), *Bunte Bilder* (1830) *Das Buch der Geschichten für die Jugend* (1834), *Gruppen und Puppen* (1836), *Fahrten* (1840), *Vignetten, Portäts und Genrebilder* (1854), *Wohltaten. Aufzeichnungen für edle Herzen* (1865) und *Herzensspiegel* (1868).

Auch Dräxler-Manfred veröffentlichte 1827 zwei Beispiele seiner Lyrik, *Augensprache*[34] und *Der Mann*[35], in der *Monatschrift,* die sich beide vom böhmischen Patriotismus entfernen und in ihrer ethischen Dimension, im Aufruf zu Liebe, christlicher Demut und Bescheidenheit an die Stilrichtung des österreichischen Biedermeier anlehnen. Ihre Struktur verwendet eine adäquat schlichte, sparsame Gliederung in vierzeilige Strophen mit konsequenter Einhaltung des Versmaßes. Ebenfalls

[34] Karl Ferdinand Dräxler: *Augensprache*. In: *Monatschrift der Gesellschaft des vaterländichen Museums in Böhmen* 1/7 (1827), S. 6f.

[35] Karl Ferdinand Dräxler: *Der Mann*. In: *Monatschrift der Gesellschaft des vaterländischen Museums in Böhmen* 1/7 (1827), S. 7f.

distanziert von den Zeitzeugen der böhmischen Geschichte sind Dräxler-Manfreds Gedichte *Gleichnis, Tag und Nacht*, *Wiedergabe, Fragen, Wunsch* und *Streben*. Diese Sonette und Volksliedstrophen behandeln die Bewältigung des Lebens in all seinen Daseinsformen, in der Liebe, im Existenzkampf, in der Religiosität, in der Auseinandersetzung mit der Natur, wobei ein sensibler, schwermütiger Grundton sein lyrisches Werk durchzieht.

Der klassische Philologe im Prämonstratenserstift von Tepl, *Joseph Stanislaus Zauper* (1784-1850), ist dem deutschböhmischen Literatenkreis nur bedingt zuzurechnen. Er wurde im böhmischen Dux geboren. Nach Abschluß seiner Gymnasialzeit und des Philosophicums beschloss er seine theologischen Studien im Prämonstratenserstift Tepl und legte auch Prüfungen in Mathematik und Physik ab. 1809 wurde er an das Gymnasium in Pilsen gesandt, wo er die klassische griechische Sprache und Syntax unterrichtete. Er lehrte an der Schule bis 1835. Sein Name wird unfehlbar mit Goethe in Verbindung gebracht, mit dem er anläßlich dessen Besuchs im Stift Tepl, 1821, Bekanntschaft geschlossen hatte und mit dem er auch einen später publizierten Briefwechsel (*Goethes Briefwechsel mit Joseph Sebastian Grüner und Joseph Stanislaus Zauper (1820-1832)*, 1917) unterhielt. Bekannt sind auch Zaupers *Grundzüge zu einer deutschen theoretisch-praktischen Poetik aus Göthe's Werken entwickelt* (1821) sowie seine *Studien über Goethe. Als Nachtrag zur deutschen Poetik aus Goethe* (1822) und *Studien über Goethe* […] *Aus meinem Tagebuche* (1840) Die Poetik aus Goethes Werken erschien dem Dichterfürsten deutlich katholisch verbrämt, was er entgegen seinen eigenen Überzeugungen jedoch mit Nachsicht gelten ließ. Das literarische Werk Z. reicht von religiösen Schriften (*Christkatholisches Gesangbuch*, 1833; *Christkatholisches Gebet- und Erbauungsbuch für Gebildete*, 1836) über historische Arbeiten (*Pilsens alte Chronik*, 1835) und Übersetzungen aus dem Altgriechischen (*Homer's Ilias, prosaisch übersetzt*, 1827; *Homer's Odyssee, prosaisch übersetzt*, 1827-1828) bis hin zu poetisch-theoretischen Schriften (*Praktische Anleitungen zur Dichtkunst*, 1829; *Praktische Anleitung zur Redekunst*, 1829) und Rezensionen. Weniger bekannt sind Zaupers *Aphorismen*,[36] auch sie von christlichen Glaubensgrundsätzen, aber auch von Lebenserfahrung und – weisheit geprägt. In Zaupers Schriften handelte es sich also – abgesehen von seinen Übersetzungen – durchwegs um eher theoretische Schriften *über* Literatur als um literarische Werke.

Einer genuesischen Kaufmannsfamilie entstammte *Wilhelm Marsano* (1797-1871). Er besuchte in Prag die Grundschulen und das Altstädter Gymnasium, ehe er zu philosophischen Studien an die Universität Prag wechselte. Die politischen Auseinandersetzungen mit Napoleon entfachten in dem jungen Marsano den patriotischen Eifer, im Feldzug von 1813 gegen Frankreich bei der Infanterie der

[36] Joseph Stanislaus Zauper: *Aphorismen*. In: *Monatschrift der Gesellschaft des vaterländischen Museums in Böhmen* 1/7 (1827), S. 15f.

österreichischen Armee mitzuwirken. Dies war der Auftakt zu einer militärischen Karriere, die ihn über die Stationen Prag, Neapel, Oberitalien, Kremsier, Wien und Ungarn in die Lombardei führte und 1853 schließlich zum Feldmarschall kürte. 1855 erfolgte seine Erhebung in den österreichischen Adelsstand. 1858 trat Marsano in den Ruhestand.

Seinem literarischen Schaffen huldigte Marsano schon in seiner Jugendzeit und publizierte in den Prager Zeitschriften *Hyllos, Bohemia* und der *Monatschrift der Gesellschaft des vaterländischen Museums in Böhmen.* Zu seinen Hauptwerken zählen u. a. das dramatische Gedicht *Aurelio* (1824), das Trauerspiel *Der Spessart* (1828), die Novellen *Die unheimlichen Gäste*, *Die Abenteuer einer Nacht*, *Die Schauspieler*, *Die Sänger* sowie *Arm und Reich* (1829-1832). In Marsanos Aufenthalt in Italien fielen die Werke *Drei Stunden in Rom* (1832) und *Camilla Triulzi* (1837), die Graf Pachta in seine Zeitschrift *Echo* aufnahm. Ein ambivalentes Aufsehen erregte 1848 sein *Patriotischer Brief* an die Armee, der sich gegen die Revolution in Wien richtete, ebenso sein Nachruf an *Vater Radetzky*.

In der *Monatschrift* ist Marsanos empfindsame Liebeslyrik vertreten durch seinen Gedichtzyklus *Die Jahreszeiten*.[37] *Frühling, Sommer, Herbst* und *Winter* werden zu der sich wandelnden Liebe in Beziehung gesetzt. Die sich im *Winter* vorbereitende Liebe entfaltet sich im *Frühling*; sie steht im Sommer in voller Blüte und trägt ihre Früchte im *Herbst*. Diese durch die Natur vorgegebene Szenenfolge findet formal ihren angemessenen Niederschlag in schlichten Volksliedstrophen.

Marsanos Liebeslyrik findet eine literarisch ebenso hochstehende Antithese in *Leopold Friedrich Schmidts* (1792-[?]) Liebessonetten. Während die Lyrik Marsanos die Liebe in ihren beglückenden Formen besingt, vermittelt jene Schmidts durchwegs die schmerzliche Seite von Herzensbindungen. Untreue, fehlende Erhörung und Vergängnis bestimmen die Inhalte der Sonette. Aber auch seine in vierzeilige Strophen gegliederten Lieder künden vorwiegend von Weltschmerz, jener Schwermut, der wir in ganz ähnlicher Form in der Lyrik Dräxler-Manfreds begegnen. *Menschenwunsch* bezeichnet die Ausweglosigkeit des Menschen im Streben nach einem unerreichbares Ziel. *Todeswunsch* ist eine Absage an die Welt. In *Mondeszauber* verweist der Text auf die Verhüllung der Erde in ihrer Abkehrung von der Grellheit des Tages. Das dramatische Gedicht *Das Wunderbuch*[38] rechnet im Dialog zwischen einem Dichter und einem Archivar mit der Abkehr von der Natur in der verstaubten Welt trockenen Buchwissens ab (Archivar) und mahnt in der Figur des Dichters zur Hinwendung zum Buch der Natur und zur Abkehr von niedrigen Beweggrün-

[37] Wilhelm Marsano: *Die Jahreszeiten*. In: *Monatschrift der Gesellschaft des vaterländischen Museums in Böhmen* 1/11 (1827), S. 3-8.

[38] Leopold Friedrich Schmidt: *Das Wunderbuch*. In: *Monatschrift der Gesellschaft des vaterländischen Museums in Böhmen* 1/12 (1827), S. 6-12.

den des Durchschnittsmenschen. Die moralische Polarisierung vom hohen Glück in der Erkenntnis der Schöpfung, vom Lesen im Buch der Natur einerseits, andererseits aber der kleinlichen Enge und Eitelkeit im Dasein des auf sich selbst bezogenen Menschen stellt Schmidt symbolisch als zwei Ebenen dar: hier die Befreiung im Streben nach Höherem auf der Bergeshöhe des Dichters, und dort die niedrige, enge Welt des Archivars im Tal. Die hochstehende Lyrik Schmidts rechtfertigt es kaum, daß er nur in engen Kreisen bekannt wurde.

Eduard Habel (keine Lebensdaten verfügbar), ein weiterer, nahezu unbekannter deutschböhmischer Dichter, ist ebenso selten vertreten in der *Monatschrift*. Hier finden sich Auszüge aus dem dramatischen Gedicht *Johann Hasil von Nepomuk* in mehreren Szenen in unterschiedlichen Strophenformen, die vom Sonett bis zur ungegliederten Lyrik reichen.[39] Die Handlung bezieht sich auf das Leben und Sterben des tschechischen Priesters und Märtyrers Johann Nepomuk[40] aus dem 14. Jahrhundert und somit wiederum auf die böhmische Geschichte, betont unterlegt mit Naturschilderungen des reichen Vaterlandes.

Ein relativ später deutschböhmischer Vormärz-Dichter, aber nichtsdestoweniger bedeutsam, war *Ludwig August Frankl von Hochwart* (1810-1894). Im böhmischen Chrast geboren und von jüdischer Herkunft wuchs Frankl von Hochwart in seiner Geburtsstadt auf und erhielt dort seine Ausbildung, die auch die Erlernung des Latein, Hebräisch und Deutschen umfaßte. Früh hatte Neigung zur Poesie; namentlich orientalische Stoffe gewannen sein Interesse. Im Alter von 16 Jahren schrieb er sein erstes Drama (*Die Brautnacht*) und Gedichte, nachdem er vom Piaristengymnasium in Prag auf das Lyceum in Leitomischl hinüber gewechselt hatte. Es folgte 1827 ein episches Gedicht, das in *Hormayr's Archiv* Eingang fand. 1828 begann er sein Medizinstudium an der Wiener Universität. Unter dem Titel *Das Habsburgerlied* erschien 1832 eine Sammlung historischer Balladen um das Haus Habsburg, es folgten 1833 die *Epischen und lyrischen Dichtungen*, die *Sagen aus dem Morgenlande* (1834) und *Christophoro Colombo*, ein episches Gedicht im Jahr 1836. Im gleichen Lebensabschnitt übersetzte er Lord Byrons *Parisina* sowie Moores *Das Paradies und die Peri*, beide 1835. Ein Besuch in Leipzig gewährte ihm die Bekanntschaft mit Winkler, Tiedge und Tieck. In Padua promovierte Frankl von Hochwart im Jahr 1837. Nun folgte eine ausgedehnte Reise durch Italien mit den Stationen Mailand, Venedig, Bologna, Rom und Neapel bis Paestum, die Frankl von Hochwart dank seiner Verbindungen zu zahlreichen Künstlern und Literaten weitgehend prägte. Nach seiner Rückkehr nach Wien und neben seiner Beschäftigung als Sekretär der

---

[39] Eduard Habel: *Proben aus dem Gedichte „Johann Hasil von Nepomuk"*. In: *Monatschrift der Gesellschaft des vaterländischen Museums in Böhmen* 3/1 (1829), S. 157-171.

[40] Vgl. auch das Werkverzeichnis von Johann August Zimmermann, der denselben Stoff in *Johannes Nepomucenus* als Tragödie nachdichtete (Anm. 20).

israelitischen Gemeinde widmete er sich ganz seinen literarischen Bestrebungen, redigierte das *Oesterreichische Morgenblatt* sowie bis 1848 die von ihm ins Leben gerufenen, literarisch ausgerichteten *Sonntagsblätter*. Mit Lenau, Anastasius Grün, Witthauer, Karoline Pichler, Seidl und Hammer-Purgstall stand er in regem Kontakt. Er schrieb Balladen und übersetzte unter dem Titel *Gusle* serbische Nationallieder. Die März-Revolution tobte 1848, als Frankl von Hochwart in freiheitlicher Gesinnung das erste zensurfreie Flugblatt in einer Auflage von 500.000 Exemplaren mit dem Gedicht *Die Universität* veröffentlichte. Es wurde von nicht weniger als 27 Komponisten vertont. Nach der Revolution leitete Frankl von Hochwart nicht nur die israelitische Gemeinde, sondern zugleich den Musikverein der Metropole und bekleidete eine Professur für Ästhetik. Er engagierte sich für den Waisenverein, nahm Einfluß auf das österreichische Schulwesen und gründete in der Gegend seiner böhmischen Geburtsstadt Schulbibliotheken. Eine Reisebeschreibung seiner 1856 in höherem Auftrag unternommenen Reise nach Israel *Nach Jerusalem! Reise in Griechenland, Kleinasien, Syrien, Palästina* (1858) und *Aus Ägypten* (1860) brachte die Umstände Israels und seiner Bewohner dem deutschen Sprachraum nahe. Aus Frankl von Hochwarts langer Nachmärz-Werkliste seien noch erwähnt: die Epen *Rachel* (1842) *Don Juan d'Austria* (1846) und *Ein Magyarenkönig* (1850), drei Gedichtsammlungen *Gedichte* (1840), *Helden- und Liederbuch* (1861) und *Ahnenbilder. Gedichte* (1864). Satyrische Prosa richtet sich gegen die moderne Medizin, etwa in *Hippokrates und die moderne Medicin* (1853), *Hippokrates und die Cholera* (1853) und *Hippokrates und die Charlatane* (1854). Frankl von Hochwarts persönlichen Beziehungen zu den namhaften, in Wien lebenden Dichtern seiner Zeit gestatteten ihm auch biographische Aufzeichnungen zu Franz Grillparzer (1883), Friedrich Hebbels (1884), Nikolaus Lenau (2. Aufl. 1885) und Ferdinand Raimund (1884). Bereits zu Beginn seiner literarischen Schöpfungen neigte Frankl von Hochwart zum epischen Stil, der ihn sein ganzes Leben lang begleitet hat und auch in vielen Gedichten immer wieder vorherrscht. Diese stilistische Tendenz verbindet sich mit einer sich in den von ihm favorisierten orientalischen Dichtungen wiederfindenden Bildhaftigkeit des Ausdrucks, die Frankl von Hochwarts Werken eine eigene Handschrift aufprägt.

Zusammenfassend läßt sich aus dem Gesagten festhalten, daß die deutschböhmische Dichtung im Vormärz trotz ihrer patriotischen Akzentuierung poetische Impulse der deutschen Goethezeit und Romantik in sich aufgenommen hat. Ihre Inhalte entnahm sie in vielen Fällen (Swoboda, Machaczek, Ebert, Gerle) der böhmischen Geschichte und Sagenwelt; deren poetische Ausführung hingegen richtete sie nach dem westlichen deutschen Sprachraum aus. Andererseits verfuhren die Böhmen in ihrer Rezeption österreichischer, zeitgenössischer Literatur über Böhmen bezeichnenderweise nicht durchwegs gnädig. So schrieb etwa Swoboda eine

vernichtende Rezension[41] zu Caroline Pichlers (1769-1843) Roman *Die Schweden vor Prag* (1828)[42], der die Ereignisse um den Angriff der Schweden auf Prag im Dreißigjährigen Krieg schildert. Schon auf der ersten Seite spricht Swoboda durch die Blume aus, was wohl als Motivierung seiner grundlegenden Ablehnung anzusehen ist: Karoline Pichler ist eine gebürtige Wienerin und keine Böhmin. Daher knüpfe sie die historischen Gegebenheiten des Dreißigjährigen Krieges zwar folgerichtig aneinander, füge noch einiges an Dichtung hinzu, doch ihr Herz schlage nicht im böhmischen Takt, es wirke emotionell unbeteiligt an dem, was geschieht und was sich für Böhmen fatal auswirken sollte. Auch Grillparzers Drama *König Ottokars Glück und Ende*, das schon in Wien schwere Hürden durch die Zensurbehörde zu nehmen hatte – wie bekannt wurde es zunächst abgelehnt – eroberte keine böhmischen Herzen, was bei der Darstellung der Figur Ottokars als größenwahnsinniger Herrscher auch nicht weiter verwundert. Die emotionsfreie Distanz zum ausländischen literarischen Konstrukt der eigenen Geschichte war eine Tugend, die im Böhmen des Vormärz nicht erwartet werden durfte.

Die Rezeption deutschböhmischer Dichter im deutschen Ausland war begrenzt, bedingt durch die Tatsache, daß viele Dichter sich gezwungen sahen, ihre Werke in Journalen zu veröffentlichen, die in Deutschland keinen Absatz fanden. Auch die *Monatschrift der Gesellschaft des vaterländischen Museums* erschien nur 1827-1829 in Deutschland. Der Absatz im Ausland mußte danach aufgegeben werden, da er nicht rentabel war. Auch im Inland erschien sie nach 1829 nur noch in unregelmäßigen Abständen als *Jahrbuch der Gesellschaft des vaterländischen Museums* bis ca. 1832. Die tschechische Museumszeitschrift *Časopis spolecnosti vlast. Museum w Cechách* konnte sich hingegen bis in unsere Tage halten. Die Zahl der hervorgebrachten Werke hielt sich ebenfalls relativ niedrig, da die Dichter einem lukrativeren Broterwerb nachgehen mußten, so etwa Schmelkes und Jeitteles als Ärzte. Die Zensurmaßnahmen der Österreichischen Monarchie bildeten einen weiteren erheblich limitierenden Faktor für selbständige Veröffentlichungen. Der Erteilung einer Publikationsbewilligung durch die Zensurbehörde ging ein komplizierter, zeitraubender Amtsweg voraus, und die literarischen Werke wurden durch die Behörde unter Umständen derart zerpflückt, daß ihre Autoren sie kaum wieder erkannten.[43] Gewiss waren manche deutschsprachigen Werke in Böhmen – wie die oben angeführten Zitate zeigen – nicht erstrangig. Andere konnten zwar vom poetischen Standpunkt aus mit

---

41 Wenzel Aloys Swoboda: *Ueber den historischen Roman: „Die Schweden vor Prag", von Caroline Pichler, geb. von Greiner.* In: *Monatschrift der Gesellschaft des vaterländischen Museums* 1/9 (1827), S. 57-74.

42 Caroline Pichler: *Die Schweden in Prag.* Wien: [s. n.], 1828.

43 Brief der Karoline Woltmann an Kaspar Sternberg vom 22. Dezember 1825 (Sig. 15/H/10 126-11, Památník Národního Písemnictví, Prag).

ihren deutschen Nachbarn mithalten, wurden aber in den Hintergrund gedrängt durch die behördlichen Konsequenzen des restaurativen Regimes in der Österreichischen Monarchie sowie durch den begrenzten inländischen Journalmarkt und -export. Vornehmlich aus diesen Gründen erfuhren die deutschböhmischen Dichtungen eine eher karge Rezeption verglichen mit ihren deutschen Nachbarn. Somit steht der relativ geringe Bekanntheitsgrad deutschböhmischer Dichter innerhalb der deutschen Gesamtliteratur nicht zwangsläufig mit der Qualität der Dichtung, sondern mit den politischen und wirtschaftlichen Bedingungen der Zeit im Zusammenhang. Was die deutschböhmische Literatur jedoch auszeichnet, ist ihre Befruchtung durch den transethnischen Kulturtransfer aus der tschechischen Sagenwelt und der böhmischen Geschichte. In dieser Hinsicht genossen die deutschböhmischen Dichter eine Monopolstellung innerhalb des deutschen Sprachraumes, die ihnen auch im Nachmärz durch keine deutsche Dichtung des außerböhmischen Kulturraumes streitig gemacht wurde. Hinzu kommt, daß ein kultureller Transfer auch durch die deutschböhmischen Dichter nach Deutschland erfolgte, indem die in deutscher Sprache verfaßten Übersetzungen jener historisierenden tschechischen Literatur tschechische Kulturinhalte in den Westen exportierten, so etwa durch Swoboda oder auch Glaser mit seiner Zeitschrift *Ost und West*. Der Brückenschlag von slawischer zu deutscher Kultur war damit vollzogen. Die deutschböhmische Literatur des Vormärz hatte sich mit dem tschechischen Emanzipationsschritt zur kulturellen Eigenständigkeit von einer literarischen Inselexistenz zu einem signifikanten Bindeglied zwischen germanischen und slawischen Kulturräumen gewandelt.

Mira Miladinović Zalaznik

Anastasius Grün (Anton Alexander Graf Auersperg, 1806–1876) und sein Krainer Zeitgenosse Leopold Kordesch (1808–1879)

I. Einführung

In den Jahren 1809–1813, befand sich Krain, das Land, in welchem Anastasius Grün das Licht der Welt erblickt hatte, unter der französischen Herrschaft. Es darf in diesem Zusammenhang, wenn wir das Verhältnis zwischen den Deutschen und Slowenen in der Monarchie im Allgemeinen und den Slowenen, einiges nicht unerwähnt bleiben. So z. B. der Umstand, daß das französische Regime mehr Verständnis für die slowenische Sprache aufbrachte als die österreichische Staatlichkeit davor und danach. Unter den Franzosen war Slowenisch in den Ämtern erlaubt, was unter den Österreichern nicht der Fall war. Slowenisch wurde auch zur Unterrichtssprache in allen vier Klassen der Grundschulen (*écoles primaires*) und in Gymnasien. Den *ersten* Lehrstuhl für Slowenisch hatte man in der Habsburger Monarchie ausgerechnet zur Zeit der Illyrischen Provinzen (per kaiserlichen Beschluß vom 11. Juli 1811) in *Graz* gegründet, wo am 30. April 1812 (von Janez Primic, 1785–1823) eine Probevorlesung gehalten wurde. Dieser wurde für eine Dauer von drei Jahren etabliert und war erheblich schlechter bezahlt als die Lehrstühle anderer lebenden Sprachen. Anfang Oktober 1813 verfiel der Professor dem Wahnsinn, so daß der Lehrstuhl bis 1823, als er starb, zehn Jahre lang unbesetzt blieb. In Ljubljana wurde der Lehrstuhl für Slowenisch erst am 18. Dezember 1815 (nach Abgang Napoleons) etabliert. Mit dem Unterricht begann der Laibacher Professor Franc Metelko (1789-1860) ein anderthalbes Jahr später, am 16. April 1817. Slowenisch war ab 1851 lediglich *eines* der Unterrichtsfächer der Gymnasien und konnte sich, da es nicht für die Muttersprache der slowenischen Schüler gehalten wurde, als Unterrichtssprache in Gymnasien erst in den 70er Jahren des 19. Jh.s durchsetzen.

Im Vormärz befanden sich Slowenen in einer besonderen Situation. Um sie herum wachten Völker unter dem Einfluß der französischen Revolution von 1789 und der nachfolgenden Ereignisse auf, auch slawische, und stellten Forderungen, welchen z. T. stattgegeben wurde. Also wurden sie auch von Slowenen gestellt: So verlangten sie 1838 ihre erste *politische* Zeitung in Slowenisch. Das Gesuch wurde in Wien abgelehnt, dafür aber nach fünfjährigen Bemühungen 1843 das Erscheinen

einer *Landwirtschaftszeitung* (*Kmetijske in rokodelske novice*) erlaubt, die bis 1902 erschienen ist. Im Jahr 1840 engagierten sie sich erneut vergeblich um die Herausgabe eines slowenischen politischen Blattes. Sie forderten ferner eine slowenische Universität und ein slowenisches Theater, ohne Erfolg. Das einzige, was damals zu erreichen war, war das Veröffentlichen von belletristischen Werken, naturgemäß wenn sie die Zensur passierten. Das war ein Zustand, den sie 1848 nicht länger hinnehmen wollten. So ließen 43 Unterzeichner in der *Laibacher Zeitung* (*LZ*) eine mit 29. März 1848 datierte *Adresse der Slovenen in Wien an die Landstände Krain's* abdrukken. Darin verlangten sie die Vereinigung aller Slawen in Schrift, die Sicherstellung der slowenischen Nationalität in Krain, dem Küstenland und den slowenischen Teilen der Steiermark und Kärntens, die Errichtung von Lehrkanzeln für slowenische und slawische Sprachen, die Errichtung einer Real- und Ackerbauschule, die Gründung von Kredit-Anstalten zwecks Beförderung der Industrie und die Besetzung der Ämter „*durch der Landessprache vollkommen kundige Männer*".[1] Zur gleichen Zeit hielt der Provinzial-Landtag eine Sitzung ab, auf welcher beschlossen wurde, die in 18 Punkten zusammengefaßten Forderungen auch an die Obrigkeit zu stellen, darunter: Einführung des Slowenischen in den Volksschulen, in den Ämtern und die Übersetzung aller amtlichen Verlautbarungen ins Slowenische, die dem Volke in einem *krainischen* Amtsblatt mitgeteilt werden müssten.[2]

Die Grazer Slowenen und ihr *Verein Slovenija* veröffentlichten am 22. April 1848 ihr Programm in der *Grazer Zeitung*, wo zum ersten Mal in der Geschichte der Slowenen vom *Vereinten Slowenien* die Rede war, von einem autonomen Gebilde innerhalb Österreichs, in welchem alle Slowenen vereint, als ein allen anderen Ländern gleichberechtigtes Land gelebt hätten.

Als letzter meldete sich in diesem Zusammenhang der Laibacher *Slovenische Verein*, der in der *LZ* sein Programm der Öffentlichkeit vorlegte. Seine Hauptziele waren:

> Organische Entwickelung und Hebung unserer slovenischen Nationalität und ihrer harmonischen Unterordnung unter die Idee des österreichischen Kaiserstaates, und nicht minder die Erhebung unserer slovenischen Sprache auf den ihr gebührenden Standpunct. Zu Mitteln, diesen Zweck zu erreichen, wählen wir: Das Wort und die Schrift.[3]

---

1 *Illyrien*. In: *Laibacher Zeitung* vom 4. April 1848, S. 276.

2 *Laibacher Zeitung* vom 11. April 1848, S. 285.

3 In: *Besondere Beilage II.* zur *Laibacher Zeitung* vom 29. April 1848. Unpaginiert.

II. Der Dichter Anastasius Grün

Der Vormärz-Dichter Anastasius Grün[4], wie er als Künstler hieß, wurde am 11. April 1806, vier Monate vor der Auflösung des Heiligen Römischen Reiches, in einer Zeit, die von den Kriegen Napoleons I. dominiert wurde, in Ljubljana (Laibach) als Auersperg geboren. Auersperge[5] waren ein seit Ende des 15. Jahrhunderts im Herzogtum Krain eingesessenes Geschlecht mit umfangreichen Besitztümern. Als Anton Alexander drei Jahre alt war, wurden Ljubljana und Krain im Frieden von Schönbrunn (1809) von Österreich „abgetrennt" und in den Jahren 1809-1813 als französisches Territorium unter dem Namen *Illyrische Provinzen* mit der Hauptstadt Laibach organisiert.

Anton Alexander wuchs als Kleinkind unter der französischen Herrschaft auf und hatte damals im Kontakt mit der einfachen Bevölkerung Krains auch schon ihre Sprache, das Slowenische erlernt. Siebenjährig wurde er von seinem Vater nach Wien geschickt, wo er Zögling im Theresianum wurde. Somit glückte dem Patrioten das Vorhaben, seinen Sohn der Einladung in ein französisches Internat dezent zu entziehen. Vom Theresianum wurde der Junge relegiert, wechselte abermals die Schule, um, seit 1818 Halbwaise, auf Anordnung seines frommen Stiefvaters der Obsorge der Klinkowström'schen[6] Bildungsanstalt in Wien anvertraut zu werden. Ihn ekelte die autoritäre Kirchlichkeit der Anstalt an, wo er als ein unangepasster junger Herr seinen Krainer Landsmann kennen lernte, der in Wien Jus studierte und später zum slowenischen Dichterfürsten wurde, France Prešeren (1800–1849). Er wurde sein Privatlehrer. Dem sechs Jahre jüngeren Zögling, den es nach Literatur dürstete, lieh er unerwünschte Bücher, was Klinkowström in Erfahrung brachte.

---

[4] Mitunter zeichnete er auch als Anton Alexander Bergenau. Vgl. Stefan Sienerth: *Anastasius-Grün-Rezeption und der Standort der siebenbürgisch-deutschen Lyrik in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts.* In: *Anastasius Grün und die politische Dichtung im Vormärz.* Hrsg. von Anton Janko und Anton Schwob. München: Verlag Südostdeutsches Kulturwerk, 1995, S. 123-136, hier vor allem S. 125.

[5] In jüngster Zeit befaßte sich mit dem Geschlecht Auersperg der Historiker Miha Preinfalk. Das Ergebnis seiner 10jährigen Recherchen ließ er 2005 in Slowenisch und 2006 in Deutsch unter dem Titel veröffentlichen: *Auersperg. Geschichte einer europäischen Familie.* Graz: Stocker Verlag (688 Seiten).

[6] Friedrich August Klinkowström (1778-1835, Ps. F. Kindmann), Schriftsteller, Pädagoge und Maler. Kam 1811 nach Wien, konvertierte zum Katholizismus und leitete in den Jahren 1818-34 eine von ihm gegründete Erziehungsanstalt. Er war Mitarbeiter beim *Österreichischen Beobachter* und 1818-21 Herausgeber des *Sonntagsblatts für die Jugend.*

Prešeren, der nicht heucheln wollte, im Übrigen aber sowohl der Kommunion als auch der Beichte und Messe öfter fernblieb, wurde gekündigt.[7]

Die Bekanntschaft bzw. Freundschaft zwischen Prešeren und Auersperg hielt bis zum Tode des slowenischen Dichters an. Man traf sich in Ljubljana oder im Unterkrainer Schloß eines gemeinsamen Freundes, Andrej Smole (1800–1840), um der Geselligkeit zu frönen.

Davon, daß sich die ihrer Geburt nach recht ungleichen Herren (der ältere war ein Bauernsohn, der jüngere ein Graf) doch näher standen, als allgemein angenommen, kündet einer der zwei erhaltenen Briefe Prešerens an Grün, jener vom 23. August 1845:

> *Hochgeborner Herr Graf!*
>
> Das Offizierskorps des vaterländischen Regiments wird aus Anlaß der Fahnenwiehe einen großartigen Kasinoball geben, zu dem über 1400 Personen geladen werden sollen. Unter diesen werden sich mehrere Kenner und Verehrer eines echten vaterländischen Tropfens befinden.
>
> Da unter den slowenischen Weinen der Turnamharter den ersten Rang behauptet: so sind die Wünsche aller durstigen Seelen und Kehlen auf denselben gerichtet. Sollten Herr Graf 10 Eimer weißen und 2 Eimer roten Turnamharter Tafelweins um den gewöhnlichen Preis den Herren Festgebern überlassen können, so werden Sie sich denselben und dem trinkenden Ballpublikum sehr verbindlich machen. Sollten ich und mein Herr Prinzipal uns unter demselben befinden, so werden wir nicht ermangeln ein stilles *Živijo gospod Turjaški grof Anton Sander!* auszubringen.[8]

Doch, es gibt auch andere Spuren dieser Beziehung, nämlich literarische. Als sich Prešeren in den Jahren 1832–34 in Klagenfurt aufhielt, um dort zu praktizieren und das Gerichtsexamen abzulegen, interessierte er sich für Grüns *Spaziergänge eines Wiener Poeten* und bat seinen Freund Matija Čop (1797-1835), er möge ihm dieses Werk Grüns zukommen lassen. Offensichtlich trug er sich mit dem Gedanken, engagierte Gedichte zu verfassen, was er denn, so gut es angesichts der strengen Zensur eben ging, auch tat, z. T. in dem von Anastasius Grün gepflegten Nibelungenvers. In diese Zeit fällt auch die einzige Nachdichtung eines Grün'schen Gedichtes durch Prešeren, der erotisch angehauchten, neckischen *Venetianer Trias*, dem der slowenische Lyriker einen etwas ironischen Titel *Tri želje Anastazija Zelenca* (Drei Wünsche

---

7 Vgl. dazu den Brief Matija Gollmayers an Matija Čop vom 15. Januar 1824. In: Luka Pintar: *Prešeren v šolah*. In: *Ljubljanski zvon* 22 (1902), S. 633. Mehr dazu auch in: Anton Janko: *Anastasius Grün und die slowenische Literaturgeschichte*. In: Janko (Hrsg.): *Anastasius Grün* (Anm. 4), S. 109-121.

8 France Prešeren: *Poezije in pisma*. Hrsg. von Anton Slodnjak. Ljubljana: Mladinska knjiga, 1964, S. 354.

des Anastasius Grün) verlieh, um den jungen Lyriker durch die Übersetzung dessen Pseudonyms in *Grünschnabel* als unreif zu bezeichnen.

Sie beide, Prešeren und Grün, bedienten sich in ihren Gedichten einmal des gleichen Themas, das sie wohl aus Valvasors *Ehre des Herzogthums Crain* (1689)[9] kannten. Es geht dabei um die Sage vom Wassermann, der eine überhebliche junge Dame mit ins Wasser zieht. Prešeren inspirierte sie zum eigenen *Wassermann,* Grün zu *Die Strombraut. Eine krainische Sage*.

Ende der 30er Jahre entschloss sich Grün, slowenische Volkslieder ins Deutsche zu übertragen. Bei der Suche nach geeigneten Texten waren ihm einige Slowenen behilflich, so zum Beispiel die hier bereits erwähnten Prešeren und Smole, dann Stanko Vraz (1810-1851), der zum kroatischen Dichter wurde und den Grafen durch eine Vermittlung Prešerens auch persönlich kannte, und der Vater der Nation, wie man liebevoll spöttisch den Herausgeber der Slowenischen Landwirtschaftszeitung, Dr. Janez Bleiweis (1808-1881), nannte. Auch dieser kannte den Grafen persönlich und stand mit ihm im brieflichen Kontakt. Beim Sammeln von Krainischen Volksliedern half Grün der nach Ljubljana verbannte und dort konfiszierte polnische Gelehrte Emil Korytko (1813-1839), wie aus einem Brief an Prešeren vom 23. 7. 1838 hervorgeht:

> Im Beischluße erhalten Sie, liebenswürdigster Doctor, zur gefälligen Ablieferung an Herrn Koritko […] eine Parthie der mir mitgetheilten Volkslieder […] mit der Bitte Herrn Koritko meinen Dank u. Gruß zu melden. In alter Freundschaft Ihr A. Auersperg.[10]

In den 1840er Jahren befaßte sich Grün immer noch mit der Übersetzung der Volkslieder und wandte sich in dieser Angelegenheit wiederholt an „'[s]einen sehr verehrungswürdigen Doctor und insonderheit geehrten Freund'" mit der Bitte, „'ein paar mir unverständliche Stellen […] durch gefällige Mittheilung zu Hülfe zu kommen, wie Sie diese Stellen übertragen würden'"[11]. Über diese Übersetzertätigkeit Auerspergs berichtete seinen Lesern auch Bleiweis in seinem Blatt *Novice*. Am 21. Januar 1846 hob er in einem Artikel hervor, daß sich der berühmte Landsmann,

---

[9] Mehr dazu in: Mira Miladinović Zalaznik*: „Ein Geschichtsschreiber, der wissendlich Romanen für Historien ausgibt." Johann Weichard Freiherr von Valvasor (1641-1693)*. In: *Querschnitte. Deutsch-slovenische Kultur und Geschichte im gemeinsamen Raum*. Hrsg. von Krista Zach und Mira Miladinović Zalaznik. München: Verlag Südostdeutsches Kulturwerk, 2001, S. 91-124.

[10] Zit. nach Janko Lokar: *Anastasius Grüns Briefe an Prešeren und Bleiweis. Ein Beitrag zu Grüns „Volksliedern aus Krain"*. In. *Carniola* 3, 4 (1908), S. 188. Dieses Heft der *Zeitschrift für Heimatkunde* wurde als Festschrift zum sechzigsten Regierungsjubiläum des Kaisers Franz Josef I. herausgegeben.

[11] Zit. nach ebd., S. 188f.

Dichter Anastasius Grün, dem ob seiner deutschen Gedichte hohe Ehre gebühre, unserer Volkslieder angenommen hätte und sie veröffentlichen wolle, um somit sowohl den Deutschen als auch anderen Völkern von ihrer Schönheit zu künden. Auersperg bedankte sich bei Bleiweis für die gebrachte Notiz:

> Bei Durchsicht der während meines Winteraufenthaltes in Gratz hier eingelaufenen Nummern Ihrer sehr geschätzten und von mir eifrig gelesenen ‚Novize' finde ich einen für mich überaus ehren- und schmeichelhaften Artikel aus Ihrer Feder, meinen Antheil an Sammlung und Übersetzung krainischer Volkslieder betreffend. Empfangen Sie meinen wärmsten und herzlichsten Dank […].[12]

Gleichzeitig bat er den Adressaten um Zusendungen von neuen Liedern, was auch erfolgte. Seine ersten Nachdichtungen der slowenischen Volkslieder ließ Grün als *Volkslieder aus Krain* in Leipzig bei Weidmann veröffentlichen. Die Dankbarkeit der Slowenen kannte kaum Grenzen, obwohl man sich mittlerweile politisch auseinander dividierte. Nichtsdestotrotz bedankte sich Grün für die Förderung seiner Arbeit bei Bleiweis und schickte ihm ein Exemplar des erschienenen Werks. Dieser nahm es mit Begeisterung auf und ließ es in seinem Blatt ankündigen und besprechen. Auch diesmal bedankte sich Grün sowohl bei Bleiweis als auch beim Rezensenten in einem längeren Schreiben, in dem leise die Mißtöne, die seit 1848 zwischen Auersperg und den Slowenen zu vernehmen waren, mit anklingen:

> Wie jedem einzelnen Individuum, so stehe jeder Nationalität das unverkümmerte Recht zu, sich auf dem Boden der Gesittung und Bildung frei zu entwickeln […]. Ich kann nicht umhin, im Germanismus (in dessen edlerem Sinne) noch ein Element der Bildung für unser Volk zu erkennen […].[13]

Zu diesem Zeitpunk war sein slowenischer Dichterkollege seit einem Jahr tot. Grün dichtete einen *Nachruf an Preschern,* dem er Verse des toten Lyrikers aus dessen Gedicht *Pevcu* (Dem Sänger) im Original und in deutscher Nachdichtung voranstellte: „Wer kann / Erhellen die Nacht, die den Geist umspann? / Wer jag' / Den Geier vom Herzen, daß er's nicht nag' / Vom Morgen zum Abend, vom Abend zum Tag!"[14] In seinem *Nachruf* konnte und wollte Grün das Zeitgeschehen nicht umgehen, so daß er in den ersten zwei Strophen wehmütig darauf verwies, wie sich die beiden Völker Krains in ihrer Kindheit noch nahe standen, um im vereinten Schatten der Eiche und der Linde zu spielen. Das änderte sich 1848: „Den Reigen löst das Volk, auf daß sich's schare / Zur Linde hier, sich dort zur Eiche wende; / ‚hie

12 Zit. nach ebd., S. 192.

13 Zit. nach ebd., S. 196-197.

14 Anastasius Grün: *Nachruf an Preschérn.* In: *Anastasius Grüns Werke in sechs Teilen.* Hrsg. mit Einleitungen und Anmerkungen versehen von Eduard Castle. Dritter Teil. Berlin/Leipzig/Wien/Stuttgart: Deutsches Verlagshaus Bong & Co., 1909, S. 97.

Slave!' – ‚hie Germane!' scholl es grimmig, / Und Zornesworte brausten tausendstimmig."[15] Der Abgang des Dichter-Freundes erschütterte ihn: „Von Männern war ein Leichnam hergetragen, / Sie lehnten an den Stamm sein Haupt gelinde, / Ein Dichterhaupt! Dem Volke starb sein Seher; / Erschüttert trat ich von der Eiche näher. // Er war mein Lehrer einst! […]"[16]

Der Nachruf Grüns wurde erst 10 Jahre darauf, 1859 im *Vodnik-Album* (*Vodnikov spomenik*)[17] zur 100jährigen Geburtsfeier des ersten slowenischen Lyrikers Valentin Vodnik (1758-1819) veröffentlicht. Dieses gab „*zur Ehre unserer Nation* und zur *Festfeier eines Ihrer Heroen*" der 26jährige Ethbin Heinrich Costa (1832-1875) erst zu Ostern 1859 heraus, obwohl bereits 1857 als Projekt angefangen.[18]

III. Grün und Kordesch

Grün pflegte Kontakte auch zum Herausgeber des ersten Laibacher belletristischen Journals *Carniolia*, dem Publizisten Leopold Kordesch (1808-1879)[19], der als damaliger Redakteur der *LZ* und dessen Beilage *Illyrisches Blatt* (*IB*) in dem letzt genannten am 24. März 1848 einen *Gruß an Anastasius Grün* von Dr. Carl Vetter abdrucken ließ. Vier Tage darauf veröffentlichte er aus der Broschüre *Spaziergänge eines Wiener Poeten* anonym das Gedicht *Unsere Zeit*, um, gleichsam in einer dramatisch sich zuspitzenden Aktion, in der nächsten Nummer des *IB* sowohl den Namen des Autors vom anonym erschienenen Gedicht preiszugeben als auch seine eigenen *Märzveilchen. Dargebracht dem berühmten Freiheitssänger Krains,* ***Anastasius Grün*** zu veröffentlichen. Darin preist er überschwänglich den Dichter, der nach siebzehn Jahren die Früchte seiner Saat reifen sieht: Vorbei seien jetzt die Zeiten der allmächtigen „*Gedanken-Zöllner*", Freiheit breite sich im Vaterland aus. Man habe nur mehr den Umstand zu beklagen, daß der „[…] *edle Sohn des Landes* ***andernwärts*** *des Geistes Licht strahlen läßt*".[20]

---

[15] Ebd.

[16] Ebd.

[17] Ebd., S. 96-97.

[18] Daran haben 86 Autoren mitgewirkt und ihre Text in den beiden Sprachen Krains publiziert, davon ungefähr 2/3 in Deutsch.

[19] Mehr zu Kordesch in: Mira Miladinović Zalaznik: *Die Laibacher Zeitschrift ‚Carniolia' (1838-1844) und ihr erster Herausgeber Leopold Kordesch*. In: *Charles Sealsfield. Lehrjahre eines Romanciers 1808-1829. Vom spätjosephinischen Prag ins demokratische Amerika*. Hrsg. von Alexander Ritter. Wien: Praesens Verlag, 2007 (*Sealsfield Bibliothek*; 5), S. 287-305.

[20] Leopold Kordesch: *Märzveilchen*. In: *Illyrisches Blatt* vom 1. April 1848, S. 105.

Kordesch stand mit Grün fast vierzig Jahre lang im regelmäßigen Kontakt, wovon diese Briefe von Kordesch an Auersperg zeugen. Die meisten dieser Schreiben sind Bittbriefe, in denen Kordesch, der uneheliche Sohn eines Adligen, den Grafen um *Aushilfe* gebeten hatte, die ihm wohl auch zuteil wurde. Als einziger Krainer Dichter-Kollege meldete sich Kordesch von Wien aus in der *LZ* zum 70. Geburtstag Grüns mit einem Festgedicht *Zur ruhmreichen siebzigsten Geburtsfeier Sr. Exzellenz des Herrn Anton Alexander Grafen von Auersperg (Anastasius Grün) am 11. April 1876*[21] zu Wort. Hier feierte er Grün und hob, da er sich tief in Schuld des Grafen wußte, eigene Verdienste um dessen Ruhm hervor. Das gleiche Gedicht wurde, obwohl Kordesch immer noch in äußerst schlechten finanziellen Verhältnissen lebte, unter einem leicht veränderten Titel *Zur ruhmreichen siebzigsten Geburtstagsfeier Seiner Excellenz, dem P. T. hochgebornen und hochzuverehrenden Herrn Anton Alexander Grafen von Auersperg (Anastasius Grün) k. k. Kämmerer, geheimen Rathe, lebenslänglichen Mitgliede des Herrenhauses, Güterinhaber . am 11. April 1876 aus Ehrfurcht und tiefster Verehrung dargebracht*[22] als Separatdruck veröffentlicht und dem Jubilar überreicht.

Anhand von 21 bis jetzt in Graz und Wien aufgefundenen und eingesehenen Briefen von Kordesch an Grün läßt sich die delikate Beziehung zwischen den beiden bis zu einem gewissen Grade nachzeichnen. Sie wird jedoch zwangsläufig eine einseitige und fragmentarische bleiben, denn uns fehlen sowohl die allfälligen Äußerungen Auerspergs als auch Kordeschs Reaktionen darauf.

Leopold Kordesch, Literat und Redakteur, ist, gemäß dem heutigen Forschungsstand, am 10. Oktober 1838 zum ersten Mal an Anastasius Grün herangetreten „[i]n der festen Ueberzeugung, in Euer Hochgeboren einen der ersten und edelsten Vaterlandsfreunde und Verehrer der Wissenschaften zu finden". Bei dieser Gelegenheit lud er Grün „zur gefälligen Pränumeration auf unsere vaterländische Zeitschrift *Carniolia* bei dem jetzt bald beginnenden 2. Semester"[23] ein. Da bis dato keine Pränumerationslisten aufgefunden werden konnten, bleibt die Frage offen, ob Grün die *Carnolia* im Abonnement bezogen hatte.

Das dritte Schreiben an Anastasius Grün ist mit 25. Juni 1849 datiert und wurde von Kordesch in Gurkfeld abgegeben, wohin er aus Laibach eingetroffen war, um beim Grafen in Thurn am Hart persönlich vorzusprechen. Die Angelegenheit war delikat und gehörte in puncto Arbeitspostenverlust erörtert, was Kordesch weder damals noch später so offen zur Sprache gebracht hatte wie gerade in diesem Brief:

---

21 Vgl. *Laibacher Zeitung* vom 11. April 1876, S. 647.

22 Universitätsbibliothek Graz, BHB SSR2 I 201134.

23 Brief von Leopold Kordesch an Anastasius Grün vom 10. Oktober 1838. (Karl-Franzens-Universität Graz, Institut für Germanistik, Nachlaß Anastasius Grün)

> Durch Cabalen, durch Schickanen der niedrigsten Art bin ich im März v. J. von meinem mehrjährigen Redaktionsposten verdrängt worden, ich – der ich stets nur für die Ehre und die Interessen meiner Heimath gekämpft: ich – der ich […] – die deutsche Journalistik nach Krain gebracht habe; ich – der ich Familienvater von 4 Kindern, Erhalter von 7 Personen bin. – Aber wer kümmert sich um dieß alles? […] Nur mit Aufopferung meiner kleinen Bibliothek und unsrer werthvollen Effekten, die ich veräußerte, war es mir möglich mein Brot nach Wien, ja bis nach Prag suchen gehen zu können.

Es war vergebliche Mühe. Er und seine Familie standen vor Verhungern, daher die Reise eines noch stolzen „*Sinkenden*" nach Gurkfeld zu Grün:

> Und dennoch, hoher Herr, trage ich noch immer Selbstbewußtseyn in mir, dennoch kann und werde ich nie vergessen, daß ich Mensch bin, ein Mensch, der wohl mit Grabbe und anderen verhungerten Schriftstellern das traurige Loos theilen, aber nie sclawisch kriechen wird!

Kordesch gab an,

> daß [s]eine Einrichtungsstücke und Kleider etc. am 20. Juni wegen schuldigen Zins gerichtlich beschrieben wurden, daß [s]eine Frau schon durch 9 Wochen aus Mangel des Nöthigen nicht auf die Gasse kam; daß seit 1. Juni her oft mancher Tag nur Brot unsere Nahrung war –[24]

Am 10. Oktober 1850 meldete sich Kordesch erneut, diesmal aus Graz, jenem Ort *„wo sich **Euer Hochgeboren** so heimisch fühlen"*. Hier begann im Oktober 1850, sein Journal *Der Magnet*, übrigens ein „kostspielige[s] literarische[s] Unternehmen", zu erscheinen. Ein Exemplar erhielt „zur geneigten Einsichtnahme mit der inständigsten Bitte […], daß **Euer Hochgeboren** mir durch gefälliges Abonnement auf meine Zeitschrift unter die Arme greifen wollen"[25] auch Grün. Doch Kordesch ließ, der 1851 zum Mitredakteur der *Gratzer Zeitung* wurde, seinen „ **Magnet**' einen Monat vor der Vollendung des Jahrganges den Weg aller Gratzer Journale wandern, d. i., eingehen […], denn er zählte nur 250 Abonnenten".[26]

Kordesch ersuchte am 10. April 1861 Grün wieder um Hilfe, die ihm am nächsten Tag auch gewährt wurde. In der Zwischenzeit erfuhr er, daß Grün am 11. April seinen Geburtstag gefeiert hatte und schickte ihm aus diesem Anlaß für

---

24 Brief von Leopold Kordesch an Anastasius Grün vom 25. Juni 1849. (Karl-Franzens-Universität Graz, Institut für Germanistik, Nachlaß Anastasius Grün.)

25 Brief von Leopold Kordesch an Anastasius Grün vom 10. Oktober 1850. (Karl-Franzens-Universität Graz, Institut für Germanistik, Nachlaß Anastasius Grün.)

26 Die Autobiographie von Kordsch: Wiener Stadt- und Landesbibliothek, H. I. N. 26508, o. D. In Gänze veröffentlicht in: Mira Miladinović Zalaznik: *Die Laibacher Zeitschrift, Carniolia'* (Anm. 19), S. 287-305, hier S. 289-292.

nachhinein ein Gedicht, das er auch in der *Laibacher Zeitung*[27] zu veröffentlichen versprach. Darin ist mehr als vom Jubilar vom Gratulanten und seiner Not die Rede. Auch diesmal vergaß Kordesch nicht zu erwähnen, daß er im denkwürdigen Jahr 1848 dem großen Freiheitsdichter seine *Märzveilchen* dargebracht hatte.

Seit nunmehr 26 Jahren stand Kordesch in einem mehr oder weniger losen Briefverkehr mit Anastasius Grün. Am 14. Oktober 1864 schickte er ihm, auch diesmal aus Graz, eines seiner traurigsten Schreiben überhaupt, den Brief eines „Verzweifelnden", in dem er sich ungewöhnlich präzise und offen zu seiner Herkunft und sozialen Lage äußerte:

> Von meiner frühesten Jugend an habe ich schon den Kampf mit dem Geschick aufnehmen müssen, und alle meine Bildung habe ich nur mir selbst zu danken. Obschon mein Vater adelig, Präsident des Stadt- und Landrechtes in Triest und seine Frau eine Fürstin **Porcia** war, so that er leider für mich fast so viel als nichts. Sein Name, Anton **Gogala** Edler von **Leesthal** war ebenso bekannt, als geachtet. […] Im Jahre 1842[28] starb er plötzlich in Triest und hinterließ mir nichts […]. Was ich durch Novellen, kleine historische Aufsätze und Korrespondenzen bei einigen Blättern verdiente, reichte nicht aus, mich und meine in Laibach lebende Familie zu erhalten, wenn mich von Zeit zu Zeit nicht **Seine Majestät** der Kaiser unterstützt haben würde.

Im Alter von 56 Jahren trug er sich mit dem Gedanken, nach Mexiko auszuwandern „und dort unter der Protektion der Regierung für die immer zuströmenden Deutschen ein deutsches Journal zu gründen." Der mexikanische Consul zeigte sich interessiert, versprach ihm, für ihn und ein Kind „kostenfreie Hin- und nöthigenfalls die Rückfahrt zu erwirken." Doch Kordesch, der stark verschuldet war, konnte nicht mehr in Wien bleiben, kam nach Graz und trug Grün „die Dedikation [s]einer gediegenen Erzählungen" an, damit er „nach Leipzig reisen und dort [s]ein Werk an einen Verleger verwerthen kann". Aus dem Schreiben geht deutlich hervor, daß Kordesch mit einer Sammel-Aktion zu seinen Gunsten, die er auch Auersperg nahe zu legen versuchte, „in den höchsten Adelskreisen von Graz"[29] rechnete. Er hoffte,

---

[27] Das Gedicht ist in der *Laibacher Zeitung* nicht erschienen, Auersperg hat es wohl nicht erlaubt.

[28] Sowohl hier als auch in seiner Autobiographie (vgl. Wiener Stadt- und Landesbibliothek, H. I. N. 26508, o. D.) irrt Kordesch in Bezug auf das Todesdatum seines Vaters. Anton Gogala, starb einem in der *Carniolia* im November 1841 veröffentlichten Nekrolog zufolge „gegen Mitternacht des 9. Octobers d. J. in Triest". (Vgl. T.: *Nekrolog*. In: *Carniolia* vom 15. November 1841, S. 227.)

[29] Brief von Leopold Kordesch an Anastasius Grün vom 14. Oktober 1864. (Karl-Franzens-Universität Graz, Institut für Germanistik, Nachlaß Anastasius Grün.)

daß ihm und seiner Familie dadurch eine vollkommene Rettung zuteil werden könnte.

Am 24. November 1866 meldete sich der arme ruhelose „Ahasver von Krain" wieder bei dem damals in Laibach weilenden Grün. Kordesch trug sich nun mit dem Plan, sein Heldengedicht *Die Seeschlacht bei Lissa*, „welches etwa 17 Druckbogen umfassen wird", in Wien beim Buchhändler Pichler unterzubringen. Das Heldenepos ist, wie wir weiter lesen, „in dem Versmasse gehalten […], welches […] durch **Euere Excellenz** so beliebt geworden ist!"[30] Diese Arbeit hat Kordesch finanziell erschöpft: Um das Werk schreiben zu können, hielt er sich im August 1865 auch in Triest auf, wo die österreichische Flotte damals ankerte und übergab bei dieser Gelegenheit persönlich sein Gedicht *Dem löwenmuthigen Sieger von Lissa*, Admiral Tegetthoff.[31] Er rechnete auch diesmal mit einer Hilfe Grüns, die der „hungernde Dichter" am 26. November persönlich abzuholen ankündigte. Als eine kleine Gegengabe schickte er Grün eine Ausfertigung des Tegetthoff gewidmeten Gedichts.

Als ein 66 Jahre alter Mann meldete sich Kordesch mit zittriger Hand aus Graz, wo er als Freiberufler sein Leben fristete, schweren Herzens wieder bei seinem Gönner. Sein Stolz schien gebrochen, er selbst müde des Bettelns und Erklärens:

> Es gibt Briefe, deren Allerschwierigstes der Anfang ist. Gegenwärtige Zeilen bilden einen solchen Brief. Wo und wie soll ich ihn anfangen, daß **Euere Excellenz** ihm Aufmerksamkeit zuwenden? Denn bliebe er ungelesen, würde ich wahrscheinlich sammt meiner jüngsten Tochter ganz rathlos dastehen.

Kordesch wies – was er sonst kaum getan hatte – in seinem Schreiben darauf hin, daß er „inniger, aufrichtigster und herzlichster" seinen berühmten Landsmann ehrte als alle anderen und setzte fort:

> Im Jahre 1861, als ich mit beifolgendem auf kaiserlichen Befehl mir ausgestellten Empfehlungsbriefe in allen Garnisonsstädten unseres damaligen Italiens zur Unterhaltung des Offiziers-**Corps** Vorlesungen hielt, bildeten: „**Spaziergänge eines Wiener Poëten**" immer den Glanzpunkt der poetischen Vorträge.

Darauf geht er zu seinem eigentlichen Anliegen über: Er habe eine Tochter von sechzehn Jahren, Pauline, deren Photographie er seinem Brief beilege, „die sich bei

---

[30] Brief von Leopold Kordesch an Anastasius Grün vom 24. November 1866. (Karl-Franzens-Universität Graz, Institut für Germanistik, Nachlaß Anastasius Grün.)

[31] Aus einer anderen Quelle, einem Brief an Unbekannt vom 29. Januar 1867, wissen wir, daß dieses 12 Bogen umfassende Gedicht dem gesamten Offciers-Sen-Corps gewidmet war. Kordesch spricht darin davon, daß auch eine Pränumeration in der Armee auf sein Epos gestartet wurde. Vgl. Brief an Unbekannt vom 29. Jänner 1867. (Wiener Stadt- und Landesbibliothek, H. I. N. 233909.)

einer ganz außerordentlichen Begabung hier in Gratz in der Schauspielkunst für das naive und muntere Fach so ausgebildet, daß sie in Hauptrollen von 12 Stücken […] öffentlich auftreten kann." Sie sei von Laube nach Wien eingeladen, kann aber aus finanziellen Gründen diesem Ruf nicht folgen. Nun grämte sie sich, und Kordesch bittet um Hilfe, denn: „Es handelt sich um das Lebensglück, den Beruf und die Existenzbegründung meines lebensvollsten, geliebtesten Kindes, der letzten Hoffnung meines Lebens, somit auch um meine eigene Existenz."[32] Um die Richtigkeit seiner Behauptungen zu bekräftigen, legte Kordesch seinem Brief die nötigen Anlagen bei und bat um eine Audienz am nächsten Tag. Doch am nächsten Tag, dem 26. Mai 1874, schickte er auf postalischem Wege (das persönliche Abgeben des Briefes an Grün scheiterte wohl) noch eine „Nothgedrungene Nachschrift", in der er sich dafür entschuldigte, daß er seinem Briefe die erwähnten „Ausweise" nicht beilegen konnte und versprach gleichzeitig, sich samt allen Unterlagen „übermorgen […] bezüglich eines etwaigen gütigen Bescheides […] in der Villa persönlich [zu] melden".[33] Auch diesmal bleiben die Fragen, ob er sich in der Villa tatsächlich gemeldet und auch empfangen wurde, ob Grün der talentierten Pauline half, unbeantwortet.

Mit 7. April 1875 wird der letzte erhaltene Brief von Kordesch an Grün datiert. Darin bat der nuanmehr 67jährige mit zittriger, müder Hand um Geld, um aus Graz nach Wien reisen zu können, wo er eine Anstellung erhalten soll. Der Brief ist wortkarg, der Adressat kannte ihn und seine Not.

Die Beziehung zwischen Kordesch und Grün war eine nicht ganz einfache. Kordesch mußte sich Auersperg gegenüber in mancherlei Hinsicht als nicht nur *nicht* ebenbürtig, sondern als geradezu unterlegen gefühlt haben. Aus diesem Grund ist der Umstand leichter zu verstehen, daß Kordesch seinen so ungleichen Dichterkollegen in dem hier erwähnten Festlied nicht nur preist, sondern ihn trotz der ihm öfters zuteil gewordenen gräflichen „Gnade, Milde und Menschenfreundlichkeit"[34] daran erinnert, daß er, der Bittsteller, sich für den Ruhm und guten Namen von Anastasius Grün, so gut es ging, mit beachtlicher Insistenz und noch bevor er von ihm Hilfe benötigt hatte, einsetzte.

---

[32] Brief von Leopold Kordesch an Anastasius Grün vom 25. Mai 1874. (Karl-Franzens-Universität Graz, Institut für Germanistik, Nachlaß Anastasius Grün).

[33] Brief von Leopold Kordesch an Anastasius Grün vom 26. Mai 1874. (Karl-Franzens-Universität Graz, Institut für Germanistik, Nachlaß Anastasius Grün.)

[34] Brief von Leopold Kordesch an Anastasius Grün vom 25. Juni 1849. (Karl-Franzens-Universität Graz, Institut für Germanistik, Nachlaß Anastasius Grün.)

IV. Der Politiker Anton Alexander Graf Auersperg

Auersperg gehörte als Landeskind Krains der deutschen und slowenischen Welt an. Seine im Jahr 1831 wegen Zensur in Hamburg anonym erschienenen *Spaziergänge eines Wiener Poeten* machten ihn schlagartig berühmt. Die Gedichte dieser Sammlung wurden in abgeschriebenen Kopien heimlich verbreitet und halfen, eine Bewegung zu begründen, die sich trotz der äußerst strengen Zensurbestimmungen durchzusetzen wußte. Graf Auersperg war eine widersprüchliche Persönlichkeit. Als Politiker zählte er im Frankfurter Vorparlament und in der Nationalversammlung zu den Liberalen, doch später, sowohl im Reichsrat 1860, im österreichischen Herrenhaus 1861 als auch im Krainer und Steiermärkischen Landtag, vertrat er die konservative Richtung. Im Vormärz, als man in dem Vielvölkerstaat immer mehr auf die eigene Nationalität setzte, erst recht aber nach 1848, da man sich auf den beiden Seiten national deutlich positionierte, wählte er in den stetig wachsenden Auseinandersetzungen zwischen der slowenischen und deutschen Partei seiner Heimat Krain die deutsche Seite: Er entschied sich für die Erhaltung des tradierten Vielvölkerstaates, während die Slowenen mehrheitlich dessen Reorganisation anstrebten. Darauf reagierte er in seiner langen Adresse *An meine slovenischen Brüder*, in der er sich gegen den Aufruf des Vereins *Slovenja* in Wien aussprach, der sich gegen die Wahlen für das Frankfurter Parlament einsetzte. Der Graf plädierte für die Teilnahme der Slowenen an den Wahlen, vor allem, da er seine „[s]lovenische[n] Brüder" vor dem russischen Einfluß bewahren wollte.[35]

Auf diese *Adresse* Auerspergs reagierte der Verein *Slovenija*:

> Sind wir Slovenen auch, wegen der bisherigen, unserer Nationalität widrigen Behandlung außer Stand gesetzt worden, uns schon in dem gegenwärtigen Augenblicke eine selbständige slovenisch-nationale Verwaltung zu geben, so haben wir wenigstens den festen Willen, uns dazu ungesäumt vorzubereiten und in den Stand zu setzen, und wir glauben dieses im Bunde mit den seit Jahrhunderten zu uns haltenden österreichischen Volksstämmen […] zu erreichen. […] Unsere Tendenz ist ein großes, durchaus unabhängiges und mächtiges Kaiserthum Oesterreich, und steht dieses so da, dann sind wir überzeugt, daß Deutschland und Rußland gerne mit uns in Frieden und Freundschaft leben werden.[36]

Auch später kamen sich Auersperg und seine slowenischen Landsleute politisch nicht näher. In seinem Schreiben vom 13. Januar 1866 an Leo Thun (1811-1888), Politiker und Reformator des österreichischen Bildungswesens, wurde ihr gespann-

---

35 In: *Besondere Beilage III* zur *Laibacher Zeitung* vom 29. April 1848. Unpaginiert.

36 Offenes Sendschreiben des Vereins „Slovenija" in Wien an Herrn A. Grafen v. Auersperg (Anastasius Grün). In: *Besondere Beilage zur Laibacher Zeitung* vom 11. Mai 1848. Unpaginiert. (Hervorhebungen von mir.)

tes Verhältnis einmal mehr deutlich artikuliert, indem Auersperg einige giftige Aussagen, Slowenen betreffend, fallen ließ:

> Unsere Slowenen […] sind gelehrige Affen eurer Tschechen. […] Weit entfernt davon, dem Slowenismus in den Grenzen unseres volkstümlichen Lebens seine Berechtigung abzusprechen, hege ich doch die tiefste Überzeugung, daß derselbe in den Dimensionen, zu welchen einige Ultras seine Bedeutung aufblähen wollen, staatsrechtlich und kulturhistorisch keine Aussicht auf dauernden Erfolg und keine Zukunft hat.[37]

Zu deuten ist diese Äußerung in einem viel wichtigeren Kontext als es ein Brief ist. Den Slowenen ging es just zu diesem Zeitpunkt um die Einführung der slowenischen Unterrichtssprache in den Volksschulen und die Utraquisierung der Mittelschulen. Auersperg, der davon überzeugt war, daß es für Slowenen ein Gebot der Stunde und der Notwendigkeit wäre, sich die deutsche Kultur anzueignen, fühlte sich dazu verpflichtet, gegen diesen Antrag seiner slowenischen Landsleute zu plädieren. Er konnte mit seiner folgenschweren Rede vor dem Krainischen Landtag vom 12. Februar 1866, die ihm eine grollende Unversöhnlichkeit der Slowenen einbrachte, die Reformation des Krainer Schulwesens einmal mehr aufhalten:

> Es sind im Ausschußberichte statt eines Fachgutachtens drei volltönende Worte angeführt: *Gleichberechtigung, Volksbildung, Germanisierung*, letztere gewissermaßen als eine Art böses Prinzip. […] Wenn ich in der Bevölkerung den Stimmen, die über diese Frage laut werden, lausche, so […] habe ich sehr häufig die Wahrnehmung gemacht, daß der einfache Landmann sich gewissermaßen instinktiv und magnetisch zum Kulturelemente hingezogen fühlt, das in der deutschen Sprache liegt. […] In dem Sinne, wie ich das Germanisieren verstehe, nämlich im Wirken des Deutschtums auf Veredlung, Versittlichung, Bildung, höheres Wissen, Erziehung, kann ich nur sagen: […] es ist in dieser Beziehung noch viel zu wenig germanisiert worden […]. Ich glaube, die Ausübung der sprachlichen Gleichberechtigung involviert die Verpflichtung, an Stelle der bisherig angewendeten Unterrichtssprache eine ebenso ausreichende Leistung in der dafür neu zu wählenden Sprache zu setzen; ich glaube nicht, daß die slowenische Sprache in diesem Augenblicke fähig ist, die deutsche zu ersetzen […]. [E]s besteht immer ein Unterschied zwischen einer Volkssprache, und sei sie noch so ausgebildet, und einer eigentlichen Kultursprache […].[38]

Grün agierte hier gemäß seiner Überzeugung von der Mehrwertigkeit der deutschen Sprache und der Unzulänglichkeit der slowenischen. Daß er sich gleichzeitig für

---

37 *Anastasius Grüns Werke in sechs Teilen.* Hrsg. mit Einleitungen und Anmerkungen versehen von Eduard Castle. Erster Teil. Berlin/Leipzig/Wien/Stuttgart: Deutsches Verlagshaus Bong & Co., 1909, S. CVf.

38 Ebd., S. 242f. (Hervorhebungen von mir.)

eine Regelung der Nationalfrage, doch nicht zum Nachteil der Deutschen, einsetzte, machte ihn bei seinen slowenischen Landsleuten nicht beliebter. Obwohl sie gleichzeitig sehr wohl wußten, daß er sich als Mitglied des Herrenhauses seit 1861 tatkräftig für eine Verbesserung der Lage Krains in Angelegenheiten des Fiskus engagierte, änderte dies nichts an ihrer Haltung Grün gegenüber.

V. Der Krainer Landsmann

Am 11. April 1876 feierte Anastasius Grün sein 70jähriges Jubiläum. Kurz davor, am 2. März 1876, wurde vom Laibacher Gemeinderate beschlossen, daß der *Novi trg* / der *Neue Platz* zu seinen Ehren einen neuen Namen erhalten soll: den *Turjaški trg* / *Auerspergplatz*. Doch die Umbenennung verlief nicht ohne Schwierigkeiten, da man sich im Gemeinderat laut fragte, inwiefern sich der Graf um das Land verdient gemacht hätte.[39] Das 70jährige Jubiläum des Dichters beging auch die Krainer Presse, die deutsche festlicher, die slowenische, wenn überhaupt, verhaltener. Die beiden deutschen Blätter Krains, die offizielle *LZ* und das deutsch-nationale *Laibacher Tagblatt* (*LT*) brachten einige Tage lang den Dichter, Denker und Politiker ehrende Artikel. Das einzige slowenische Blatt jener Zeit, *Slovenski narod*, das sich in Sachen Auersperg meldete, brachte nur eine kleine Notiz in der Rubrik *Einheimisches,* aus welcher hervorgeht, daß einige abtrünnige (slowenische) Landsmänner Grüns zu seinen Ehren ein Fest ausgerichtet hätten, wobei der größte Verräter der slowenischen Interessen Karl Dežman gegen die slowenische Volkspartei witterte, dabei geflissentlich vergessend, wie der Graf Auersperg seine Bauern ausbeutete.[40] *Novice*, mit dessen Redakteur der Graf, wie bereits ausgeführt, im persönlichen und brieflichen Kontakt stand, gedachte des Dichters mit keinem Wort. Im September des gleichen Jahres erkrankte Auersperg. Sowohl *Slovenski narod* als auch die *LZ* und das *LT* berichteten über den Verlauf der Krankheit mehr oder minder genau. So berichtete das *LT* vom 12. September 1876, sich dabei auf die *Neue Freie Presse* berufend:

> Am 10. d. M. vormittags fand sich im Palais des allgemein bedauerten Freiheitssängers […] der Grazer Domvicar und fürstbischöfliche Ceremoniär *Hebenstreit* ein, um dem Kranken die Beichte abzunehmen; die Hausgenossen und die Dienerschaft ließen ihn jedoch nicht vor, unter dem Vorwande, daß der Graf augenblicklich schlafe. Nachmittags kam derselbe wieder und wurde jetzt ins Krankenzimmer gelassen; als er nun de[s] Grafen Beichte hören wollte, wendete dieser, der offenbar bei vollem Bewußtsein war, mit einer krampfhaften Anstrengung den Kopf gegen die Wand. Monsignore Hebenstreit mußte nach einer Stunde unver-

[39] Der neue Name des Platzes hielt sich bis 1923, als der Platz seinen alten Namen zurückerhielt.

[40] *Ljubljanski kazinarji*. In: *Slovenski narod* vom 11. April 1876. Mikrofilm.

> richteter Dinge fortgehen und empfahl sich in liebenswürdiger Weise. Was den Zwischenfall mit Hebenstreit betrifft, so scheint es sicher, daß der Domvicar nicht aus eigenem Antrieb an das Sterbebett gekommen, sondern von irgend einem Verwandten gerufen ward, denn er wurde aufgefordert, dem Sterbenden wenigstens die letzte Oelung zu ertheilen, was er indessen mit der Motivierung ablehnte, daß der Kranke nicht gebeichtet habe und doch bei Bewußtsein sei; wenn er das Bewußtsein verlieren sollte, erklärte Hebenstreit beim Fortgehen, möge man ihn rufen lassen; er werde dann die letzte Oelung ertheilen.[41]

Am 14. September 1876 verstarb Auersperg. In der Presse wurden zahlreiche Nekrologe abgedruckt. *Slovenski narod* vergaß nicht anzumerken, daß Auersperg ein großer Gegner der slowenischen politischen Volksbewegung war und uns seinerzeit im Landtag höhnisch vorwarf, wir hätten unsere gesamte Literatur in einem Tuch unter dem Arm davon tragen können.[42] *Novice*, jenes Blatt, das Auersperg nach eigenen Aussagen „eifrig" gelesen hatte, meldete sich auch diesmal nicht zu Wort. Dafür aber berichteten sowohl *Slovenski narod*[43] als auch die LZ vom letzten Willen des Grafen:

> Vorgestern fand in Graz die Eröffnung der letztwilligen Anordnungen des Verstorbenen statt. Dieselben bieten einen rührenden Beweis von der nie erloschenen warmen Anhänglichkeit, die Graf Auersperg Zeit seines Lebens seinem engeren Heimatlande Krain bewahrt hatte, dessen er auch in seinem Testamente durch eine großmüthige Schenkung liebevoll gedachte. Der § 11 seines Testamentes verfügt nemlich, daß das gesammte Honorar, das Auersperg für seine literarischen Schöpfungen bezogen hatte, im Aequivalente per 30,000 fl zur Ereierung von *vier Studienstipendien* verwendet werde, die zu gleichen Theilen an dürftige und talentierte Jünglinge aus *Krain* und der *Steiermark* verliehen werden mögen.[44]

Anastasius Grün wollte neben seinem Vater in Thurn am Hart beigesetzt werden. Man berichtete ausführlich auch über die Beisetzung, wobei sich die Berichte in den deutschen Zeitungen und dem slowenischen Blatt so lesen, als wäre da nicht von der gleichen Bestattung die Rede. Am 23. September 1876 ließen Marie Gräfin Auersperg, geb. Gräfin Attems und Theodor Graf Auersperg in der LZ ihren *Oeffentliche[n] Dank* veröffentlichen:

> Wenn in ein Haus der Tod einzieht, kommt in seinem Gefolge Schmerz, Trauer und das bittere Gefühl der Verlassenheit; und wie steigert sich diese Seelenqual, wenn er den zärtlichsten Gatten, den besten der Väter hinwegrafft. Kommt hinzu,

---

41 *Laibacher Tagblatt* vom 12. September 1876. Unpaginiert.

42 *Grof Anton Auersperg*. In: *Slovenski narod* vom 14. September 1876. Mikrofilm.

43 *Grof Anton Auersperg*. In: *Slovenski narod* vom 16. September 1876. Mikrofilm.

44 Anton Graf Auerspergs letzter Wille. In: *Laibacher Zeitung* vom 15. September 1876, S. 1657.

> daß in ihm auch das Vaterland einen seiner wärmsten Patrioten, die deutsche Bildung einen gefeierten Vertreter verliert, so gestaltet sich das Gefühl des Schmerzes zu einem so intensiven Wehe, daß gegen dasselbe nicht Worte des Trostes, sondern nur die allmächtige Zeit ankämpfen kann. […] Da wir uns zu schwach und zu ergriffen fühlen, für alle diese Zeichen der Liebe und Verehrung für den Dahingeschiedenen, der Theilnahme für uns Verlassene jedem Einzelnen mit jener Innigkeit zu danken, zu der wir uns verpflichtet fühlen, so sei es uns gestattet, auf dem Wege der Oeffentlichkeit einen kleinen Theil dieser Dankesschuld abzutragen, indem wir unseren innigsten, wärmsten Dank aussprechen.[45]

Als die 1863 gegründete, deutschvölkisch orientierte *Deutsche Turnerschaft Laibachs* über einen Antrag vom 23. Januar 1884, d. h. acht Jahre nach dem Tode des Dichters, beschloss, in Ljubljana eine Gedenktafel an Anastasius Grün zu errichten, führte dies zu einer außergewöhnlichen deutsch-slowenischen Auseinandersetzung. Die feierliche Enthüllung der Gedenktafel zum 80. Geburtstag des Dichters und Politikers wurde wegen „schlechter Witterungsverhältnisse" vom 10. April auf den 3. Juni 1886 verlegt, als es zu Ausschreitungen von Teilen der slowenischen Bevölkerung kam, die sich zu regelrechten Massenunruhen auswuchsen. Es stand fest: Slowenen empfanden dieses Denkmal, das an der Mauerecke des Klosters des deutschen Ritterordens angebracht wurde, als Provokation. Bis zu seiner Entfernung am 6. Januar 1919 – es überdauerte die Denkmäler vom Kaiser Franz Joseph I. und von Radetzky nur um eine Woche – wurde es oft mit Tinte beschmiert und war Gegenstand antideutscher Demonstrationen.[46]

---

[45] Marie Gräfin Auersperg, geb. Gräfin Attems, Theodor Graf Auersperg: *Oeffentlicher Dank*. In: *Laibacher Zeitung* vom 23. September 1876), S. 1716.

[46] Vgl. Vasilij Melik: *Anton Alexander Graf Auersperg und die Slowenen*. In: Janko (Hrsg.): *Anastasius Grün und die politische Dichtung im Vormärz* (Anm. 4), S. 93-108, hier S. 106-108. Vgl. auch: *Kronika slovenskih mest*. Hrsg. von Dinko Puc, Evgen Jarc, France Stele, Lojze Slanovec. Ljubljana 1934, S. 74.

Alexander Ritter

Sealsfield-Bibliographie 2007-2008

Bibliographien

Alexander Ritter: *Sealsfield-Bibliographie 2003-2007*. In: *Charles Sealsfield. Lehrjahre eines Romanciers 1808-1829. Vom spätjosephinischen Prag ins demokratische Amerika.* (*SealsfieldBibliothek*; 5) Hrsg. von Alexander Ritter. Wien: Praesens, 2007. S. 307-311.

Texteditionen
Einbändige Werkausgaben

Charles Sealsfield: *Die Erzählung des Obersten Morse.* [Tonkassette]. Sprecher: Heinz Kilian. Murrhard: Schumm, o.J.

Charles Sealsfield: *Der Kapitän* [Vereinfachte Fassung für Deutsch als Fremdsprache]. München: Klett-Edition Deutsch, 1998.

Charles Sealsfield: *Das Cajütenbuch oder Nationale Charakteristiken.* Ill. von Erich Glas. Furth im Wald: Vitalis, 2004.

Charles Sealsfield: *Das Kajütenbuch oder nationale Charakteristiken.* Deutsche Literatur von Luther bis Tucholsky: Großbibliothek. (Digitale Bibliothek; 125) Berlin: Directmedia Publ., 2005.

Charles Sealsfield: *Morton oder die große Tour.* Werausgabe in Einzelbänden (Alitera Verlag). München: Buch & Media, 2008.

Forschungsliteratur
Berichte zum Forschungsstand
Biographie

Alexander Ritter: Fluchtpunkt Kittanning, Pennsylvania (USA) oder: Die inszenierte ‚Geburt' des Amerikaners Carl Moritz Zeilfels alias Charles Sealsfield. Eine Dokumentation. In: *Charles Sealsfield. Lehrjahre eines Romanciers 1808-1829. Vom*

spätjosephinischen Prag ins demokratische Amerika. (*SealsfieldBibliothek*; 5) Hrsg. von Alexander Ritter. Wien: Praesens, 2007. S. 207-285.

Beiträge zum Gesamtwerk und Sammelbände

Kenji Hara: *Sealsfield to bunretsusuru* [*Sealsfield und sein doppeldeutiges Amerikabild*]. In: *Literatur der „Diaspora"*. Hrsg. von Kenjy Hara. Tokio, 2004. S. 3-14.

Kenji Hara: *Geschichte und Abwesenheit. Robert Musik und die erzählende österreichische Literatur des 19. Jahrhunderts*. Tokio, 2005. [Zu Sealsfields Romanen *Das Kajütenbuch* und *Süden und Norden*]

Heike Paul: *Kulturkontakt und racial presence. Afro-Amerikaner und die deutsche Amerika-Literatur, 1815-1914*. (*American Studies*; 126) Heidelberg, 2005.

Brigitte Prutti: *Höflingsbrust und Kaiserschenkel: Postheroische Mäönnlichkeit und Restaurationskritik bei Sealsfield und Grillparzer*. In: Sprachkunst (Wien) 37 (2006). S. 1-27.

Jerry Schuchalter/Gerhard Schildberg-Schroth: *Januskopf Amerika: Die Neue Welt im Spiegel deutscher Amerikaliteratur des 19. Jahrhunderts*. (*Dichtung – Wahrheit – Sprache: Analysen, Synthese, Dokumentation*; 6) Berlin, 2006.

Dieter A. Binder: *Charles Sealsfield und die Freimaurerei. Von der Verschwörungstheorie zur virtuellen Realität*. In: *Charles Sealsfield. Lehrjahre eines Romanciers 1808-1829. Vom spätjosephinischen Prag ins demokratische Amerika.* (*SealsfieldBibliothek*; 5) Hrsg. von Alexander Ritter. Wien: Praesens, 2007. S. 125-133.

Charles Sealsfield. Lehrjhare eines Romanciers 1808-1829. Vom spätjosephinischen Prag ins demokratische Amerika. (*SealsfieldBibliothek*; 5) Hrsg. von Alexander Ritter. Wien: Praesens, 2007.

Gustav Frank: *„Denn in der Literatur wie in den Wäldern der nordamerikanischen Wilden werden die Väter von den Söhnen totgeschlagen." Die Erzählliteratur nach 1820 als Voraussetzung von Sealsfields Prosa*. In: *Charles Sealsfield. Lehrjahre eines Romanciers 1808-1829. Vom spätjosephinischen Prag ins demokratische Amerika.* (*SealsfieldBibliothek*; 5) Hrsg. von Alexander Ritter. Wien: Praesens, 2007. S. 135-151.

Christoph Hendel: *Zwischen der ‚manus mortua der Aristokratie' und dem ‚todtenMeer des Bürgerthums': Zum ideologischen System in den Erzähltexten Charles Sealsfields*. Göttingen, 2007.

Tomáš Hlobil: *Josef Georg Meinert Ästhetik-Vorlesungen. Die Prager Ästhetik zur Zeit von Carls Postls Universitätsstudien*. In: *Charles Sealsfield. Lehrjahre eines Romanciers 1808-1829. Vom spätjosephinischen Prag ins demokratische Amerika.* (*SealsfieldBibliothek*; 5) Hrsg. von Alexander Ritter. Wien: Praesens, 2007. S. 55-62.

Primus-Heinz Kucher: *Prag – Leipzig – Wien: Aspekte des literarischen Feldes um 1820. Zeitgenössisches Textangebot und dessen mögliche Rezeption durch Carl. A. Postl/Charles*

Sealsfield. In: *Charles Sealsfield. Lehrjahre eines Romanciers 1808-1829. Vom spätjosephinischen Prag ins demokratische Amerika.* (*SealsfieldBibliothek*; 5) Hrsg. von Alexander Ritter. Wien: Praesens, 2007. S. 37-53.

Hugh Ridley: *Relations stop nowhere. The common literary foundation of German and American literature, 1830-1917*. (*Internationale Forschungen zur allgemeinen und vergleichenden Literaturwissenschaft*; 109) Amsterdam, 2007. [U. a. zu Charles Sealsfield]

Claudia Schweizer: *Wissenschaft und Nationalismus in Böhmen zur Zeit der Restauration. Gründung und Aufbau des Vaterländischen Museums in Prag*. In: *Charles Sealsfield. Lehrjahre eines Romanciers 1808-1829. Vom spätjosephinischen Prag ins demokratische Amerika.* (*SealsfieldBibliothek*; 5) Hrsg. von Alexander Ritter. Wien: Praesens, 2007. S. 63-80.

Kurt f: Strasser. *Carl Postl, ein Schüler Bernard Bolzanos*. In: *Charles Sealsfield. Lehrjahre eines Romanciers 1808-1829. Vom spätjosephinischen Prag ins demokratische Amerika.* (*SealsfieldBibliothek*; 5) Hrsg. von Alexander Ritter. Wien: Praesens, 2007. S. 81-103.

Michael Wögerbauer: *Die Zensur ist keine Wissenschaft, sondern eine bloße Polizeianstalt. Zum Verhältnis von Sozialsystem Literatur und staatlicher Intervention 1780-1820*. In: *Charles Sealsfield. Lehrjahre eines Romanciers 1808-1829. Vom spätjosephinischen Prag ins demokratische Amerika.* (*SealsfieldBibliothek*; 5) Hrsg. von Alexander Ritter. Wien: Praesens, 2007. S. 105-124.

Mira Miladinivić Zalaznik: *Die Laibacher Zeitschrift ‚Carniola' (1838-1844) und ihr erster Herausgeber Leopold Kordesch*. In: *Charles Sealsfield. Lehrjahre eines Romanciers 1808-1829. Vom spätjosephinischen Prag ins demokratische Amerika.* (*SealsfieldBibliothek*; 5) Hrsg. von Alexander Ritter. Wien: Praesens, 2007. S. 287-305.

Karin Tuxhorn: *Grenzgänge bei Adalbert Stifter und Charles Sealsfield: „Kommen und gehen, manchmal verweilen."* Hamburg: Kovać, 2007 (*Poetica*; 94).

Werner Gallusser: *Charles Sealsfield und Frank Buchser*. Mitteilungen der Töpfergesellschaft Solothurn N. F., H. 9 (2008). S. 1-38.

Beiträge zu einzelnen Werken

Wynfrid Kriegleder: *Charles Sealsfield and his Novels on the Deep South*. In: *Aspects of the Transatlantic Exchange: The American South in Europe – Europe in the American South*. Hrsg. von Waldemar Zacharasiewicz. Wien, 2006. S. 257-264.

Primus-Heinz Kucher: *Polyphone Spiegelungen und Kulturkritik in Charles Sealsfields Amerika-Bericht ‚Die Vereinigten Staaten von Nordamerika nach ihrem politischen, religiösen und gesellschaftlichen Verhältnisse betrachtet'* (1827). In: *Austriaca*. Themenheft: *Littérature de voyage regards autrichiens sur le monde*. No. 62 (2006). S. 29-48.

Christoph F. Lorenz: *‚Der Legitime und die Republikaner'. Charles Sealsfields ‚Tokeah'-Roman und sein möglicher Einfluß auf Karl May*. In: *Jahrbuch der Karl-May-Gesellschaft* 2006. S. 239-266.

Eduard Beutner: *Gegen „dieses System der Zerstörung"? Charles Sealsfield und der Josephinismus in ‚Austria as it is'*. In: *Charles Sealsfield. Lehrjahre eines Romanciers 1808-1829. Vom spätjosephinischen Prag ins demokratische Amerika.* (*SealsfieldBibliothek*; 5) Hrsg. von Alexander Ritter. Wien: Praesens, 2007. S. 153-163.

Volker Depkat: *Der Ort der USA in vormärzlichen Wissenshorizonten. Erkenntnisinteressen in Charles Sealsfields Bericht ‚Die Vereinigten Staaten von Nordamerika'* (1827). In: *Charles Sealsfield. Lehrjahre eines Romanciers 1808-1829. Vom spätjosephinischen Prag ins demokratische Amerika.* (*SealsfieldBibliothek*; 5) Hrsg. von Alexander Ritter. Wien: Praesens, 2007. S. 13-35.

Wynfrid Kriegleder: *‚George Howard's Esqu. Brautfahrt' im Kontext der zeitgenössischen Novellentheorie und -praxis*. In: *Charles Sealsfield. Lehrjahre eines Romanciers 1808-1829. Vom spätjosephinischen Prag ins demokratische Amerika.* (*SealsfieldBibliothek*; 5) Hrsg. von Alexander Ritter. Wien: Praesens, 2007. S. 165-182.

Jeffrey L. Sammons: *Die Verteidigung des Blockhauses dreiunddreißig Jahre später. Streiflichter auf Friedrich Spielhagens ‚Deutsche Pioniere'* (1870). In: *Charles Sealsfield. Lehrjahre eines Romanciers 1808-1829. Vom spätjosephinischen Prag ins demokratische Amerika.* (*SealsfieldBibliothek*; 5) Hrsg. von Alexander Ritter. Wien: Praesens, 2007. S. 183-192.

Gabriela Scherer: *Charles Sealsfields ‚Kajütenbuch' – kriminalistisch betrachtet*. In: *Charles Sealsfield. Lehrjahre eines Romanciers 1808-1829. Vom spätjosephinischen Prag ins demokratische Amerika.* (*SealsfieldBibliothek*; 5) Hrsg. von Alexander Ritter. Wien: Praesens, 2007. S. 193-205.

Alexander Ritter: *Narrative evasion of socio-political crisis: Raabe's 'Die Leute aus dem Walde' und Sealsfield's 'Das Kajütenbuch oder Nationale Charakteristiken*. In: *Wilhelm Raabe in International Perspectivive – International Themes on Wilhelm Raabe*. Hrsg. von Dirk Göttsche und Florian Krobb. Oxford, 2008.

Bildnachweis

Seite 9 Einzige Photographie von Charles Sealsfield, aufgenommen von C. Rust in Solothurn 1864. Bearbeitet von Dr. Alexander Ritter.

Seite 20 *Rambleton; a romance of fashionale life in New York during the great speculation of 1836*. By Charles Seatsfield. Transl. from the German. New York: Winchester, 1844; *Flirtations in America: or, High Life in New-York and Saratoga*. By Seatsfield, Author of „Life in the New World," „North and South" &c. Translated from the German. New-York: William Taylor & Company, No. 2 Astor House. 1847; Werbe Seite des Verlages William Taylor & Co (New York).

Seite 85 Heinrich Eduard Brockhaus (1804-1874). Heinich Eduard Brockhaus: *Die Firma F. A. Brockhaus von der Begründung bis zum hundertjährigen Jubiläum – 1805 – 1905* – . Leipzig: F. A. Brockhaus, 1905. S. 54.

Seite 101 Friedrich Schultheß-von Grebel (1804-1867). Öl auf Leinwand, nach einer Lithographie von Jules Hébert (1866). Schulthess-Verlag (Zürich).

Seite 103 *Allgemeines Verzeichniß der Bücher, welche in der Frankfurter und Leipziger Michaelismesse des 1836. Jahres ganz neu gedruckt oder neu aufgelegt worden sind, auch derer, die künftig herauskommen sollen*. Leipzig, in der Weidmann'schen Buchhandlung, S. 518; 1837, Michaelismesse, S. 547; 1839, Ostermesse, S. 258; 1839, Michaelismesse, S. 597; 1840, Ostermesse, S. 115.

Seite 107 Julius Theodor Baedeker (1814-1880), Foto: 9 x 11 cm, vermutlich 1869 entstanden (rückwärtige Beschriftung). Baedeker-Archiv Christoph Suin de Boutemard (Nienburg).

Seite 111 Heinrich Erhard (1804-1874). Landeskundliches Bildarchiv/EBV. Landesmedienzentrum Baden-Württemberg.

Seite 114 Charles Sealsfield (Solothurn) an Karl Maria Kertbeny vom 26. September 1860. Sealsfield-Sammlung der Zentralbibliothek Solothurn (Schweiz).

Seite 113 Karl Maria Kertbeny: Abschrift eines Schreibens von Charles Sealsfield an Julius Baedeker (Elberfeld) vom 29. September 1829. Kertbeny Nachlaß Oct. Germ. Ungarische Nationalbibliothek (Budapest). Zur Vergügung gestellt von Walter Grünzweig (Universität Dortmund).

Seite 154 Karl Maria (Benkert) Kertbeny (1824-1882). Daguerreotypie, ca. 1846-47. Photograph unbekannt. Vermutlich in Wien aufgenommen. Hungarian National Museum (Budapest).

Seite 155 Karl Maria (Benkert) Kertbeny (1824-1882), Photo, 1858. Aufgenommen vermutlich in Hannover. Hungarian National Museum (Budapest).

Seite 184 Charles Sealsfield (Schaffhausen) an Ida Baronin Reinberg-Düringsfeld (Konstanz) vom 21. November 1846. Privatbesitz Frau Dr. Helga Löber (Wien).

Autoren

Werner Arnold GALLUSSER, geb. 1929, Studium der Germanistik, Geographie und Biologie an der Universität Basel. Dr. phil. Studien in Humangeographie an den Universitäten Bonn, Uni. of Madison (Wisc.,USA) und Adelaide (Australien). O. Professor für Humangeographie (Universität Basel).

Veröffentlichungen: Zur europäischen Kolonisation der USA (1986), Der Mensch als Maß (Basel 1989), Political Boundaries and Coexistence (Bern 1994).

Anschrift: Giornicostraße 106, CH-4059 Basel

Ernst GRABOVSZKI, geb. 1970, Studium der Vergleichenden Literaturwissenschaft und Germanistik, Dr. phil., Lehrbeauftragter am Institut für Europäische und Vergleichende Sprach- und Literaturwissenschaft der Universität Wien, Mitarbeiter des Internationalen Forschungszentrums für Kulturwissenschaftliche Studien (Westungarische Universität Sopron/Szombathely), Verlagslektor und Journalist. Habilitationsprojekt zum Thema „Rezeption fremdsprachiger Literatur in Zeitschriften und Zeitungen der DDR".

Veröffentlichungen: Methoden und Modelle der deutschen, französischen und amerikanischen Sozialgeschichte als Herausforderung für die Vergleichende Literaturwissenschaft. Amsterdam/New York 2002; Literature in Vienna at the Turn of the Centuries. Continuities and Discontinuities Around 1900 and 2000 (hrsg. mit James Hardin). Rochester 2003; *in Vorbereitung*: A Literary History of the German Democratic Republic, 1949–1990. Rochester 2009. Darüber hinaus Aufsätze zur Literatur und Literaturtheorie des 19. und 20. Jahrhunderts.

Anschrift: Kölblgasse 18/11, A-1030 Wien, *E-Mail*: ernst.grabovszki@univie.ac.at, *Homepage*: http://homepage.univie.ac.at/ernst.grabovszki

Ruedi GRAF, geb. 1952, Studium der Germanistik, Geschichte, Philosophie und Politikwissenschaften, Dr. phil., Mitarbeiter an der Solothurner Kantonsgeschichte.

Veröffentlichungen: (Hrsg.) Johann Heinrich Pestalozzi: Politische Schriften. Basel 1991; Das Theater im Literaturstaat. Literarisches Theater auf dem Weg zur Bildungsmacht. Tübingen 1992; Antonio Gramsci: Gefängnishefte, hrsg. vom Deutschen Gramsci-Projekt, übers. von K. Bochmann, R. Graf, W. F. Haug, P. Jehle u. a. Bd. 1-9. Berlin 1991-99; (Hrsg. mit P. Jehle) Registerband. Berlin 2002; (Hrsg.)

Die Tagebücher des Zürcher Pfarrers Diethelm Schweizer. Zürich 2008. Aufsätze zur Literatur der Aufklärung, Schweizer Literatur, zu Gramsci, zum Theater und zur Solothurner Geschichte.

Anschrift: Historisches Lexikon der Schweiz, Hirschengraben 11, Postfach 6576, CH-3001 Bern; Telefon +41 31/313 13 30, Fax +41 31/313 13 39; *E-Mail*: ruedi.graf@dhs.ch

Walter GRÜNZWEIG, Studium der Amerikanistik und Germanistik an der Karl-Franzens-Universität Graz und Ohio University, Promotion in Graz zu Charles Sealsfield im Kontext der amerikanischen Literatur, 1993 Professor für Amerikanistik in Dresden, seit 1994 an der Universität Dortmund. Adjunct Professor an der University of Pennsylvania, der State University of New York at Binghamton und dem Canisius College, Gastprofessuren an den Universitäten in Maribor, SUNY Binghamton (NY), Dakar, Humboldt, Leipzig, Trieste.

Veröffentlichungen neben Sealsfield vor allem zu Walt Whitman, den europäisch-amerikanischen Literatur- und Kulturbeziehungen, zu Rezeptionsprozessen, Migrationsfragen, zum internationalen Bildungsaustausch.

Anschrift: Amerikanistik, Fakultät Kulturwissenschaften, Universität Dortmund, D-44221 Dortmund; Tel. +49-231-7552912

E-Mail: walter.gruenzweig@udo.edu

Kenji HARA, geb. 1951, Studium der Germanistik an den Universitäten Tohoku (Sendai, Japan), Bonn und Saarbrücken; Dr. phil., Professor für Germanistik an der Literarischen Fakultät der Tohoku-Universität.

Veröffentlichungen: zahlreiche Publikationen in deutscher und japanischer Sprache zur neueren deutschen und österreichischen Literatur, vor allem zu Goethe, Sealsfield, Grillparzer, Stifter, Nestroy, Anzengruber, Ebner-Eschenbach, Rosegger, Saar, Musil, Jonke und auch zum schweizerischen Historiker Jacob Burckhardt. *Zuletzt*: Geschichte und Abwesenheit. Robert Musil und die erzählende österreichische Literatur des 19. Jahrhunderts. Tokio 2005 (in japanischer Sprache).

Anschrift: Nishikatsuyama 30-31, Aoba-ku, 981-0953 Sendai, Japan; Telefon/Fax: +81 022/278/1937; *E-Mail*: k-hara@sal.tohoku.ac.jp;

Homepage: http://www.sal.tohoku.ac.jp/de/deutsch/hara.html

Wynfrid KRIEGLEDER, geb. 1958, Studium der Germanistik und Anglistik, seit 1997 a. o. Univ.-Prof. am Institut für Germanistik der Universität Wien. Lehr- und Forschungstätigkeit am Berea College (Kentucky, USA), der Duke University, der

Yale University, den Universitäten Szeged, Osijek, Wroclaw, Antwerpen, Bern, La Sapienza (Rom). Forschungsschwerpunkte: Deutsche und österreichische Literatur des 18. und 19. Jahrhunderts, Imagologie, Erzählliteratur.

Veröffentlichungen: Aufsätze zum deutschen Amerikabild, zur deutschen und österreichischen Literatur des 18. bis 20. Jahrhunderts. Zuletzt: (Hrsg. zus. mit Andrea Seidler und Jozef Tancer): Deutsche Sprache und Kultur in der Zips. Bremen: edition lumière 2007; (Hrsg. zus. mit Franz Eybl und Johannes Frimmel): Aloys Blumauer und seine Zeit. (Jahrbuch der Österreichischen Gesellschaft zur Erforschung des achtzehnten Jahrhunderts 21). Bochum 2007.

Anschrift: Institut für Germanistik, Dr. Karl-Lueger-Ring 1, A-1010 Wien. Tel.: +43 1427742127

E-Mail: wynfrid.kriegleder@univie.ac.at

Homepage: http://public.univie.ac.at/index.php?id=14234

Primus-Heinz KUCHER, geb. 1956, Studium der Geschichte und Germanistik, 1980-84 Lektor an der Universität Pisa; seit 1998 a. o. Univ. Prof. am Institut für Germanistik der Universität Klagenfurt. Forschungsschwerpunkte: deutschsprachige Literatur(en) im 19. und 20. Jahrhundert mit Akzenten in den Bereichen: literarische Öffentlichkeit, Emigration-Exil, Literaturbeziehungen, Mehrsprachigkeit, literarische Übersetzung, jüdische Literatur, Literatur aus dem Triestiner Raum.

Veröffentlichungen: Aufsätze über Kompert, Sealsfield, Stifter, Tieck, Csokor, Döblin, Kramer, Musil, Schnitzler bis hin zu Bachmann, Drach, Özdamar u. a.; Editionen von Texten von Leopold Kompert, Charles Sealsfield, Stella Rotenberg, Albert Drach. Zuletzt: (Zus. mit L. Reitani): „In die Mulde meiner Stummheit leg ein Wort." Interpretationen zur Lyrik Ingeborg Bachmanns. Wien 2000; (zus. mit H. Lengauer): Bewegung im Reich der Immobilität. Revolutionen in der Habsburgermonarchie 1848-49. Literarisch-publizistische Auseinandersetzungen Wien 2001; (Hrsg.) Charles Sealsfield: Gesammelte Werke. Bd. 31: Dokumente zur Rezeptionsgeschichte Teil I, Supplementband 7. Hildesheim/Zürich/New York 2002; Ungleichzeitige/verspätete Moderne. Prosaformen in der österreichischen Literatur 1820-1880. Tübingen/Basel 2002. Ferner: Co-Projektleitung von: www.literaturepochen.at/exil

Anschrift: Institut für Germanistik, Universität Klagenfurt. Universitätsstraße 65, A-9020 Klagenfurt. Tel: +43 46327002717; Fax: +43 46327002799

E-Mail: primus.kucher@uni-klu.ac.at

Mira MILADINOVIĆ ZALAZNIK, geb. 1952, Studium der Germanistik und Romanistik; Dr. phil. habil, ao. Professor an der Abteilung für Germanistik an der Phi-

losophischen Fakultät der Universität Ljubljana, Lehrstuhl für Neuere Deutsche Literatur.

Veröffentlichungen: Zahlreiche Aufsätze und Werke zur Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts, Regionalliteratur, deutsches Zeitungswesen des slowenischen ethnischen Gebiets, deutsch-slowenische Literaturbeziehungen. Zuletzt: (Mhrsg.) Querschnitte. Deutsch-slowenische Kultur und Geschichte im gemeinsamen Raum. München 2001; Deutsch-slowenische literarische Wechselbeziehungen. Ljubljana 2002; (Hrsg.) Germanistik im Kontaktraum Europa II. Beiträge zur Literatur. Symposion Ljubljana 17.-20. April 2002. Ljubljana 2003.

Anschrift: Filozofska fakulteta Germanistika, Aškerčeva 2, p. p. 580, SI-1001 Ljubljana; Tel.:+38 612411334, Faks: +38 61425-9337.

E-Mail: mmz@ff.uni-lj.si

Homepage: www.ff.uni-lj.si/oddelki/germanistika/default.htm

Alexander RITTER, geb. 1939, Studium der Germanistik, Geographie, Philosophie; Dr. phil. habil., Privatdozent am Literaturwissenschaftlichen Seminar II – Neuere Deutsche Literatur und Medienkultur, Universität Hamburg.

*Veröffentlichung*en: Zahlreiche Aufsätze und Bücher zur Literatur des 18., 19. und 20. Jahrhunderts, über Erzähltheorie, Regionalliteratur, Literaturgeschichtsschreibung, Lesegesellschaften, Germanistik/NS-Zeit, deutsch-amerikanische Literaturbeziehungen, Reiseberichte, literarische Medikalkritik, niederdeutsche Literatur, deutschsprachige Literatur des Auslands und zu Boie, Chateaubriand, Crébillon d. J., J. Chr. Dieterich, Fehrs, Freytag, Grass, Graf Kessler, Meschendörfer, J. G. Müller, Raabe, Schickele, R. Schneider, Scott, Sealsfield, E. Welty. Zuletzt: Alfred Andersch: *Sansibar oder der letzte Grund*. Erläuterungen und Dokumente. Stuttgart 2003; (Hrsg.) SealsfieldBibliothek. Bd. 1. Wien 2004ff.; (Hrsg.) Charles Sealsfield. Perspektiven neuerer Forschung. Wien 2004; (Hrsg.) Charles Sealsfield. Lehrjahre eines Romanciers 1808-1829. Vom spätjosephinischen Prag ins demokratische Amerika. Wien 2007.

Websites: „Müller von Itzehoe". Der gelehrte Erfolgsschriftsteller Johann Gottwerth Müller (Hamburg 1743 – Itzehoe 1823) [Biographie und Bibliographie]: http://www.itzehoe.de/ Itzehoe/Kultur/Johann Gottwerth Mueller; Dokumentation Johann Gottwerth Müller. In: goethezeitportal.de > Wissen > Künstler- und Denkerenzyklopädien > Johann Gottwerth Müller.

Anschrift: Ferdinand-Sauerbruch-Str.2, D-25524 Itzehoe; Telefon: +49 4821 402733, Fax: +49 4821 402735.

E-Mail: dr.alexander.ritter@t-online.de

Homepage: www.sign-lang.uni-hamburg.de/fb07/LitS/Lehrende/Alexander_Ritter.html

Monika RITZER, Studium der Germanistik, Anglistik und Philosophie. Dr. phil. habil., Professorin für neueste deutsche Literatur an der Universität Leipzig.

Veröffentlichungen: Bücher und Schriften zu Autoren des 19. und frühen 20. Jahrhunderts im kulturhistorischen Kontext sowie zur Dramentheorie und -geschichte. Präsidentin der Hebbelgesellschaft, Mitherausgeberin von KulturPoetik

Anschrift: Institut für Germanistik, Universität Leipzig, Beethovenstr. 15, 04107 Leipzig

Homepage: www.monika-ritzer.net

Jeffrey L. SAMMONS, geb. 1936, Studium der Germanistik; B. A., Ph. D, Professor Emeritus der Germanistik an der Yale-Universität.

Veröffentlichungen: Zahlreiche Aufsätze und Bücher hauptsächlich zur deutschen Literatur des 19. Jahrhunderts, über Literatursoziologie, den deutschen Kanon, die *Nachtwachen von Bonaventura*, das deutsche Bild von Amerika, deutsch-jüdische Literaturbeziehungen, das Junge Deutschland, den Bildungsroman, den realistischen Roman und zu Angelus Silesius, Auerbach, Franzos, Freytag, Gerstäcker, Goethe, Heine, Hesse, Jensen, Karpeles, Kleist, Kürnberger, Laube, May, Mörike, Mundt, Sealsfield, Schiller, Spielhagen, Wienbarg. Zuletzt: Ideology, Mimesis, Fantasy. Charles Sealsfield, Friedrich Gerstäcker, Karl May, and Other German Novelists of America. Chapel Hill 1998; Friedrich Spielhagen. Novelist of Germany's False Dawn. Tübingen 2004; Heinrich Heine: Alternative Perspectives 1985-2005. Würzburg 2006; Heinrich Heine: Ludwig Börne. A Memorial. Translated with a commentary. Rochester 2006.

Anschrift: 211 Highland St., New Haven, CT 06511, USA

E-Mail: jeffrey.sammons@yale.edu

Gabriela SCHERER, geb. 1963, Studium der Germanistik, Anglistik und Literaturkritik; Dr. phil., Lehrkraft für besondere Aufgaben am Institut für Deutsche Sprache und Literatur und ihre Didaktik der Pädagogischen Hochschule Heidelberg.

Veröffentlichungen: Aufsätze und Bücher zur Literatur des 18., 19. und 20. Jahrhunderts, in den Bereichen Erzähltheorie, Literaturtheorie, Literaturgeschichtsschreibung, Gender Studies, Kulturwissenschaft, DDR-Literatur, Schweizer Literatur, Migrantenliteratur, Adoleszenromane, Literaturdidaktik und zu Sophie von La Roche, Goethe, Jean Paul, Hoffmann, Tieck, Therese Huber, Sealsfield, Storm, Ril-

ke, Morgner, Erica Pedretti, Herta Müller, Emine Sevgi Özdamar. *Zuletzt*: Bis daß der Tod euch scheidet. Leib-seelische Fügungen in Liebesgeschichten um 1800. Bielefeld 2002.

Anschrift: Institut für Deutsche Sprache und Literatur und ihre Didaktik der PH Heidelberg, Im Neuenheimer Feld 561, D – 69121 Heidelberg; Telefon: 06221/477228, Fax: 06221/477407;

E-Mail: scherer@ph-heidelberg.de

Alf SCHNEDITZ, geb. 1944. Nach Aufenthalten in Deutschland (1972-1977) und Japan (1977-1981) seit 1983 in Italien.

Veröffentlichungen von Lyrik und Prosa in österreichischen und deutschen Anthologien und Literaturzeitschriften. Buchpublikationen u. a.: *DichterLeben/Vita di poeta*, Gedichte deutsch-italienisch, Trieste 1991; *Non voglio andare in India* (Roman), Milano 1993; *Chelsea Hotel* (Roman), Milano 1995; *Nella camera oscura* (Erzählung), Torino 2001.

Claudia SCHWEIZER, geb. 1950, Studium der Biologie, Chemie und Paläontologie in Zürich mit DoktoratsAbschluß (Dr. rer. nat.). Mehrere Jahre Berufstätigkeit in Molekularbiologie und Genetik in Wien, dann Studium der Germanistik und Theaterwissenschaft in Wien mit DoktoratsAbschluß (Dr. phil.), Einstieg in die Wissenschaftsgeschichte.

Veröffentlichungen: Mehrere Aufsätze zur Wissenschaftspolitik in Böhmen in den Jahren des Vormärz, zum Wirken Kaspar Sternbergs inner- und außerhalb der Habsburger Monarchie, Buchveröffentlichung zur kulturgeschichtlichen und wissenschaftshistorischen Interpretation des Briefwechsels zwischen Goethe und Kaspar Sternberg. Zuletzt: Johann Wolfgang von Goethe und Kaspar Maria von Sternberg – Naturforscher und Gleichgesinnte. Münster/Wien 2005.

Homepage: zur laufenden Forschung www.univie.ac.at/sternberg

Anschrift: Am Modenapark 13/11, A-1030 Wien; Telefon: +43 171 33883

E-Mail: c.schweizer@gmx.at

Christian VON ZIMMERMANN, geb. 1965, Studium der Germanistik, Hispanistik, Lusitanistik und Psychologie; PD Dr. phil., Dozent für Neuere Deutsche Literatur am Institut für Germanistik der Universität Bern; Projektleiter der Historisch-kritischen Gesamtausgabe der Werke von Jeremias Gotthelf.

Veröffentlichungen: Mehrere Buchpublikationen zur Biographik, zur Reiseliteratur und zu Jeremias Gotthelf; Editionen (u. a. Klabund *Werke in acht Bänden*, Heidel-

berg 1997-2003); zahlreiche Aufsätze zur deutschsprachigen Literatur des 17. bis 21. Jahrhunderts sowie zu ausgewählten Themen der Literaturen der iberischen Halbinsel. Publikationsschwerpunkte: Geschichte der Biographik, Literarische Anthropologie, Kulturgeschichte der Trauer, Jeremias Gotthelf, Adalbert Stifter, Exil und Emigration, kulturelle Rezeptionsprozesse (bes. Spanien, China). *Zuletzt*: Biographische Anthropologie. Menschenbilder in lebengeschichtlicher Darstellung (1830-1940). Berlin 2006. – (Hrsg. mit Barbara Mahlmann-Bauer), Jeremias Gotthelf – Wege zu einer neuen Ausgabe. Tübingen 2006 (Beihefte zu Editio 24). – (Red. mit Stefan Humbel), Jeremias Gotthelf. München 2008 (Text+Kritik 178/179).

Websites: Gotthelf-Edition: www.gotthelf.unibe.ch

Anschrift: Institut für Germanistik, Universität Bern, Länggass-Strasse 49, CH 3000 Bern 9.

E-Mail: vonzimmermann@germ.unibe.ch

Homepage: www.germ.unibe.ch/~quirinus/

Internationale Charles-Sealsfield-Gesellschaft (Wien)

Die *Internationale Charles-Sealsfield-Gesellschaft* wurde im Jahr 2001 gegründet. Sie hat ihren Sitz in Wien, erstreckt ihre Tätigkeit auf alle Länder, in denen Interesse am Leben und Werk des Dichters besteht. Sie ist, gemäß ihren Statuten, „gemeinnützig tätig, nicht auf Gewinn ausgerichtet und verfolgt keine politischen Ziele. Ihr Zweck ist die Pflege des Andenkens an Charles Sealsfield, die Erforschung und Popularisierung seines Werkes sowie die Förderung interkultureller Kontakte und Studien."

Um ihren Zweck zu erreichen, verfolgt die Gesellschaft u. a. folgende Aktivitäten:

- die Veranstaltung von Tagungen, Vorträgen und Versammlungen, Lesungen aus dem Werk des Autors;
- die Herausgabe einer Schriftenreihe, der *SealsfieldBibliothek* (Wien: Praesens Verlag. Bd. 1. 2004ff.);
- die Herausgabe eines Mitteilungsblattes bzw. die Einrichtung einer Web-Site: http://www.univie.ac.at/charles.sealsfield
- die Zusammenarbeit mit thematisch vergleichbar ausgerichteten wissenschaftlichen und literarischen Organisationen des In- und Auslandes.

Der *Vorstand der Gesellschaft* besteht derzeit aus folgenden Personen: Helga Löber (Präsidentin), Wynfrid Kriegleder (Vizepräsident), Günter Haika (Schriftführer), Gabriela Scherer (stv. Schriftführerin), Ernst Grabovszki (Kassier), Primus-Heinz Kucher (stv. Kassier).

Der *wissenschaftliche Beirat* besteht derzeit aus folgenden Personen: Ingeborg Fiala (Universität Olmütz), Ernst Grabovszki (Universität Wien), Walter Grünzweig (Universität Dortmund), Wynfrid Kriegleder (Universität Wien), Primus-Heinz Kucher (Universität Klagenfurt), Heike Paul (Universität Leipzig), Gustav-Adolf Pogatschnigg (Universität Bergamo), Alexander Ritter (Universität Hamburg), Jeffrey Sammons (Yale University), Gabriela Scherer (PH Heidelberg), Jerry Schuchalter (Universität Turku), Milan Trvdik (Universität Prag).

Beitrittsansuchen können in einem formlosen Brief an eines der Vorstandsmitglieder gestellt werden (wynfrid.kriegleder@univie.ac.at oder Dr. Helga Löber, Steckhovengasse 13, A-1130 Wien/helga.loeber@gmx.at).

Der Mitgliedsbeitrag beträgt für „juristische Personen“ (d.h. Institutionen) 60 Euro, für ordentliche Mitglieder 30 Euro, für Studentinnen und Studenten 10 Euro. Der Mitgliedsbeitrag – und etwaige Spenden – sind steuerlich absetzbar.

Alle Mitglieder erhalten die Bände der Buchreihe *SealsfieldBibliothek* gratis zugeschickt.

SealsfieldBibliothek. Wiener Studien und Texte

Herausgegeben von Alexander Ritter

Band 1 (2004)

Alexander Ritter (Hg.):
Charles Sealsfield • Perspektiven neuerer Forschung
ISBN 978-3-7069-0197-0
237 Seiten

Band 2 (2003)

David Christoph Seybold: Reizenstein. Die Geschichte eines deutschen Officiers. Herausgegeben, kommentiert u. mit einem Nachwort versehen von Wynfrid Kriegleder
ISBN 978-3-7069-0198-7
412 Seiten

Band 4 (2005)

Michael Meyer:
Ricarda Huch-Bibliographie
ISBN 978-3-7069-0257-1
550 Seiten

Band 5 (2007)

Alexander Ritter (Hg.):
Charles Sealsfield - Lehrjahre eines Romanciers 1808-1829. Vom spätjosephinischen Prag ins demokratische Amerika
ISBN 978-3-7069-0302-8
314 Seiten

www.praesens.at